Bibliothek

der Unterhaltung und des Wissens.


Aus der Bibliothek
von



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Novellette „Ein Opfer“ von A. Schoebel. (S. 79)
Originalzeichnung von Enrico Buffetti.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Jahrgang 1900
Sechster Band

Stuttgart · Berlin · Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ein Wille — ein Weg. Roman von Ada v. Gersdorff (Baronin Maltzahn) (Fortsetzung) 7

Ein Opfer. Novellette von A. Schoebel 59
Mit Illustrationen von Enrico Buffetti.

Die Helden vom Niagara. Nordamerikanische Skizze von Hans Scharwerker 81
Mit 8 Illustrationen.

Das ist der Dank. Novelle von Georg Buss 95

Wallenstein in Eger. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Rudolf Felger 182
Mit 7 Illustrationen.

Familie und Haus nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch. Von Lorenz Stüben 198
V. Das eheliche Güterrecht.

Der Huchen und sein Fang. Skizze aus den österreichischen Alpenländern. Von H. Wille 209
Mit 6 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Die erste Weltausstellung 222

Neue Erfindungen:

I. Ein neues Milchsieb 227
Mit Illustration.

Seite

II. Spielteller mit Klammer 228
Mit Illustration.
III. Eine Reiseschreibmappe für Damen 229
Mit Illustration.
Die Drahtzieher von Altena 230
Die Wasserkrugpflanze 231
Der blamierte Diplomat 231
Der „Santo Bambino“ 232
Mit Illustration.
Zwei harte Proben 233
Die Schlittenfahrten mancher Tiere 236
Die Normannischen Inseln 236
Alter Zechspruch 237
Aegyptische Strafgesetzgebung 238
Die ersten Kartoffeln in Frankreich 238
Ein Grobian 239
Gesetzt und gesetzt 239
Stossseufzer eines Bauherrn 240





Ein Wille — ein Weg.

Roman von Ada v. Gersdorff (Baronin Maltzahn).

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ulrich sah Leona mit einem raschen, forschenden Blick an. Freilich, diese Probe war nicht zu schwer. Aber er hatte noch eine andere auf ihre starke Liebe zu machen. Eine, die er unbedingt machen mußte. Klar war ihm dies Müssen wie eine Lebensbedingung. Er wußte, daß er nicht davon abgehen würde, kein Jota davon erlassen. Daß er fortgehen würde für immer in ein einsames, liebeleeres Leben, wenn sie die Probe nicht bestand, und daß ihr Herz und sein eigenes Herz brechen würden, ehe er nachgab und sich beschied.

„Himmlisch amüsant eigentlich," sagte Leona vergnügt, vom Thema abspringend, „so mit dir ganz allein in still verschwiegener Droschke, wenn man zu Hause krank im Bett liegen soll."

Ihm war die Situation natürlich weniger interessant als ihr, er dachte an die unausbleibliche Mißdeutung seitens der Welt, wenn ein Bekannter sie zufällig sähe.

Während der weiteren Fahrt sprachen sie wenig zu-

sammen, Leona suchte nur ab und zu seine Hand, und er, umweht von dem frischen, süßen Duft, der von ihr ausging, fragte sich selbst erstaunt, wie es gestern nur möglich gewesen war, daß er sich so abgestoßen gefühlt hatte, so unangenehm überrascht von ihrem Wesen, daß er thatsächlich das Gefühl gehabt hatte, einem dunklen, schweren Verhängnis entronnen zu sein, nachdem er das Verlöbnis gelöst hatte.

Als die Droschke vor dem Gasthause hielt, in welchem er Katharine Wollski untergebracht hatte, sah er sie schon dort auf und ab gehen, wahrscheinlich seiner wartend.

Jetzt wandte sie gerade um, und er ging ihr mit Leona entgegen.

„Liebe Leona, das ist mein junger Schützling von gestern, Fräulein Katharine Wollski," sagte Ulrich.

Neugierig musterte Leona das junge Mädchen.

Nun, da war allerdings keine Eifersucht, kein Verdacht nötig gewesen. Was nun ihre Mutter für ein beschämtes Gesicht machen würde, und wie sehr sie Ulrich um Verzeihung bitten mußte! Leona war fest entschlossen, daß ihre Mutter sie sehen sollte, diese kleine, so dürftige Gestalt, in dem armseligen Trauerkleidchen, mit dem schwarzen Strohhut, der jetzt ohne Federn wirklich mehr als bescheiden aussah, über dem etwas bleichsüchtig aussehenden Gesicht. Die hellblauen Augen hatten aber einen sehr angenehmen intelligenten Blick, und um die feinen Lippen spielte ein freundliches Lächeln.

Ueber der ganzen Erscheinung lag ein wohlthuender, ruhiger, freilich etwas schüchterner Ausdruck. Nur das blonde Haar, das sie in Zöpfen rund um den Kopf trug, schien sehr schön, weich und glänzend zu sein.

Ulrich hatte Katharine nicht gesagt, wer Leona sei,

und sie erriet es wohl auch so, denn mit einem für diese sehr schmeichelhaften Ausdruck ehrlicher Bewunderung blickten jetzt, als sie dicht vor ihr stand, die hellen, blauen Augen der kleinen „Stütze" das schöne Mädchen an, dem das Leben ein so glänzendes Los bereitet hatte.

„Das ist wirklich ein recht sonderbarer Zufall, liebes Fräulein," sagte Leona sehr freundlich, „ein recht glücklicher Zufall, der Ihnen gestern abend, als Sie in so großer Verlegenheit waren, meinen Bräutigam als Retter in der Not zuführte. Ich habe es mit großer Teilnahme und Interesse von ihm gehört."

Wie liebenswürdig gewandt sie das hinplauderte, dachte Ulrich. Man merkte so recht, daß sie gewöhnt war, zu protegieren, zu geben, zu unterstützen, der eigenen höheren Stellung vollkommen bewußt, die sie gewissermaßen dazu verpflichtete.

„Wollen wir nicht in eine Konditorei gehen? Da könnten wir alles ruhiger besprechen," meinte Ulrich, der beim Herfahren eine bemerkt hatte.

„Natürlich," sagte Leona rasch, „das ist ein sehr hübscher Vorschlag, mein Schatz."

Mit einigen Schritten war das Lokal erreicht, und die drei jungen Leute saßen in dem ganz gemütlichen Hinterzimmerchen beisammen.

Fräulein Wollski aber bedurfte der ferneren Protektion von Leona oder deren Mutter zur Zeit nicht mehr. Sie hatte bereits am gestrigen Abend alle geeigneten Zeitungen durchgesehen und mehrere für sie passende Inserate darin gefunden.

„Ich bin daraufhin sogleich heute morgen ausgegangen und habe mich bei fünf verschiedenen Herrschaften gemeldet. Vor einer Stunde ungefähr bin ich engagiert worden, nachdem ich meine Papiere vorgelegt hatte."

„Und bei wem ist das? Wird es auch eine gute

Stellung sein?" fragte Leona fast enttäuscht, daß ihr nun nichts mehr für Ulrichs Schützling zu thun übrig blieb.

„Herr und Frau v. Reifenstahl, ältere, kinderlose Herrschaften," berichtete Katharine. „Es ist noch ein Mädchen da, und ich brauche nur die Küche zu beaufsichtigen oder ab und zu bei feineren Sachen Hand mitanzulegen. Dann natürlich Handarbeiten machen und abends vorlesen. Frau v. Reifenstahl ist fast blind. Es scheint eine sehr leichte Stelle zu sein. Nun, ich werde mir schon Arbeit verschaffen, wenn ich deren zu wenig haben sollte, wie ich fast glaube."

„Bekommen Sie denn Gehalt, Fräulein?" fragte Ulrich voll herzlicher Teilnahme für das Geschick des Mädchens, das so rasch, so selbständig und heiteren Sinnes sich auf eigene Füße gestellt hatte und so ganz allein im Leben stand.

Ein ganz eigentümliches Zutrauen erfüllte ihn zu dieser kleinen, unscheinbaren Persönlichkeit. Etwas so Zuverlässiges, Tüchtiges, Zufriedenes sprach aus ihrem ganzen Gebaren.

Er war überzeugt, daß die Leute, welche sie engagiert hatten, ganz vortrefflich dabei fahren würden, und hoffte von Herzen, daß auch Katharine keine zu schlechte Wahl getroffen habe.

„Gewiß bekomme ich Gehalt," sagte sie ganz strahlend, „und sogar verhältnismäßig hoch: zwanzig Mark im Monat."

„Du lieber Gott!" rief Leona mitleidig. „Ja, was können Sie denn damit machen?"

„O, davon lege ich zurück," war die eifrige Antwort.

„Davon wollen Sie auch noch zurücklegen? Das kann doch nur Ihr Scherz sein?"

„Wieso denn? Ich brauche ja gar nichts auszugeben. Freie Wohnung, freie Station habe ich dort. Garderobe bringe ich ganz nette mit, durchaus genügend für meine Stellung."

„Sie scheinen sich ja förmlich darauf zu freuen," sagte Leona, der die Kleine unendlich leid that, im Gegensatz zu sich selbst und ihren glückseligen Aussichten.

„Sicher freue ich mich. Ich kann doch auch wirklich von Glück sagen, nicht wahr?" wandte sich Katharine an Ulrich, der ziemlich gedankenvoll und schweigsam dasaß. „Wenn man bedenkt, in welcher ratlosen Lage ich gestern abend war. Und heute habe ich schon wie im Handumdrehen ohne fremde Hilfe ein Heim gefunden und eine hübsche Erwerbsquelle."

„Ein Heim?" rief Leona entsetzt. „Bei wildfremden Leuten in einer wildfremden Stadt?"

„Ach," sagte Katharine einfach, „wo ich Arbeit finde, die ich leisten kann und die mir eine Existenz ermöglicht, da bin ich überall zu Hause. Darin habe ich's auch wieder sehr gut, viel besser wie so manche andere Menschen, die sich überall nach der Heimat bangen und sich fremd und einsam fühlen. Das kenn' ich gar nicht."

„Jedenfalls, wie es auch kommen mag für Sie, Fräulein Wollski," nahm Ulrich freundlich das Wort, „vergessen Sie nicht, daß Sie doch nicht ganz ohne Freunde sind, die sich für Sie interessieren und im Notfalle Ihnen beistehen können."

„Ja," sagte sie in schlichter Dankbarkeit, „ich habe das ja schon gefühlt; Sie und Ihre Fräulein Braut sind ja so sehr gütig gegen mich armes Mädchen, das Ihre Güte gar nicht vergelten kann. Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich hier so viel Glück habe. Er sorgt wirklich für die Waisen."

Ihre mutige, heitere Stimme zitterte ein wenig, und Ulrich half ihr rasch über den peinlichen Moment hinweg mit der Bitte um ihre Adresse und schrieb ihr diejenige Leonas auf einen Briefumschlag, den er bei sich trug mit seiner eigenen Adresse.

Er zögerte aber plötzlich bei Bestimmung derselben. Wo war denn seine Adresse? Er sei ja im Moment ebenso heimatlos wie Katharine, sagte er, halb lächelnd.

„O Ulrich! Deine Heimat ist doch immer bei mir, bei uns!“ rief Leona vorwurfsvoll. „Warum siehst du mich so — so sonderbar an?“

Er antwortete nicht, sondern erhob sich mit einiger Eilfertigkeit, die kleine Rechnung in dem Laden bezahlend.

Währenddessen neigte sich Katharine schnell zu Leona und sagte leise: „Ihr Herr Bräutigam lieh mir gestern, als ich so ganz hilflos auf der Straße stand, zwanzig Mark. Ich habe sie nicht ganz gebraucht. Drei davon möchte ich behalten bis zum Ersten nächsten Monats, an dem ich mein Gehalt bekomme. Bitte recht sehr, gnädiges Fräulein, geben Sie ihm aber diese zehn Mark von mir zurück, und den Rest darf ich dann wohl auch an Sie schicken?“

Leona machte zwar im ersten Moment eine sehr abwehrende Bewegung, aber sie war doch zu taktvoll, um nicht zu fühlen, daß sie hier mit einer vermeintlichen Großmut verletzen würde. Dankend nahm sie die zehn Mark aus den recht rauh und verarbeitet aussehenden Händen dieses armen Mädchens entgegen.

Katharine mochte nicht mehr Jahre zählen als sie selbst. Und wieviel gereifter, erfahrener, erprobter im Lebenskampf, wieviel älter sah sie aus!

Einen Moment begegneten sich die Augen der beiden Mädchen, wie in hastig stummer Frage.

War es eine an das Schicksal?

Welche von beiden wohl das schwerere zu tragen bestimmt war?

Beide so jung und das Leben so lang! Leonas impulsiv warmem Herzen entsprach es, daß sie mit herzlichem Lächeln der anderen ihre Hand bot und halb scherzend

sagte: „Und wenn ich 'mal in Not käme, und eine recht aufrichtige, gute Seele brauchte, dann komm' ich zu Ihnen, nicht wahr, Fräulein, und vertraue Ihnen meinen Kummer! Ich bin überzeugt, daß Sie mir gern raten und helfen werden."

Fast verwunderte es Leona, daß Katharine nicht lächelnd widersprach, eine solche Möglichkeit ganz ausgeschlossen erklärend, bei einem so glücklichen Wesen wie Leona sei, sondern mit ruhig-ernstem Nicken sagte: „Gewiß. Gern und immer werde ich dem gnädigen Fräulein beistehen nach meinen Kräften, sobald Sie mich brauchen können."

Dann erhob sie sich und verabschiedete sich freundlich und bescheiden von Leona und Ulrich, denn ihre Zeit war abgelaufen. Sie mußte noch an demselben Abend ihre Stellung antreten.

„Ein nettes, bescheidenes Ding," sagte Leona lobend, als sie mit Ulrich allein war.

„Ja, und ich glaube, ein guter Charakter und recht klarer Verstand. Sie wird immer einen Platz im Leben finden, den sie ausfüllen, auf dem sie wirken und nützen kann," meinte er gedankenvoll. „Es freut mich, daß ich im stande war, ihr über eine sehr böse Situation hinwegzuhelfen."

„Ach, richtig!" rief Leona. „Beinah' hätt' ich's vergessen — die gute, kleine Seele läßt dir hier die Hälfte deiner zwanzig Mark zurückgeben, und den Rest will sie später bezahlen. Rührend, nicht wahr?"

„Sehr natürlich von ihr, Leona."

„Du, ich muß jetzt aber auch nach Hause, Ulrich. Himmel, wenn Mama doch am Ende früher nach Hause käme und mich nicht im Bett fände! Ich muß mich wirklich auf eine plausible Ausrede vorbereiten, denn ich glaube, meinen heutigen Geniestreich würde sie doch furchtbar übelnehmen."

„Und mich dafür verantwortlich machen,“ bemerkte er, einen Wagen heranwinkend.

Leona lachte. „Versteht sich! Dir traut sie, glaube ich, nicht mehr über den Weg. Sie kennt dich eben nicht, mein einzig lieber Ulrich. — Du bringst mich doch nach Hause?“ fragte sie so lieblich erschrocken, daß er, der einen Moment zögernd am Schlage stehen geblieben war, eilig ihrem Wunsche nachkam.

„Wir haben ja noch gar nichts verabredet, wann und wie du morgen kommen sollst, Mama zu versöhnen und zu besiegen. Wenn sie auch selbstverständlich nur darauf wartet und nicht unbesiegbar sein wird, schon wegen des ungeheuren Aufsehens, welches eine zurückgegangene Verlobung, und noch dazu so kurze Zeit vor der Hochzeit, überall machen müßte, so kann ich dir doch die Versicherung geben, daß sie ohne Scherz schon mit allen Segeln auf eine andere, sehr glänzende Partie für mich los steuert. Aber von meiner Liebe zu dir ist sie auch fest überzeugt. — Also, Liebster, ich denke, du kommst am besten morgen so zwischen zehn und elf Uhr. Ganz einfach und selbstverständlich, als sei eine wirkliche Auflösung unserer Verlobung aus so nichtigen Gründen wie eine kleine Meinungsverschiedenheit ganz undenkbar. Ich werde schon vorarbeiten.“

Ulrich hatte ihr schweigend zugehört. Jetzt sagte er langsam: „Leona, du verkennst die Schwere dieser Meinungsverschiedenheit. Es handelt sich um sehr ernste Lebensauffassungen und -fragen.“

„Ach, mit Mama ist nicht so schwer fertig zu werden.“

„Nun — dann vielleicht mit mir.“

„Mit dir? O, du einziger Schatz! Mit dir sollt' ich so schwer fertig werden?“ lachte sie in holdem Uebermut.

„Hier in diesem rasselnden Gefährt können wir nicht weiter darüber reden, Liebling,“ sagte er entschlossen. „Nur um eines bitte ich dich sehr, Leona, sage du deiner

Mutter heute nichts und morgen auch noch nichts von unserer Wiedervereinigung und warte erst ab, bis du morgen einen Brief von mir hast."

„Aber wozu denn? Liegt dir denn gar nichts daran, daß alles so rasch als möglich wieder ins Geleise kommt?" fragte sie nun doch etwas verletzt.

Er nahm ihre Hand in seine beiden in stummem, starkem Druck und behielt sie dort, während er eifrig erwiderte: „Versprich mir, auf den Brief zu warten. Versprich, mir bedingungslos zu vertrauen. Leona, du hast mir heute eine kleine Probe gegeben, daß du es thust, aber es war nur eine kleine Probe; von deiner Liebe zu mir mußt du mir eine viel schwerere geben, vielleicht eine, die dir ganz unmöglich sein wird."

„Unsinn! Das giebt's nicht. Unmöglich ist mir gar nichts für dich. Ich sterbe für dich, wenn es sein muß — oder mit dir!" flüsterte sie in heißer Leidenschaft.

Er schloß sie einen Moment stumm und beglückt in seine Arme. „Du mußt achtgeben, Leona, daß du meinen Brief ungesehen erhältst," sagte er dann.

„Werd' ich schon machen," gab sie zurück.

Da hielt der Wagen, Leona sprang hinaus und hielt ihn ab, ihr zu folgen. „Um des Himmels willen, bleib! Wenn dich jetzt jemand sähe!"

Den finsteren Schatten, der über seine Stirn flog bei dem Gedanken, sich wie ein Dieb verbergen zu müssen, sah sie nicht. Die Schatten des Abends verdeckten ihn.

Fünftes Kapitel.

Ulrich ging in dieser Nacht erst spät zur Ruhe. Der Brief an Leona war nicht leicht zu schreiben. Schwer lag es ihm im Herzen und Geist, und er konnte den Anfang nicht finden.

Was er wollte, war ihm ganz unerschütterlich klar, aber das Wie der Ausführung nicht. Er wußte wohl, es war ein kühnes Experiment. War es nicht zu kühn? Durfte er so handeln?

Und wenn es nicht glückte? Dann hatte er Unsägliches verloren. Das fühlte er wohl. Das war ihm seit heute ganz klar, ganz unabweislich klar, Leona war ihm der ganze Begriff irdischen Glücks, nie — niemals konnte sein Herz ähnliches wiederfinden. Und er bebte davor zurück, es preiszugeben, va banque damit zu spielen.

Aber wagte er es nicht, setzte er nicht sein Alles auf diese eine Karte, dann verlor er mehr als Liebesglück, als Herzensbefriedigung: seine Selbstachtung. Ohne ersteres konnte Ulrich v. Uhlenstein sich ein Leben denken, ohne letztere nicht.

Nein. Nur um das Wie handelte es sich bei ihm.

Wie sollte er schreiben? Ein Brief konnte so entsetzlich leicht mißverstanden werden. Der warme Blick, der innige Ton, die allein vielleicht ein Herz von der Liebe überzeugen, von welcher die ernste Wahrheit, die grausame Zumutung ausging, fehlten der kalten Auseinandersetzung auf dem Papier. Es war sehr gewagt, manche Dinge zu schreiben. Und wie furchtbar, vielleicht auf die Antwort warten zu müssen, während sie überlegte, in ihrer Angst sich nicht zu helfen wußte und sich grämte und weinte über ihn! Und er war nicht bei ihr, die Thränen von den schönen Augen zu küssen, sie von der heißen Liebe zu überzeugen, an der sie in ihrem unerfahrenen, jungen Herzen zweifelte.

Vielleicht verstand sie ihn gar nicht, begriff die Gründe seines Thuns nicht.

Nein. Kein Brief! Er mußte sie noch einmal sprechen, allein, ungestört.

Es war ja eine sehr heikle Sache, ihr jetzt seinerseits

den Vorschlag zu einem heimlichen Zusammenkommen zu machen; aber ging es denn anders?

Nein. Er mußte schon seiner Ueberzeugung etwas abringen, etwas aufzwingen, wenn er erreichen wollte, wonach seine ganze Seele verlangte, nach Leonas Liebe und zugleich nach der höchsten, stärksten Bethätigung derselben, völligem, bedingungslosem Hingeben des eigenen Ich an das seine.

Was er selbst wie eine Erniedrigung für sich als Mann empfand und empört verweigerte, vom Weibe erwartete er es als Beweis ihres Wertes. —

Erst als der Morgen graute und das Erwachen der Stadt sich in den Straßen hören ließ, kam er zur innerlichen Ruhe und schrieb:

„Geliebte Leona!

Ich muß Dich ungestört sprechen. Zu mir kannst Du nicht wieder kommen, Du mußt es anders einzurichten suchen. Unseres ganzen Lebens Wohl und Wehe hängt davon ab. Schreibe mir sobald als möglich, wo und wann wir uns ruhig sprechen können, denn ich traue darin Deinem Scharfsinn mehr als meinem eigenen. Es ist absolut ausgeschlossen, daß ich in eure Wohnung komme, so sehr es mir auch widerstrebt, Dich zu einem heimlichen Schritt zu veranlassen. Schriftlich aber kann ich nicht auseinandersetzen, was ich Dir sagen muß."

Er war nicht zufrieden mit dem Brief. Es war da etwas in den Worten, das ihm seiner unwürdig erschien, aber er wußte im Moment absolut nicht, wie er es anders ausdrücken sollte, und er hatte so wenig Zeit zu weiterer Ueberlegung. So wies er rasch alle Bedenken von sich und schickte den Brief mit einem Dienstmann nach der Lessingstraße.

Zu seiner freudigsten Ueberraschung kam der Mann in kurzer Zeit wieder zurück mit einem Antwortschreiben in der Hand. Es lautete:

„Einzig, über alles Geliebter!

Heute abend acht Uhr im Tiergarten auf der Bank oben am Neuen See. Du weißt ja. Wir sahen einmal bei einem Spaziergang dort ein Pärchen sitzen und wunderten uns noch darüber, daß ihnen das Wetter nicht zu schlecht war. Heute abend wird's warm sein und herrlicher Mondschein.

Mama ist schlechter Laune. Der andere glänzende Bewerber scheint nicht zu haben zu sein für ihre Pläne. Du würdest, glaube ich, leichtes Spiel haben, wenn Du alle Umständlichkeit sein ließest und einfach herkämest. Sie machte heute eine ziemlich spöttische Bemerkung über die Ruhe und Heiterkeit, mit der ich Dich so rasch aufgegeben hätte.

Zu thöricht von Mama, das zu glauben! Ich sage ihr also ganz einfach, daß ich heute abend zum englischen Lesekränzchen gehen wolle, was ich überhaupt schon gar nicht mehr besuchte, worüber sie böse war. Also erwarte mich, wenn Du eher da sein solltest. Ich komme bestimmt.

Deine treue Leona."

In überwallender Liebe und Freude, in halb heißer und doch widerwilliger Bewunderung über ihren Mut ihm zuliebe drückte er den Brief an die Lippen.

Als Ulrich sich dem zum Stelldichein verabredeten Platze am Neuen See näherte, war natürlich das eingetroffen, was weder er noch Leona recht bedacht hatte, daß nämlich die Bank schon besetzt war.

Ulrich blieb deshalb auf und ab gehend in der Nähe, den Weg unverwandt im Auge behaltend, auf dem Leona kommen mußte.

Kaum eine Viertelstunde war verflossen, da kam sie auch schon.

Wie entzückend sie aussah in dem eleganten graublauen

Kleide, mit dem Hütchen voll dunkelroter Rosen! Er hätte fast gewünscht, daß sie weniger reizend und auch weniger auffallend ausgesehen hätte. Jeder Mensch mußte sie ja bewundern und bemerken.

Hoffentlich waren es keine Bekannten von ihr, die vielleicht zufällig hier ebenfalls promenierten und sie mit ihm sahen.

Mit strahlendem Lächeln kam sie ihm entgegen, war aber sehr enttäuscht, die von ihr bevorzugte Bank besetzt zu sehen. Ulrich meinte, dies sei eigentlich nicht schlimm, denn auf dem Wasser bewegten sich sehr viele Kähne mit Leuten, von denen sie leicht erkannt werden könnten. Er hielt es für besser, wenn sie weiter drinnen im Tiergarten ein verborgenes Plätzchen aufsuchten.

Leona war es recht, und sie schob ihren Arm heiter durch den seinen.

„Zu sonderbar," meinte sie dabei, „daß zwei Leute, die verlobt sind und in kurzer Zeit Hochzeit halten sollen, heimliche Zusammenkünfte verabreden müssen. Es kommt damit wirklich noch ein Stückchen Romantik in die Geschichte, nicht wahr, Ulrich? Sonst wäre sie doch auch fast gar zu glatt und einfach gewesen."

Er drückte sanft ihren Arm, und ums Herz war ihm recht beklommen, als er nun auf einer ziemlich gedeckt stehenden Bank in einem Seitengang, wo kein großer Verkehr mehr um diese Zeit war, neben ihr Platz nahm.

Durch die dichtbelaubten Zweige der Bäume und Sträucher kam der rötlichgoldene Schimmer des Abendrotes, der Schlag einer Amsel ertönte und von fern her das Brausen und Wogen der nimmer ruhenden Großstadt.

„Leona," begann Ulrich, „ich will und kann dich nicht erst langsam vorbereiten auf das, was ich dir sagen muß. Du würdest durch alle vorbereitenden Redensarten hin-

durch doch niemals auf die Wahrheit kommen. Erträgst du sie nicht gleich, so wirst du's auch später nicht thun."

Ihre dunklen Augen wurden groß und ernst, und sichtliche Angst malte sich auf ihren weichen Zügen. „Ulrich, was hast du vor? Mein Gott, Ulrich, du willst mir etwas Entsetzliches sagen. Du willst nicht kommen, du willst mich aufgeben, verlassen, namenlos unglücklich machen!" stieß sie hervor, seinen Arm mit ihren Händchen umklammernd, als wolle er dies nun unmittelbar und sogleich thun, und sie könne ihn mit ihren Händen festhalten.

„Nein, nein, Liebling. Nichts wäre mir furchtbarer, würde mich so elend machen, so unbeschreiblich schmerzen, als wenn ich das müßte."

„Müßtest?" unterbrach sie ihn, die großen, angstvollen Augen unverwandt auf sein blasses Gesicht heftend. „O, so rede doch — was ist es, ich sterbe vor Angst!"

„Ich müßte es nur, wenn du, Leona, es wolltest, daß wir auseinandergehen sollen für immer."

„Ich soll das wollen! Was fällt dir denn ein? Du kannst doch unmöglich jetzt Scherz mit mir treiben wollen?"

„Um es denn kurz zu machen, Leona," sagte er mit Anstrengung, ruhig zu bleiben, „wenn du mich liebst, wenn du mein Weib sein willst, dann mußt du mir folgen in die Heimat, in das Schicksal, das i ch, ich allein mit eigener Kraft dir und mir schaffen will — ohne den Reichtum, ohne den Luxus, ohne das Geld deiner Mutter. Nichts als das Nötigste darfst du mir mitbringen, alles mußt du von mir erwarten und annehmen. Keinen Reichtum, kein Wohlleben, keinen Glanz, nichts von all dem, was du jetzt besitzest, würdest du haben, eine ganz einfache Hausfrau müßtest du zu werden versuchen und zufrieden sein mit der schlichten Toilette, die ich dir geben kann von meiner Arbeit. Wenn du so kommen willst, dich mir bedingungslos anvertrauen, alles aufgeben, was

dir bisher angenehm gewesen ist — ach! Leona, das wäre dann freilich das Paradies auf Erden, und ohne Grenzen wäre mein Glück, meine Dankbarkeit. Denn sieh, von deiner Mutter nehme ich nie das Geringste zu unserem Unterhalt an. Das Warum wird dir selbst bei einigem Nachdenken klar sein. — Niemals werde ich für meine Frau und mich auch nur einen Heller von ihrem Gelde annehmen nach dem, was ich an jenem Abend von deiner Mutter hören mußte. Das kann nie vergeben und vergessen werden, damit hat sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen uns aufgethan. Willst du mein geliebtes Weib werden, so komm, Leona, komm ohne Geld, ohne Unterstützung, sei es auch die deiner nächsten Angehörigen. Ich will dich auf Händen tragen, für dich arbeiten, dich glücklich machen. Was Liebe ist, du sollst's empfinden!"

Er stockte, unfähig, weiterzusprechen, so heiß stieg es aus seinem Herzen in seine Augen empor vor tiefer, heiliger Bewegung. Nun stand er vor der Entscheidung. Was würde Leona sagen? Würde sie das schwere Opfer bringen um ihrer Liebe willen?

Er hoffte es. Aber ihre Antwort verblüffte ihn doch.

„Gottlob, daß es weiter nichts ist, Ulrich!" sagte sie ganz gelassen. „Ich zitterte vor Angst, was da Unfaßliches kommen würde. Du thatest ja, als wenn du mindestens ein schweres Verbrechen begangen hättest oder begehen wolltest. Denkst du, daß ich dich nicht tausendmal mehr liebe als den Reichtum und Luxus in meinem Elternhause? Es ist ja so unbeschreiblich schön und edel von dir, daß du auf alles, alles verzichtest, was doch manchen anderen verlocken würde, und nur mich ganz allein liebst und haben willst. Du Guter, Einziger, willst für mich arbeiten und dich mühen und sorgen, und ich sollte dich für diesen schönen Gedanken nicht doppelt lieben?"

„Und deine Mutter?" fragte er.

„Meine Mutter? Nun, ich glaube doch, daß du mich von ihr nicht trennen willst.“

„Du wirst dich aber selbst von ihr trennen müssen, Leona.“

„Nun ja, wenn ich deine Frau bin, gehe ich selbstverständlich mit dir, wo du hingehst.“

„Meinst du, daß deine Mutter dir nicht zürnen wird, wenn du einem armen Manne folgst als seine ganz bescheidene, einfache Hausfrau?“

„Bewahre, Mama wird lachen.“

„Wahrscheinlich. Da hast du freilich recht. Und mancher andere wohl auch,“ sagte er mit plötzlich aufwallender Bitterkeit.

„Nun ja, Schatz, für ein bißchen verrückt werden sie dich wohl halten. Aber du wirst ihnen schon beweisen, daß du das nicht bist, vielmehr weit edler und besser wie die, die dich nicht begreifen. Aber ich begreife dich doch, und ich finde deinen Wunsch wunderschön.“

Sie kreuzte ihre beiden weißen, ringefunkelnden Händchen auf seinem Arm, ihm mit großem Kinderblick ins Gesicht sehend.

„Aber Leona, nun kommt noch eins. Wirst du darüber auch so groß, so verständig denken?“ fragte er zögernd.

„O Himmel, Ulrich! Nun kommt doch noch etwas Schreckliches?“

Er seufzte. „Ach, leider! Sieh, ich bin jetzt gar nichts, den Offiziersrock ziehe ich aus und habe auch so gut wie gar nichts. Ich muß erst lernen, etwas zu leisten, muß einen anderen Beruf ergreifen, der mir Geld genug einträgt, um einen Hausstand zu begründen.“

„Ach so,“ sagte sie nachdenklich, „meinst du, daß wir dann nicht so bald heiraten können? O, Ulrich, das ist ja schrecklich traurig! Da hast du recht, wenn du meinst,

daß dies schlimmer als das Armsein ist, eine endlose Trennung. Kannst du denn nicht Offizier bleiben?"

„Wenn ich das auch könnte, als Offizier — ich bin eben erst befördert worden — müßten wir noch viele Jahre warten."

„Jahrelang? Bis ich eine alte Jungfer geworden bin?" rief sie entsetzt.

„Also lassen wir den Gedanken nur ganz fallen," meinte er rasch. „Es muß sich etwas anderes finden. Ich habe die Absicht, meines verstorbenen Vaters einzigen Bruder, der in einer kleinen Stadt in der Provinz Posen lebt, aufzusuchen, um mir seinen Rat zu erbitten."

„Wenn es gar nicht anders geht," sagte sie kleinlaut, „da müssen wir eben warten."

„Ich hoffe, daß es nicht lange sein wird, Leona."

„Ein halbes Jahr aber doch wohl?"

„Das ist nicht zu bestimmen, darüber kann ich heute gar nichts sagen."

„Aber so lange, Ulrich," rief sie da mit aufleuchtenden Augen, „so lange könntest du doch von Mama etwas annehmen, nur so viel, als wir nötig haben, um ganz bescheiden zu wohnen."

„Ich weiß nicht, Leona," sagte er stockend, „ich fürchte, du hast mich nicht verstanden, wenn du im stande bist, mir einen solchen Vorschlag zu machen."

Sein finster gewordenes Gesicht ängstigte sie.

„Du brauchst ihn ja nicht anzunehmen."

„Bist du dir auch ganz klar, Leona, daß du manche Kämpfe mit deiner Mutter zu bestehen haben wirst, wenn du meine Braut bleiben willst, und warten, bis ich eine Frau erhalten kann?"

„Ach, natürlich. Daran kann überhaupt gar nichts geändert werden. Nur das lange Warten — ich allein und du allein —"

„Wer weiß! Vielleicht kann ich hier in Berlin eine Beschäftigung finden. Aber freilich, das wäre eigentlich nicht das beste. Die Nähe deiner Mutter wäre nicht förderlich für unser Glück. Ich habe da so allerlei Befürchtungen, und am liebsten möchte ich ganz weit weg mit meiner geliebten Frau. Sag, Liebling, würdest du dich entschließen können, mit mir ins Ausland zu gehen?“ fragte er mit plötzlich aufflammender Hoffnung, während allerlei Pläne blitzschnell sein Denken kreuzten. „Weit fort, übers Meer vielleicht?“

„O, davor fürchte ich mich gar nicht! Im Gegenteil, das finde ich höchst interessant. Einen wundervollen Roman habe ich neulich gelesen, weißt du, sehr ähnliche Leute, wie wir sind, die auch übers Meer fliehen, nach New York, und dort ganz klein und bescheiden anfangen in einem weinumrankten Häuschen, mit nur drei Stuben; und allmählich geht's ihnen immer besser, ich weiß nicht mehr ganz genau wieso, weil ich so neugierig bin, und, wenn mir ein Roman gefällt, immer gern gleich den Schluß lese. Wenn es dann traurig endet, lese ich das andere überhaupt nicht. Das hat ja dann keinen Zweck, sich für die Geschichte aufzuregen, nicht wahr? — Ja, also, was ich sagen wollte, der Schluß war, daß diese beiden zuletzt einen wundervollen Palast besaßen und von der ganzen Welt und allen, die sie einmal angefeindet hatten, wegen ihrer heißen Liebe bewundert und geehrt wurden. In Amerika soll es überhaupt sehr leicht sein, viel Geld zu verdienen, sagt Mama, wenn man etwas kaufmännisch veranlagt ist.“

„Es fragt sich nur, ob ich das bin.“

„Ich zweifle nicht daran, daß du alles kannst, was du willst,“ versicherte sie ihn mit tröstendem Vertrauen.

„Du liebes Herz! Ich hoffe es. Am festen Willen fehlt es mir nicht,“ lächelte er froh. „Aber jetzt komm,

Geliebte, es wird schon ganz dunkel. Du mußt nun nach Haus. Bedenke, wie sehr und mit Recht deine Mutter mir zürnen würde, wenn sie ahnte, wozu ich dich verleitet habe. Komm, wir nehmen eine Droschke und fahren bis nach der Lessingstraße wie gestern. Es lief doch alles gut ab, nicht wahr? Deine Mutter war noch nicht zu Haus? Ich hatte noch gar keine Zeit, dich danach zu fragen."

„Ach nein, es lief gar nicht gut ab," lachte sie ärgerlich, „aber das erzähle ich dir ein andermal. Jetzt fällt mir etwas viel Wichtigeres ein: wann sehen wir uns wieder, Ulrich?"

Sie waren schon ein Stück im Schatten der Bäume dahingegangen, er hatte ihren Arm in seinen gezogen und ihre Hand gefaßt.

„Auf die heutige Art geht's nicht wieder, Leona," sagte er bestimmt, „das war nur zu entschuldigen durch die hohe Wichtigkeit der besprochenen Frage. Aber du mußt ja nun doch mit deiner Mutter sprechen. Wenn sie einwilligt, und ich darf dich auch weiter als meine Braut betrachten, und sie erkennt meinen festen Willen an, dich nur zu heiraten, wenn ich in der Lage bin, dich zu erhalten, dann könnte ich ja, dir zuliebe, das Opfer bringen — und es ist das ein sehr schweres Opfer für meinen Stolz, Leona — in euer Haus kommen, um dir lebewohl zu sagen, ehe ich abreise nach Kempzin oder anderswohin."

„Ja, ja, da hast du ganz recht. Natürlich! Du kannst doch jetzt ganz ruhig zu uns kommen. Du hast deinen Willen bei mir durchgesetzt, das ist doch die Hauptsache, und meiner Mutter bist du ja dann weiter nichts schuldig als die allgemeine Höflichkeit. Damit kannst du doch zufrieden sein."

„Ich — schon. Aber sie auch?"

„Ach, was will sie denn machen, wenn ich nicht von

dir lasse! Dann könnte sie mich doch auch nur verstoßen, und das thu' ich dann schon vorher: ich verstoße mich selbst," lachte sie vergnügt, ihr Gesicht an seine Schulter drückend, „um dich heiraten zu können."

„Leona, bedenke, daß du minderjährig bist und unter dem Befehl deiner Mutter stehst. Wenn sie nicht will, können wir nicht heiraten."

„Das laß nur meine Sorge sein. Es sieht immer so aus, als wenn Mama das Regiment im Hause hat, und über Papa früher hat sie es auch gehabt, weil doch das ganze Geld von ihr stammt. Papa hatte gar nichts als sein kaufmännisches Talent, aber ich bin wieder der Mama über und kann sie zu allem bringen, wenn ich nicht nachlasse und ihr das Leben schwer mache. Das versteh' ich ganz ausgezeichnet, Schatz."

„So, so," sagte er, „hoffentlich wirst du es als Frau nicht bei mir ebenso machen."

„O gewiß! Wenn du nicht willst, was ich will," scherzte sie.

„Nun, das wird ja dann ein recht freundlicher Ehestand werden. Ich gebe nämlich ebenfalls nie nach, wenn ich mir einmal etwas vorgenommen habe."

„Ja, daß du ein eigensinniger Querkopf bist, das weiß ich schon!" rief sie mit so inniger Ueberzeugung, daß er lachen mußte, obwohl ihm die Bemerkung zu viel ernst Gemeintes zu haben schien, um sie nicht mit einer gewissen Mißbilligung zu hören.

Wenn sie ihn und seinen ehrlichen, festen Willen, der wirklich doch nur das Gute und Rechte wollte, so auffaßte, als Eigensinn und Querköpfigkeit, so verstand sie ihn doch noch nicht so ganz.

Nun, das würde ja kommen. Sie war noch so jung und in vielem noch so unreif. Vielleicht war es ganz gut, wenn sie erst noch ein wenig älter und reifer wurde,

ehe sie in die schwierige Stellung als seine Frau hineinkam.

Sie trennten sich, und Leona, die voller Frische und Mut war, versprach Ulrich, ihm jedenfalls noch am folgenden Abend spätestens ihre Nachricht „über das stattgefundene Gefecht" zukommen zu lassen, ganz sicher mit der Siegesbotschaft ihrerseits.

Ganz glückselig und aufgeregt, eigentlich sehr entzückt von der hochromantischen Wendung, die ihre sonst so nüchterne, alltägliche Verlobung genommen, sprang sie die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf.

Sehr nachdenklich und ernst ging Ulrich seines Weges, mit einem recht finsteren Blick nach dem Fenster hinauf, wo er den stattlichen Schatten von Leonas Mutter hinter den Spitzenstores zu bemerken glaubte.

Sechstes Kapitel.

Schon am Nachmittag des anderen Tages erhielt Ulrich den erwarteten Brief von Leona. Er fand ihn schon vor, als er vom Mittagessen in seine Wohnung zurückkehrte.

Hastig riß er den Umschlag auf und las:

„Einzig geliebter Ulrich!

Ich habe es riskiert, gleich gestern abend. Ich wurde förmlich zu einer Erklärung gezwungen. Mama tobte geradezu und war in ihren Ausdrücken über Dich nicht wählerisch. Sie hat mir sofort auf den Kopf zugesagt, daß ich vorgestern und gestern abend sie belogen hätte und mit Dir zusammen gewesen wäre. Dir sähe das ja nun ähnlich, mich „dumme Jöhre" zu solchen Geschichten hinter ihrem Rücken zu verleiten. Auf ein Rendezvous mehr oder weniger käme es Dir ja nicht an. Sie wollte Dir noch selbst ihre Meinung schreiben. Ich bereite Dich darauf vor, damit Du Dich nicht zu sehr ärgerst. Mama

ist nun 'mal so. Nachher thut ihr ihre Heftigkeit fast immer leid, und im Grunde meint sie es nicht so böse, wie es klingt. Aber was kann das helfen?! Mit Dir ist auch schlecht Kirschen essen. Aber ich lasse nicht von Dir. Nie — nie! Wir bleiben uns treu und heiraten uns, sobald Du nur irgend daran denken kannst. Daß Mama Dir Geld aufdrängen wird, brauchst Du jetzt nicht zu fürchten. Du würdest keines bekommen, selbst wenn Du darum bätest. — Geliebter, einzig geliebter Herzens-Ulrich, verzage aber nicht. Ich habe noch ein Mittel, eine Möglichkeit für unser Glück im Hinterhalt, wenn nichts mehr von den gewohnten Mitteln bei Mama helfen will. — Sie ist ganz gräßlich, sage ich Dir. So war sie noch nie zu mir. Ich habe ihr natürlich die Geschichte von dem armen, hilflosen Mädchen, dem Du die zwanzig Mark geborgt hast, erzählt, um ihr zu beweisen, wie gut Du bist, und wie unrecht sie Dir gethan hat, weil das Mädchen doch häßlich und armselig gewesen ist, wie ich selbst beschwören könne. Aber da zuckte sie die Achseln und lächelte so abscheulich und sagte, sie könnte mir viel erzählen, was nicht für meine kindischen Ohren tauge. Kurz, sie war so zu mir, daß ich wirklich etwas wie Haß und Abneigung gegen sie hätte fühlen müssen, wenn sie nicht doch sonst immer so gut gegen mich gewesen wäre. Und man soll nicht undankbar gegen seine Eltern sein. Aber deswegen opfere ich noch lange nicht meine Liebe.

Aus dem Hause zu kommen, ist ganz unmöglich für mich. Warte in Geduld, mein einzig Geliebter, morgen oder übermorgen bekommst Du wieder Nachricht. Vielleicht bessere. Wenn Du mich nur liebst, mich haben willst, mehr verlange ich nicht. Alles andere ist höchstens Frage der Zeit.

In treuer Liebe

ewig Deine Leona."

Ulrich blieb eine ganze Weile regungslos am Tisch stehen und starrte vor sich nieder, nachdem er den Brief gelesen hatte, während bei einigen Stellen desselben flammende Zornesröte ihm Stirn und Antlitz übergoß. Was sollte er nun thun? Was konnte er thun? Ihm waren die Hände gebunden. Hatte er denn noch seinen freien Willen? War er nicht jetzt schon der Sklave eines Weibes, weil sie ihn liebte und nicht von ihm lassen wollte, und weil er selbst so schwach gewesen war, um seiner eigenen Leidenschaft willen sich freiwillig in Ketten zu legen?

Sollte, konnte er ihr jetzt schreiben: „Leona, laß uns scheiden. Ich verzichte auf das Glück, Dich mein Weib zu nennen. Ich kann und darf mich nicht den Beschimpfungen und Beleidigungen Deiner Mutter preisgeben, ihrem Hohn, ihrer Verachtung, ihrem gerechten Zorn, wenn ich Dich gegen ihren Willen doch noch meine Braut nenne."

Er konnte sich nicht dazu entschließen. War denn Leona, wie er sie nun zu kennen glaubte, damit zu beruhigen? Würde er sie nicht damit zum Aeußersten reizen? Was alles war sie wohl fähig zu unternehmen?

Nein, er wollte ihr anders schreiben: sie beruhigen, trösten, ihr gut zureden, auf die Zeit verweisen, von der sie beide alles erhofften, und zum Gehorsam gegen ihre Mutter ermahnen. Das hindere ja nicht, daß sie ihm ihr Herz treu bewahre, denn einem ungeliebten Manne ihre Hand zu reichen, dazu dürfe sie kein kindlicher Gehorsam zwingen. Er warte nun nicht länger auf den Brief seines Oheims, sondern reise am folgenden Tage ab. An ihre Mutter werde er selbst noch einige Zeilen richten. Sie möge ausharren; er werde nie aufhören, sie zu lieben.

Sehr zufrieden war er nicht mit dem Brief. Er drückte ihm eigentlich gar nicht recht aus, was er empfand. Wäre

er sich nur selbst ganz klar darüber gewesen! Aber das war in der That nicht so ganz der Fall.

Er fühlte nur eines klar: ein fremder Wille hatte sich des seinigen bemächtigt und riß ihn mit sich weiter und weiter, einen Weg hinab, den er nicht gehen wollte aus eigenem Entschluß.

Das aber durfte nicht geschehen! Nicht sie, so heiß er sie auch liebte, sollte leiten, denken, handeln! Das war seine Sache als Mann. Sie sollte sich nur fügen in seinen Willen.

Er eilte, nachdem er den Brief geschrieben, wieder ins Freie, hinaus aus den Straßen in den Tiergarten, frische Luft zu atmen und zu überlegen, was er nun eigentlich ihrer Mutter schreiben sollte.

Zuletzt kam er zu dem Entschluß, erst abzuwarten, ob und was sie selbst ihm schreiben würde, und dann anzuknüpfen, immer nur Leonas gedenken und ihres liebenden Herzens zu schonen, die Beleidigungen dieser Frau aber stolz und gleichgültig zu ignorieren.

Was sollte er nun mit dem Abend beginnen? Zerstreuungen aufzusuchen fehlte ihm jede Lust. Er dachte, daß es am nettesten sein müsse, in dieser traurigen Stimmung, in diesem Zwiespalt ein Stündchen mit Katharine verplaudern zu können. Das war freilich auch nicht möglich. Mechanisch schlenderte er nach Hause, unterwegs einen einfachen Imbiß in einem Restaurant nehmend.

In seinem Zimmer erwartete ihn etwas Ueberraschendes. Eine Depesche lag auf dem Tisch.

„Bitte dringend sofort herkommen. Leona schwer krank. Der Arzt fürchtet das Schlimmste, wenn Sie nicht Folge leisten."

„Mein Gott, Leona!"

Kein weiterer Gedanke, keine Ueberlegung in seiner Seele als dieser Aufschrei der Liebe und Angst.

Die Depesche in der Hand zerknitternd, stürzte er davon. Er meinte nun erst zu fühlen, wie grenzenlos er sie liebe, wie unerträglich ihm ihr Tod mit seinem grauenvollen „Nie wieder!“ sein würde.

Nein, nur das nicht! Nicht die Möglichkeit, sie nicht sein zu nennen, sie nicht wiederzufinden auf Erden! —

Einen angstvollen Blick warf er zu den Fenstern empor, als er aus der Droschke sprang.

Alles war hell. Sonderbar! Ihm wäre tiefe Dunkelheit der Zimmerflucht begreiflicher gewesen.

Hastig sprang er die Treppen hinauf und zog die Klingel. Es wurde sofort geöffnet.

„Wie steht es? Wie geht es dem gnädigen Fräulein?“ fragte er atemlos das öffnende Kammermädchen Frau Wegedanks.

„Ach, ich glaube sehr schlecht,“ meinte das Mädchen kleinlaut, „es waren ganz schreckliche Anfälle. Der Herr Sanitätsrat ist eben fort. Er konnte unmöglich länger bleiben, um auf den Herrn Leutnant zu warten. Ich glaube, er wartete schon zwei Stunden.“

„Ich war nicht zu Hause,“ sagte Ulrich, „als die Depesche kam.“

Er trat in den Salon, in dem freilich nur zwei Flammen an dem großen Kronleuchter brannten.

Frau Wegedank selbst kam ihm entgegen. Sie reichte ihm nicht die Hand, und der Blick, mit dem sie ihn betrachtete, schien ihm haßerfüllt.

„Sie konnten sich wohl nicht entschließen? Warum fürchteten Sie sich?“ fragte sie kurz.

„Ich war nicht zu Hause, als die Depesche kam. Wo ist Leona?“ entgegnete er ebenso schroff.

Sie wies auf die Thür des Boudoirs, von wo er jetzt Leonas matte, ihm ganz verändert erscheinende Stimme vernahm: „Ulrich — Ulrich! Wo bleibst du?“

Er folgte eilig ihrem Rufe.

Leona lag in einem weißen, gestickten Hausgewand auf einem Ruhebett, mit einer seidenen Decke sorglich bedeckt, obwohl die schwüle Temperatur in dem kleinen, parfümierten Gemache betäubend war.

Eine mit weitem weißen Spitzenschirm verschleierte Lampe stand auf einer Säule in einer Ecke zu Häupten des Lagers. Leona war sehr blaß, unter ihren rot umränderten Augen dunkle Schatten. Ihr voller, roter Mund zuckte wie im Weinen, wie das Mündchen eines gescholtenen, unartigen Kindes. Unfrisiert, in zwei breiten, schweren Flechten hing ihr das prachtvolle, schwarze Haar über die Schultern. Sie sah unsäglich schön und dabei rührend, mitleiderweckend aus.

Ulrich kniete neben ihr nieder. Sie richtete sich mit ziemlicher Heftigkeit und erfreulicher Kraft auf, ihn leidenschaftlich umschlingend.

„Ich bin beinahe gestorben, ich habe mich so entsetzlich gesehnt und — geärgert," schluchzte sie krampfhaft, „alle haben mich so gequält, und du auch — du auch!"

„Geliebte, sag das nicht. Ich liebe dich ja so unendlich. Aber dir geht es besser, die Gefahr ist vorüber, nicht wahr? Sonst hätte man mich doch nicht so einfach zu dir hineingelassen, oder es hätte schon alle, alle Hoffnung für mich erloschen sein müssen," flüsterte er voll tiefer Bewegung.

Der Schimmer eines matten Lächelns kräuselte ihre Lippen. „Ach, Gefahr war weiter nicht dabei; aber sag das nicht Mama, du würdest alles verderben. Es ist ja wahr, ich bekam schreckliche Wein- und Nervenkrämpfe, wie sie Mama als junge Frau auch immer gehabt hat, und ich machte es dann noch etwas schlimmer, als es war, und nahm mich gar nicht zusammen und that, als wenn ich sterben wollte, so daß das ganze Haus in Todesangst

kam, und die Mama eigenhändig die Depesche aufsetzte. Der alte Doktor, der noch gar nichts von deinem Zerwürfnis mit ihr wußte, befahl geradezu, daß du gerufen werden solltest, bei Gefahr meines Lebens. Ich sagte ihm das nämlich, als ich mit ihm allein war. Ich habe mich entsetzlich aufgeregt über die gräßliche Scene hier, und mir erschien die Sache unserer Heirat in der größten Gefahr. Mama wollte mich nach England schicken. Da blieb mir schon nichts anderes übrig als ein Gewaltstreich," vollendete sie mit ihrem alten, strahlenden Lächeln.

Er hatte ihr schweigend zugehört. Anfänglich sanft tröstend ihre Hände, ihre langen Flechten streichelnd, dann aber ganz still sitzend auf dem Fußende des Diwans.

Sein Auge war immer ernster geworden, seine Stirn hatte sich ein wenig gefurcht, und sein Lächeln, obwohl zärtlich, hatte einen leisen Schimmer von Ironie, während sie immer weiter plauderte, ganz erregt, aber ganz gesund, Beschreibungen von ihren Kämpfen mit der Mutter und ihrem endlichen Siege gab, eine Menge kleiner, raffinierter Winkelzüge, kleiner Betrügereien und anmutiger Listen harmlos aufdeckend.

Bei einem Manne hätte er das wohl in seiner schwerfälligen Pedanterie verschobene Ehrbegriffe genannt. Aber ihre Lieblichkeit und Liebe, die Kraft und Ausschließlichkeit derselben verscheuchten schnell wieder ein unwillkürlich aufsteigendes Mißbehagen darüber, daß sie in unehrlicher Weise stärker als er und ihre Umgebung gewesen war und durchgesetzt hatte, was sie gewollt hatte.

Er erinnerte sich jetzt auch einer Stelle ihres Briefes: es bliebe ihr noch ein Mittel übrig — jedenfalls hatte sie da schon die Absicht, irgendwie Angst und Sorge um ihr Leben, ihre Gesundheit zu verbreiten.

Er schrieb dieses alles zum größten Teil ihrer Erziehung zu, dem Einfluß dieser innerlich ziemlich rohen,

ungebildeten Mutter, den ganzen Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen war. Aber sie war jung, er konnte sie sich erziehen. Außerdem war doch alles, was ihn nicht gerade angenehm berührte, ja nur das Resultat ihrer Liebe zu ihm. Wie sollte er da nicht glücklich und dankbar sein!

„Welch eine kleine, süße, echte Evastochter du bist, Leona," sagte er. „Und nun beichtest du ganz harmlos deine kleinen Künste, zeigst mir all deine Karten, damit ich mich wohlweislich in acht nehmen kann in Zukunft!"

„O du! Für dich that ich's doch nur," gab sie mit sichtlicher Beschämung zurück.

Er küßte sie zärtlich auf die weiße Stirn, sich erhebend. „Es ist aber Zeit, daß ich dich jetzt verlasse. Ich höre deine Mutter im Salon. Sie wird sich ängstigen, daß ich zu lange bei dir bleibe."

„Nun, wenn sie sich auch ein bißchen ängstigt," meinte Leona schelmisch, „das schadet gar nichts. Du wirst aber jetzt mit ihr sprechen, nicht wahr, Ulrich?"

„Gewiß. Heute abend noch soll Klarheit geschaffen werden."

„Das ist lieb von dir. Dann geh nur. Nachher kannst du mir noch erzählen und Gute Nacht sagen," flüsterte sie zärtlich.

Er nickte stumm und entfernte sich.

Frau Wegedank saß in dem spärlich erleuchteten Salon am großen Mittelfenster mit gemachter Nachlässigkeit in ihrem kostbaren venetianischen Dogenstuhl, die großen, weißen Hände auf den beiden Lehnen ruhend. Als Ulrich den Salon betrat und auf sie zu kam, wandte sie ihm ihr funkelndes Auge mit einem verächtlichen Blick zu, ohne ihm einen Sitz anzubieten. Stolz aufgerichtet blieb er an dem Tischchen, an dem sie saß, stehen.

„Ich denke, wir können diese — diese äußerst an-

genehme Unterredung kurz machen," nahm sie jetzt das Wort.

„Ich habe keine solche gesucht," konnte er sich nicht enthalten, einzuwerfen.

„Ihnen irgend welche Vorhaltungen oder Vorwürfe zu machen, unterlasse ich," fuhr sie fort, ohne Notiz davon zu nehmen, „es hat gar keinen Zweck, mit Ihnen über bürgerliche Begriffe von Anstand und Ehre, Recht und Unrecht zu streiten."

„Bitte, Sie können sagen, was Sie wollen," entgegnete er eisig, „Sie sind eine Frau, also nicht mit der Waffe in der Hand von mir zur Rechenschaft zu ziehen. Sie haben mich gezwungen, hierher zu kommen, und ich bin gekommen. Freiwillig wäre es niemals geschehen, nachdem ich Leonas letzten Brief empfing."

„So, wirklich? Sie wollen also meine Tochter heiraten und" — sie kam ihm rasch zuvor, als er sie unterbrechen wollte — „und meine Tochter behauptet, sterben zu müssen, zu Grunde zu gehen, wenn ich mich dem widersetze. Ich kenne sie und weiß, daß sie zu Unerhörtem fähig ist, wenn man ihr nicht den Willen thut. Wenn das mit dem Sterben und Zugrundegehen auch nur Albernheiten sind, so können wir doch mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß sie keinen Skandal scheuen wird, um ihren Zweck zu erreichen. Mag sie also ihren Willen haben. — Nehmen Sie Leona zur Frau und werden Sie glücklich mit ihr," fügte sie mit bösem Spott hinzu. „Selbstredend soll Ihr Wunsch, keinen Pfennig Mitgift zu erhalten, im ganzen Umfange befolgt werden. Sobald Sie in der Lage sein werden, zu heiraten, melden Sie sich wieder. Meine Einwilligung zum Aufgebot soll dann gegeben werden. Ich nehme an, daß dies Jahr und Tag Zeit haben wird. So lange wird die offizielle Verlobung aufgehoben, und Sie haben die Güte, unser Haus zu meiden, auch keine

Briefe zu schicken. Sie werden einander ja auch ohne diese Hilfsmittel ewige Treue bewahren."

Wieder dieser verletzende, höhnische Ton.

Als Ulrich schwieg, fuhr sie fort: „So, weiter habe ich nichts zu sagen. Sie sind einverstanden, vermute ich?"

„Vollkommen. Sie gestatten, daß ich jetzt meiner Braut lebewohl sage?"

Eine kaum merkliche Neigung des kunstvoll frisierten Hauptes, wobei die Riesenbrillanten in ihren fleischigen Ohrläppchen fast grimmige Blitze nach ihm schossen.

Er trat bei Leona ein. Lange zu bleiben hatte er nicht die Absicht. In ihm wogte ein Chaos von gemischten, dunkeln Empfindungen durcheinander.

„Es ist alles in Ordnung, mein Lieb," flüsterte er, sie rasch und fest an sich pressend, „ich darf mich nicht länger aufhalten. Liebe mich und vertraue mir, wie ich dir. Lebe wohl! Auf Wiedersehen — als mein Weib!"

Sie stieß einen Schrei aus und streckte die Arme nach dem Forteilenden aus, denn sie hatte wohl begriffen, daß sie ihn nicht wiedersehen sollte vor dem Hochzeitstage. In weite, nebelgraue Fernen schien ihr aber dieser Tag plötzlich versunken. Als Ulrich den Salon durcheilte, in welchem vorher die Unterredung mit Frau Wegedank stattgefunden hatte, fand er diese nicht mehr vor.

Ihm gelüstete auch nach keinem Abschied von ihr.

Siebentes Kapitel.

Als Ulrich sich diesen Abend niederlegte, that er dies mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit für Leonas Glück, ihre Zukunft. Es war ihm, als sei sie ein Kind, das plötzlich heimatlos, elternlos, ganz allein auf ihn, auf seine Liebe, seinen Schutz für ihr Leibes- und Seelenwohl angewiesen, in der Welt stehe, und er müsse sie

notgedrungen noch eine Zeitlang fremden, häßlichen und ungesunden Einflüssen überlassen.

Mit ihrer ganzen Schwere kam ihm dabei seine Notlage, seine Mittellosigkeit zum Bewußtsein, die ihn zwang, ihr fern zu bleiben.

Was sollte daraus werden, wenn in der That Jahr und Tag verging, ehe er „sich wieder melden konnte“, wie Frau Wegedank sich so hübsch ausgedrückt hatte?

Würde seine Leona dann noch dieselbe sein? Dieselbe für ihn mit dieser heißen, bedingungslosen Liebe, diesem Vertrauen und Glauben, die alles Heil der Erde nur aus seiner Hand empfangen wollte? Würde sie noch das wachsweiche Gemüt sein, das er allein in Geist und Charakter zu lieben und zu formen vermochte, als herrlichste Aufgabe seines ganzen Lebens?

Und dann kam wieder die nächstliegende, praktische Erwägung: welchem Beruf, welchem Erwerbszweige sollte er sich zuwenden, als dem raschesten zu einer gesicherten Existenz für sich und Leona zu gelangen? — —

Sehr erfreut war er, am anderen Morgen vom alten Herrn Kaspar v. Uhlenstein eine lakonische Postkarte zu erhalten, mit der Meldung:

„Lieber Ulrich, es erwartet Dich

Dein Onkel K. v. U.“

Er reiste ab mit dem nächsten Zuge. Eine Stunde vor dem Ziel mußte er den Schnellzug verlassen und auf der Kleinbahn sozusagen Schritt vor Schritt an sieben oder acht elenden Bahnstationen vorüberfahren, bis er endlich mit einem erleichterten Aufseufzen den Zug verließ, um nunmehr noch einen längeren Spaziergang zwischen Feldern und Hecken bis zu dem friedlich liegenden Landstädtchen Kempzin zu machen.

Zum Glück war es nicht allzu heiß. Ein leichter Wind trieb weiße Wölkchen über den tiefblauen Himmel,

buntfarbige Blütenkränze faßten die Ränder des Weges anmutig ein. Dort spazierten gravitätisch rotbeinige Störche über feuchten Wiesengrund, Schwalben strichen zwitschernd um ihn her, und das eintönig friedliche Zirpen der Grillen begleitete ihn fast auf dem ganzen Wege.

Der Frieden, die Stille, die ländliche Einsamkeit um ihn her thaten ihm sehr wohl nach den an Aufregungen so reichen Tagen in Berlin. Weit drüben sah er Leute bei emsiger Feldarbeit. Sehnsüchtig dachte er an Leona, und wie gut ihr wohl ein Aufenthalt in solch friedlicher Naturstille thäte, ihren von dem aufreibenden Stadtleben so angegriffenen und überreizten Nerven. Wieder wunderte er sich mit einem fast bangen Gefühl, wie er sich schon den ganzen Tag heute in Berlin gewundert hatte, daß ihm kein Brief, kein Gruß von ihr gebracht worden, ehe er abreiste.

Es sah ihr so gar nicht ähnlich, ihn mit seinem letzten, wehmütig-aussichtslosen „Auf Wiedersehen — als mein Weib!“ seiner Wege ziehen zu lassen. Was mochte ihr die Mutter wohl wieder von ihm gesagt haben?

Er betrat das Städtchen und fragte den nächsten, wie ein kleiner Ackerbürger aussehenden Mann, der in einem kleinen Gemüsegarten vor seinem Häuschen beschäftigt war, ob er ihm sagen könnte, wo der alte Hauptmann v. Uhlenstein wohne.

Der Mann beschrieb ihm den Weg sehr wortreich und sah ihm dann neugierig nach.

Wie tot und still der kleine Ort war! Zwischen den schlechten Pflastersteinen wuchs Gras; Enten und Hühner scharrten in den Rinnsteinen. Es waren fast nur einstöckige Häuser, selten von einem größeren Gebäude unterbrochen. Ab und zu ein kleiner, elender Laden, dessen Besitzer auf einer Bank vor seinem Hause auf dem Bürgersteige saß und auf seine Kunden wartete. Manch schöner

Linden- und Kastanienbaum aber gab Reiz und Abwechslung in dem reizlosen, nüchternen Bild.

Hier in den engen Straßen brütete die sommerliche Hitze, der frische Wind war draußen geblieben auf den Feldern, und allerlei Dünste stiegen aus offenen Kellerthüren und dunklen Materialwarenläden auf.

Er beeilte seine Schritte, die auf dem Pflaster hier ordentlich schallten.

Aha, da war es! Jedenfalls war es jenes kleine, in einem eingezäunten Garten ganz abseits, eigentlich außerhalb der Stadt stehende Häuschen. Ein kleiner Kasten mit einem Stockwerk und Giebelzimmer. Eine schlichte, braune Hausthür, auf jeder Seite zwei mäßig große Fenster mit weißen, zurückgenommenen Gardinen. Oben in den Giebelfenstern sah es kahl und öde aus. Das Ganze hatte einen graugrünen Oelanstrich. Hinter dem Häuschen schien noch ein Gemüsegarten zu liegen, und unmittelbar daran schlossen sich Kornfelder und Rübenäcker in schier endloser Ausdehnung. Seitwärts, vielleicht zehn Minuten Weges entfernt, zog ein prachtvoller Park sich heran, und über den Baumkronen sah man einen Turm mit einer Fahnenstange und die schieferfarbene Bedachung eines hohen Gebäudes.

Einen Moment zögerte Ulrich an dem grün und weiß gestrichenen Holzgitter des Gartens, dann trat er ein. Ein wunderbarer Duft von einer Unzahl blühender Levkojen erfüllte die Luft wie eine freundliche Begrüßung. Und jetzt ging die Hausthür auf, und ein großer, graubärtiger Mann, der Ulrich wie ein ehemaliger Unteroffizier vorkam, trat heraus, ihn mit scharfem Blick musternd, ehe er eine ungeschickte Verbeugung machte und sagte: „Herr Hauptmann lassen bitten, in den Garten zu kommen, wenn Sie der junge Herr Neffe sind.“

„Jawohl, der bin ich,“ versetzte Ulrich und folgte dem

Mann, der eine gestreifte Leinenjacke trug und eine blaue Schürze.

In dem Garten, welcher eine schnurgerade Reihe von Gemüsebeeten in saubersten Ordnung zeigte, stand nahe der Hinterthür eine dicht umrankte Bohnenlaube, in der sich ein vor Alter schwarzgrauer Holztisch und schmale Holzbänke ohne Lehne befanden.

Vor dem Tisch auf einer dieser Bänke saß Kaspar v. Uhlenstein bei seinem Vesperbrot. Ulrich erkannte ihn sofort an der Aehnlichkeit mit seinem Vater und auch in der Erinnerung an eine alte Photographie in dessen Schlafzimmer.

Eine hagere Gestalt, ein rötliches, knochiges Gesicht mit dünnem Bart und ein sehr energisch vorgebautes Kinn; zwei graue Augen unter buschigen, fast weißen Brauen. Auf dem Kopf hatte der alte Herr eine Mütze, und sein Körper steckte in einer alten Joppe mit Hirschhornknöpfen. Er hatte eine Flasche Apfelwein vor sich und einen Teller mit Radieschen, ein halbes Schwarzbrot und ein Schüsselchen mit den Scheiben einer Frucht gefüllt, deren zweite Hälfte noch ungeschnitten auf dem Tische lag, und die Ulrich für eine rohe Gurke hielt.

Ein freundliches Lächeln überflog jetzt das faltige Antlitz des alten Einsiedlers, verjüngte es und ließ die Aehnlichkeit mit Ulrichs geliebtem Vater so lebhaft hervortreten, daß der junge Mann von aufwallender Rührung ergriffen wurde.

„Na, da bist du ja," sagte der Oheim. „Hast wohl schon auf meine Antwort gewartet? Hatte aber Gicht in den beiden Schreibfingern da, und der Ruppke kann gar nicht mit der Feder fort. — Na, du bist ja nun da. Womit kann ich dir dienen, mein Sohn? Erst 'mal mit einem kleinen Imbiß?"

„Ja, Onkel, ich kann nicht leugnen, daß ich bei einigem Appetit bin," meinte Ulrich.

„Hm — na, du nährst dich wohl nicht allein von Früchten und Gemüsen?“

„Könnt's nicht sagen, Onkel. Du etwa?“

„Na, zum großen Teil wohl. Aber sonst esse ich mittags auch ein Stückchen Braten oder Fisch. — Also Ruppke,“ — der alte Diener, ein ehemaliger Bursche des Hauptmanns, war hinter Ulrich zwischen den Frühkartoffel-beeten stehen geblieben — „besorge Schinken und eine Flasche Bier. Du machst dir natürlich nichts aus Apfel-wein?“

„Warum nicht? Was dir am bequemsten ist, das gieb mir nur, ich bin dir für alles herzlich dankbar.“

Der Oheim, welcher so lange gestanden hatte, leicht auf einen grobgeschnitzten Stock gestützt, winkte Ruppke zu gehen.

„Hm, du siehst deiner Mutter sehr ähnlich,“ bemerkte er dann, und ohne eine Antwort darauf abzuwarten, fuhr er fort: „Du schriebst mir, daß du in Verlegenheit seiest um guten Rat; stehe dir zur Verfügung, aber in Dingen und Geschäften deiner Zeit, lieber Sohn, bin ich voll-ständig unerfahren. Ich sitze schon seit zwanzig Jahren auf meiner kleinen Scholle hier und kenne das Leben draußen eigentlich nur noch aus der Zeitung.“

„Es war auch nicht das allein, Onkel, ich hatte auch Verlangen, den einzigen Bruder meines guten Vaters zu besuchen und —“

„Freut mich. Gefällst mir gut. Nun aber weiter — kommen wir zur Sache.“

„Du weißt, Onkel, daß ich mit einem jungen Mädchen verlobt war und noch bin.“

„Natürlich. Schicktest mir ja die Anzeige und — ja, wie ist mir denn, die Hochzeit sollte doch schon bald statt-finden, wie?“

„Ja, Onkel. Aber die Verlobung wurde aufgelöst,

das heißt offiziell. Wir bleiben uns jedoch treu und werden uns heiraten. Es hat ein Zerwürfnis gegeben zwischen ihrer Mutter und mir. Ich mußte meiner Ehre halber den Bruch herbeiführen. Jetzt kommt es mir freilich so vor, als wenn der Frau dies sehr gelegen gekommen wäre. Genug, Leona läßt nicht von mir und wird meine Frau werden, sobald ich in der Lage bin, sie heiraten zu können, denn ich habe den festen Entschluß gefaßt und geäußert, daß ich keinen Heller von dem Gelde ihrer Mutter annehmen würde, solange diese lebt. Du weißt, Onkel, daß ich aus dem Militärdienst ausgeschieden bin und mir nun so rasch als möglich eine auskömmliche Lebensstellung, einen Erwerb suchen muß. Selbst wenn ich leicht wieder in die Armee zurück könnte und keinen Nachteil im Avancement erlitte, würde es doch zu lange dauern, ehe ich meine geliebte Leona heiraten könnte. — Da dachte ich nun vor allen Dingen einen praktischen, erfahrenen und mir zugethanen Ratgeber zu finden, mit dem ich die Sache besprechen könnte, und so wagte ich es, zu dir zu kommen, lieber Onkel, und ich denke doch, ich habe mich nicht getäuscht."

„In der Teilnahme und in dem Interesse sicher nicht, Ulrich. Aber leicht ist das Ding nicht. Soviel ich weiß, hast du weiter keine Kenntnisse, als zum Leutnant nötig sind."

„Nein, natürlich nicht. Aber Onkel, es muß doch für einen jungen, gesunden Kerl, der eine tüchtige Schulbildung hat, einen klaren Kopf und einen festen Willen, in der Welt Arbeit geben, die ihn und eine Frau ernährt."

„Sollt' ich auch denken; kommt aber doch drauf an, ob jede Arbeit für dich annehmbar ist und namentlich als Mann einer so verwöhnten Frau. Da liegt der Haken. Daß du willst, glaube ich dir. Aber wird sie auch wollen?"

„Leona? Sie will bedingungslos alles, was ich will.

Da giebt's keinen Unterschied, und niemals kann der Haken in einer Verschiedenheit unserer Ansichten, unseres Wollens liegen. Nun, du wirst sie ja kennen lernen, ihr großes, warmes Herz, ihren energischen Charakter, ihren Mut und vor allem ihren Glauben an mich, ihr Vertrauen in meine Kraft, ihre grenzenlose Liebe für mich, für den sie alles verlassen und aufgeben will, Glanz und Luxus und Reichtum," sagte Ulrich voll Begeisterung und inniger Ueberzeugung.

„Und solch ein junges Ding soll es wirklich geben, die so etwas will und die auch weiß, was sie will?" meinte der alte Herr zweifelnd.

„O, Leona, die weiß wahrhaftig, was sie will. Und das ist freilich nicht viel: mich will sie, auf alles andere legt sie keinen Wert."

Der alte Uhlenstein schüttelte den Kopf. „Na, Gott erhalt's," meinte er dann, mit einem sonderbaren Seitenblick auf Ulrichs Gesicht, in dem sich Begeisterung, Liebe und Glücksgefühl in förmlich überzeugender Weise aussprachen. Dazu diese Prachtgestalt, die klugen, blitzenden Augen — hm, das glaubte er ihr, ohne sie zu kennen, daß sie in den Jungen da leidenschaftlich verliebt, und ihr alles andere Nebensache war, wenn sie ihn nicht haben sollte. Nun, sie mochte ja auch noch außerdem all die herrlichen Eigenschaften haben, die Ulrich an ihr rühmte.

„Ja," sagte er nach einer Pause, während welcher Ulrich schweigend sein sichtbarliches Nachsinnen ehrte, „sieh 'mal, wenn dir mit jeder Arbeit gedient ist, die du rasch erlernen kannst, und die dich und eine sehr anspruchslose, sehr bescheidene und wirtschaftlich tüchtige Frau ernährt, dann mein' ich fast, daß dir zu helfen wäre."

Ulrich sprang auf vor glücklicher Ueberraschung. „Onkel! Hast du etwas für mich?"

„Na, nur nicht gleich so wild, mein Sohn. Ich

selber hab' natürlich keine Stellung für dich und keine Arbeit. Die bei mir macht Ruppke seit einem Vierteljahrhundert ganz erträglich und wird mir wohl nicht kündigen; aber ich weiß, daß hier auf dem Gut, das einem Herrn v. Stangenberg gehört, ein verheirateter Verwalter gesucht wird, der sich freilich auch um die Buchführung kümmern und sozusagen die Oberaufsicht über die Unterbeamten führen muß. Das Gut ist sehr ausgedehnt; das ist der Park da drüben, und das Kornfeld da gehört auch schon mit dazu. Dieser Herr v. Stangenberg ist immer auf Reisen. Es ist jedenfalls eine Vertrauensstellung, und nur ein absolut ehrlicher Mann, der aber auch etwas vorstellen kann und mit der Buchführung Bescheid weiß, ist die Hauptbedingung."

„Lieber Himmel, Onkel, das läßt sich doch lernen! Meine Grundbildung ist eine sehr gediegene, kann ich dir sagen," rief Ulrich aufgeregt dazwischen.

„Schön. Freilich läßt sich's lernen, und der Verstand für die Landwirtschaft auch, und die Hauptsache stimmt auch bei dir. Aber erstens: das Gehalt ist klein, und die Frau, die damit auskommen soll, muß zu wirtschaften verstehen."

„Auch das läßt sich lernen. Wie gern wird Leona dies thun, wenn sie eine so baldige Aussicht hat, mit mir vereint zu werden. Kein Zweifel, Onkel, kein Zweifel an Leona in dieser Beziehung."

Ulrich glaubte, was er sagte. Der geliebte Mensch strahlt ja durch die Schleier der Entfernung und Sehnsucht stets in geradezu verklärter Vollkommenheit, und alle die ernsten Zweifel waren im goldenen Dunst verflogen, die Ulrich selbst über Leonas Charakter gehegt, die ihm sogar in einem Augenblick nach seinem freiwilligen Rücktritt von der Verbindung mit ihr das Gefühl gegeben hatten, einem dunklen Verhängnis entronnen zu sein.

„Nun, du kannst ja recht haben, Ulrich. Warum sollte sie nicht dir zuliebe wirtschaftliche Talente entwickeln, die vielleicht nur bei ihrem glänzenden Leben nicht zur Verwertung kamen," meinte Herr v. Uhlenstein nachdenklich.

„Wann wäre die Stellung zu besetzen, Onkel? Wie hoch ist das Gehalt? Weißt du darüber Bescheid?"

„Ja. Man sitzt sich ja hier so nah, daß man dem Nachbar bequem in Kochtopf und Kasse gucken kann. Der jetzige Verwalter ist ein alter Herr und will sich zur Ruhe setzen, ich glaube in Berlin bei seinen Kindern. Er besucht mich so ab und an, und er soll seinen Nachfolger selbst wählen. Na, ein Neffe von mir hätte da freilich gute Aussichten."

„Ich kann dir nicht genug danken, lieber, guter Onkel," rief Ulrich bewegt, nach der Hand des alten Mannes fassend.

„Will's hoffen, daß du immer der Ansicht bist und nicht einmal denkst: ja, wenn der Alte nicht gewesen wäre, dann hätt' ich nicht so rasch in mein Unglück rennen können."

Ulrich lächelte überlegen. „Also du wolltest mir sagen, Onkel —"

„Ja, richtig. Das Gehalt beträgt zwölfhundert Mark jährlich, freie Wohnung und ein gewisses Deputat an Holz, Getreide, Kartoffeln und so weiter. Darüber weiß ich nichts Genaues."

„Nun, ich finde, damit kann man hier doch wahrhaftig heiraten," rief Ulrich, der vor innerem Jubel kaum ruhig sitzen bleiben konnte, nach dieser schweren, kummervollen Zeit voller Angst und Sorge. Der Wechsel that ihm zu wohl, und die Hoffnung, in absehbarer Zeit Leona ein Heim durch eigene Kraft schaffen zu können, berauschte ihn förmlich.

„Und wann könnte ich eintreten?" fragte er weiter.

„O, ich glaube, das käme auf Verabredung an. Der alte Kniep war schon bei dem Vater des jetzigen Besitzers und kann sich selbst kündigen, wenn er eben einen Ersatz hat. Du mußt mit ihm sprechen.“

„Wann könnte ich das? Sobald als möglich möchte ich natürlich zu ihm.“

„Kann ich mir denken. Geh heute abend aufs Schloß. Um sieben Uhr ißt er zu Nacht, da findest du ihn. Bringst ihm einen schönen Gruß von mir, und ich schickte ihm einen möglicherweise passenden Mann für seinen Posten.“

„Was mir nun aber alles an Kenntnissen fehlt,“ meinte Ulrich, der plötzlich etwas nachdenklich wurde, „das müßte ich doch in irgend einer Schule oder Anstalt lernen, und das würde eine teure Geschichte sein.“

„Ach so! Na ja! Kannst ihm das ja andeuten oder sonstwie die Rede darauf bringen. Ich denke mir, er könnte dir am Ende das Schwierigste am allerbesten selbst beibringen, denn so ganz was Landläufiges ist das da nicht. Die Verhältnisse liegen da ein bißchen komisch. Na, du wirst ja sehen.“

Ulrich hatte während der ihn so ganz in Anspruch nehmenden Unterhaltung dem ihm inzwischen von Ruppke vorgesetzten Imbiß nur sehr mäßige Ehre angethan; jetzt wollte er sofort den Weg aufs Schloß antreten.

Er konnte durch den Garten gehen, durch ein kleines Hinterthürchen ihn verlassen und dann einen schmalen Fußpfad durch die Felder und den Park nehmen. Der gewöhnliche Weg war ein Umweg durch die Stadt und über den Wirtschaftshof.

— — — — — — — — — — — —

Es war spät geworden, als Ulrich diesen Weg zurück machte, das Herz voll Freude und frohen Hoffnungen, ein Mann, der Arbeit gefunden hatte und dem Weibe seines Herzens eine Heimat damit bereiten konnte, ohne

in die ihn demütigende Abhängigkeit von der Schwiegermutter zu geraten. In freier Selbstbestimmung, frei im Handeln und Wollen stand er nun auf eigenen Füßen und dankte sein Glück niemand als der eigenen Kraft.

Bis in die späte Nacht saßen die beiden Uhlenstein, welche übrigens die letzten ihres Namens waren, zusammen im Gespräch über Zukunft und auch über Vergangenheit, obwohl der alte Mann nur spärlich von sich sprach.

Durch die offenen Fenster des großen, altmodisch eingerichteten Wohnzimmers kam die laue Hochsommernacht und der duftschwere Atem der Levkojenbeete. Ulrich hatte erzählt, wie sein Gang nach dem Schlosse Kempzin ein glücklicher gewesen sei. Er habe das volle Gefühl, dem alten Verwalter ein sehr willkommener Nachfolger zu sein, und jener habe sich ganz von selbst erboten, ihn persönlich zu unterweisen. Die Schablonen in den Handelsschulen und Landwirtschaftsschulen paßten da gar nicht hin, und das lerne ein offener Kopf, der Interesse an seiner Arbeit habe, am besten praktisch. Er bliebe gern noch den Sommer über da, und Ulrich solle nicht lange fackeln und lieber gleich eintreten. Er könne beim Lernen und Studieren auch noch eine sehr angenehme Arbeitskraft während der bevorstehenden Erntezeit mit ihrer gehäuften Arbeit für ihn werden.

Mit Freude hatte Ulrich zugesagt. Vor allem hieß es nun, sich zweckmäßige Garderobe anzuschaffen, denn die, welche sich Ulrich als Schwiegersohn der reichen Wegebanks gekauft hatte, konnte er hier nicht brauchen. Am besten, man verkaufte den ganzen Plunder.

Was nun aber die spätere Wohnung für ihn und Leona betraf, so waren die Zimmer allerdings sehr groß, aber natürlich unmöbliert. Das ganze alte Schloß zeigte deutliche Spuren von Altersschwäche und Verfall. Eigentlich sehr romantisch und idllyisch! Leona würde gewiß

entzückt sein, wenn nur nicht so viel Mäuse und aller Wahrscheinlichkeit auch Ratten in dem alten Gemäuer steckten. So mußte er freilich, ehe seine kleine Frau käme, noch eine ordentliche Razzia halten.

Die Aussicht aus den Zimmern zu ebener Erde, die er als Inspektor bewohnen sollte — es waren deren drei — war nicht gerade poetisch. Sie ging auf den sogenannten Kohlgarten, wo freilich auch anderes Gemüse wuchs, und auf die Hinterfront des großen Stalles. Mit zwei Schritten war man aber in dem wundervollen Park, und da war gleich ganz vorn eine wunderhübsche Laube mit Geißblatt und Clematis umrankt.

Ulrich war sehr zufrieden und konnte sich gar nicht genug freuen, daß er solch Glück gehabt habe; und der alte Mann freute sich im stillen an der Frische, dem Mut und der Anspruchslosigkeit des Jüngeren, der doch seines Blutes war.

Er kam ihm auch weiter nicht mit Wenn und Aber, nicht mit Bedenken und Zweifeln in dem und jenem, sondern dachte bei sich: „Das kommt schon alles von selbst. Hab' du nur jetzt deine volle Freude, das stärkt den Geist und Körper, und was ich dazu thun kann, daß die Wenn und Aber nicht gar so schwer wiegen, das soll gern geschehen, wenn sie nicht wo liegen, wo kein Mensch 'ran kann."

Es war für den alten Uhlenstein recht spät geworden, denn er ging sonst stets Punkt zehn Uhr zu Bett.

„Aber sag 'mal, Ulrich," bemerkte er noch ganz zuletzt, als jener sich schon erhoben hatte, um sein Lager oben in der kleinen Giebelstube zu suchen, „eine Ausstattung wird doch deine Braut mitbringen. Sonst geht die Geschichte nicht. Womit wollt ihr die Zimmer denn möblieren? Zurückgelegt hast du doch wohl nichts."

„Nun ja, da hast du recht, Onkel. Eine Aussteuer,

wie sie eben ein Mädchen, das einen Gutsinspektor heiratet und aufs Land kommt, nötig hat, wird sie selbstverständlich bekommen, und die darf ich auch annehmen, ohne mir etwas zu vergeben," meinte Ulrich zögernd, dem in diesem Moment schon von selbst einige Wenn und Aber aufstiegen in seiner glückseligen Stimmung.

„Na, hör 'mal, Junge, dann sieh nur zu, daß du ein Auge drauf hast, sonst kaufen sie dir da am Ende lauter Krimskrams zusammen."

Ulrich seufzte ein wenig. „Ich muß durchaus Leona eine Mitteilung von der Wendung der Dinge hier zukommen lassen. Ich weiß nur nicht wie, da ich der Mutter versprochen habe, keine Briefe in ihr Haus zu schicken, und keinen Versuch zu machen, Leona zu sprechen, bis ich in der Lage bin, zu heiraten."

„A—ha!" machte der alte Herr. „Siehst du wohl, da hab' ich dich! Die Dame denkt eben, das hat gute Wege, und bis dahin wird viel Wasser den Berg hinunterlaufen, und inzwischen muß meine Kleine Zeit haben zu vergessen und vermutlich Gelegenheit, sich in einen anderen zu verlieben."

„Versuchen wird sie es schon, die Frau Mutter," sagte Ulrich achselzuckend.

„Wozu also warten, lieber Sohn? Warum willst du dich nicht jetzt gleich melden? Du hast alles Recht dazu. Im Herbst kannst du heiraten, und das muß eigentlich die Braut ein paar Monate vorher wissen."

„Natürlich!" rief Ulrich entzückt. „Zu dumm, daß ich nicht selbst darauf kam!"

„Na, es kam dir wohl heute alles gleich ein bißchen sehr über den Hals."

„Freilich, freilich! Leona muß doch auch einiges lernen, etwas von der Küche und der Wäsche verstehen und überhaupt Haushaltung führen."

„Ih, das laß doch nur! Da sag' ich mit Freund Kniep: das lernt sich am besten praktisch, wenn jemand einen klaren Kopf und Interesse für seine Arbeit hat. Wie soll sie auch das in Berlin lernen, was sie hier nötig hat. Hat wahrscheinlich nicht die entfernteste Ahnung, wie so eine Inspektorswohnung aussieht."

Er brach mit einem leichten Hustenanfall ab, denn er wollte ja die Wenn und Aber der Zeit überlassen.

„Ich werde gleich morgen schreiben," meinte Ulrich.

„Das widerrate ich dir: Briefe unterschlägt die alte Dame am Ende."

„Ja, unmöglich wäre es nicht, wenn sie direkt ins Haus kommen mit meiner Handschrift. Ich muß das überlegen."

Achtes Kapitel.

In der Wohnung der Wegedanks in Berlin war man dabei, die Möbel mit Stoffhüllen zu bedecken, die Teppiche aufzurollen, die Kronleuchter mit Gazeschleiern zu beziehen, kurzum jene Vorbereitungen zu treffen, welche eine Wohnung für langes Leerstehen bei Abwesenheit der Bewohner bereit machen. Frau Wegedank überließ nichts ihren Dienstboten allein, sie war die letzte, die hinter sich die Wohnung zuschloß. Niemals blieben die Dienstboten dort wohnen während ihrer Abwesenheit, und diesmal war das Hauspersonal überhaupt von Frau Wegedank entlassen worden. Bis auf die Treppe hinaus roch es nach Kampfer und Naphthalin, auf dem Korridor standen die größten Reisekoffer, und es fand ein geschäftiges Hin und Her statt von Schneiderinnen und Lieferanten aller Art, die kostbare Damentoiletten für eine längere Badereise zu beschaffen hatten.

Leona zeigte bis jetzt eine absichtliche und sehr un-

bequeme Gleichgültigkeit selbst gegen die interessantesten Toilettenfragen und benahm sich recht unartig und unliebenswürdig gegen ihre Mutter. Diese aber behandelte Leona wie ein krankes Kind, nahm nichts übel, schalt nicht, war immer nur die Nachsicht und Freundlichkeit selbst gegen ihr launisches Töchterlein und zehrte mit all ihren Hoffnungen an dem Moment, wo endlich Berlin hinter ihnen liegen, und der große Zauber internationalen Badelebens sich vor Leona aufthun würde.

Welches Mädchenherz hätte da wohl schon widerstanden? Wie manche „grenzenlose Liebe" ist da nicht schon dahingeschmolzen wie der Märzenschnee in der Sonne!

Am Abend von Ulrichs Abschied hatte Leona ihrer Mutter noch eine fürchterliche Scene gemacht und sie schließlich angefleht, ein paar Zeilen an Ulrich schreiben zu dürfen. Frau Wegedank hatte das gnädig gestattet, den Brief aber abgefangen und, als natürlich keine Antwort kam, mit mysteriösem Achselzucken eine sehr abfällige Bemerkung über Ulrichs Grausamkeit und Unhöflichkeit zu Leona gemacht, was diese mit einem heftigen Thränenstrom bestätigte.

Am folgenden Abend sollte mit dem Nachteilzuge die Reise angetreten werden.

In dem Salon, wo es schon recht wüst und ungemütlich aussah, saß Frau Wegedank mit Durchsicht von Rechnungen und Wirtschaftsbüchern beschäftigt am Tische, der mit allerlei kostbaren Nippsachen bedeckt war, die noch in Kisten und Kasten gepackt werden sollten, um hier nicht zu verstauben.

Das hätte nun wohl Leona machen können. Aber unthätig, ohne eine Hand zu rühren, saß sie in einem Schaukelstuhl und sehnte sich nach Ulrich.

Erstickend heiß kam die Luft durch die offenen Fenster, obwohl es schon zur Zeit des Sonnenuntergangs war.

„Leona, willst du nicht so freundlich sein, hinabzugehen in dein Schlafzimmer, ich glaube, soeben ist die Schneiderin mit der rosaseidenen Robe gekommen zur letzten Anprobe,“ sagte Frau Wegedank, von ihrer Arbeit aufsehend, denn es hatte geklingelt.

„Laß sie doch hier hereinkommen,“ entgegnete Leona, ohne sich zu rühren.

„Nun, meinetwegen,“ gab Frau Wegedank nach.

Es war aber nicht die Schneiderin, sondern der Telegraphenbote. Erstaunt sah Frau Wegedank auf, als die Zofe meldete, der Telegraphenbote müsse beide Damen selbst sprechen. Er übergab zwei Depeschen, welche eigenhändig abzuliefern waren, an Leona und an ihre Mutter.

Mit einem jubelnden Aufschrei, der ihre Mutter weiter nicht wunderte, sprang Leona auf, als sie ihre Depesche überflogen, während Frau Wegedank selbst starr vor Schreck in die ihrige blickte.

„Geliebte Braut. Habe Stellung, kann heiraten. Brief folgt. Schreibe mir sofort! Dein glückseliger Ulrich. Kempzin. Adresse Hauptmann Uhlenstein.“

Und die zweite Mitteilung lautete:

„Habe Stellung bekommen und erinnere an Ihr Versprechen. Ich lasse nie von Leona. Uhlenstein.“

Zornig wehrte Frau Wegedank ihre Tochter von sich ab, als ihr diese mit Thränen des Glücks um den Hals fiel.

„Laß die Komödie. Ich wette, es ist nicht wahr, ist alles abgekartet von euch, um in Verbindung zu bleiben.“

Mit großen, thränenvollen Augen starrte Leona ihre Mutter so vorwurfsvoll an, daß diese nicht mehr im Ernst an Leonas Anteilnahme an einer etwaigen Komödie glauben konnte.

Dann fing sie an, zornige und ziemlich unsinnige Beleidigungen auf Ulrich zu häufen, bis sie bemerkte, daß

dies auf ihre Tochter schlechterdings gar keinen Eindruck machte.

Leona schaute mit träumerischem Lächeln bald in die eine, bald in die andere Depesche, als läse sie in den kurzen Worten eine ganze, lange Geschichte von märchenhaftem Glück.

Dieser Anblick bewirkte bei Frau Wegedank die natürliche Empfindung, daß sie da mit einer unüberwindlichen Macht zu thun habe, und ihre Erregung, ihr lautes Zürnen und Schelten schlug in jene ruhige Kälte um, die für ihre Umgebung stets das allerschlimmste Zeichen ihrer gänzlich verlorenen Huld zu sein pflegte.

„Du willst also diesen Menschen wirklich heiraten?“ sagte sie, sich in ihren Stuhl zurücklehnend und Leona mit einem eisigen Blick betrachtend.

Leona sah ganz erstaunt auf. „Natürlich, Mama! Das wußtest du ja längst und hast deine Einwilligung gegeben. Es kam doch nur darauf an, wann Ulrich eine passende Stellung gefunden habe würde, die uns beide ernährt. Das Schreckliche war nur, daß es vielleicht sehr lange dauern würde, und daß wir uns nicht schreiben und nicht sehen sollten, und daß du mich so sehr weit weg in alle diese gräßlichen Bäder schleppen wolltest und immerzu Versuche machen würdest, mir mit den langweiligsten, widerlichsten Gecken meinen Ulrich aus dem Herzen zu reißen. Nun ist ja alles gut, Mamachen, und du selbst willst doch am Ende auch nur, daß ich glücklich werden soll. Sonst hast du doch keinen Vorteil von meiner Heirat. Reich bist du ja selbst, und Ulrich will ja von deinem Reichtum gar nichts haben. Ich weiß nicht, warum du nicht froh und zufrieden bist.“

Es war in der That schwer, Leona zu widerlegen, und Frau Wegedank gab es auf, diesem Willen gegenüber den ihrigen durchzusetzen. Aber sie dachte innerlich:

„Geh du nur, meine Zeit wird schon kommen; und wenn du dann auch schon Frau v. Uhlenstein bist — o jedes Ding hat am Ende auch seine guten Seiten, und wenn man nicht anders kann, muß man eben die Dinge nehmen, wie sie sind." Zu Leona sagte sie aber kein solch vernünftiges Wort. Sie zuckte nur die Achseln und lächelte so recht abscheulich und spöttisch, um dann kühl zu fragen: „Was gedenkst du also zunächst zu thun?"

„Zu warten auf Ulrichs Brief. Er wird mir darin schon mitteilen, wann unsere Hochzeit stattfinden kann."

„Keinenfalls vor drei Wochen — wegen des Aufgebots."

„Ach richtig, ja! Nun, ich brauche doch auch einige Zeit, um mich vorzubereiten und mir eine Ausstattung zu besorgen, oder — oder, Mama, soll ich überhaupt keine bekommen? Soll ich so, wie ich hier stehe, zu Ulrich gehen?"

„Nein, wir wollen uns von dem Menschen nicht vor aller Welt blamieren lassen. Du wirst eine Ausstattung bekommen je nach der Stellung, die dein Gatte einnimmt. Falls diese eine untergeordnete ist, wie ich annehme, bekommst du eine Aussteuer, wie eben ein armes Mädchen aus niedrigem Stande sie allenfalls haben kann. Mit dem Reichtum und der Stellung der Wegedanks brauchst du nicht mehr zu rechnen."

Vergnügt nickte Leona. Das machte ihr die wenigsten Sorgen. Nur eine Kleinigkeit mußte sie doch noch sagen. „Aber doch ein weißes Brautkleid, nicht wahr, Mama? Arme Mädchen aus niedrigem Stande haben immer schwarze. Und Schwarz steht mir gar nicht."

„Wähl' dir, was du willst. Schwarz oder Weiß oder Grau. Du bekommst eine gewisse Summe baren Geldes, und damit mach, was du willst, oder laß lieber ihn machen, was er will. Hier in Berlin, von unserem

Hause aus, wird auch der ganze Skandal nicht in Scene gesetzt werden. Laßt euch trauen, wo ihr wollt. Mir bleibt nachher nur die Aufgabe, mit der Thatsache die Gesellschaft zu überraschen und zu amüsieren, daß meine Tochter ihren eigenen Weg gegangen ist und sich vom Elternhause getrennt hat."

Leona stiegen heiße Thränen in die Augen, und schüchtern näherte sie sich ihrer Mutter. „Mama, wie kannst du nur so grausam sein! Du hast doch Ulrich früher so gern gehabt."

„Er hat sich dessen unwert gezeigt."

„Aber doch nicht so, um ihm gleich die Thür zu weisen."

„Vergiß nicht, liebe Tochter, daß nicht wir ihm, sondern er uns die Thür gewiesen hat, weil er sich in seinem Thun und Treiben beobachtet und getadelt sah, und das war dem Herrn viel unangenehmer, als dich zu verlieren."

Leona war sichtlich zusammengezuckt, und eine fahle Blässe hatte sich über ihre Wangen gebreitet bei der Erinnerung, die sie schon ganz vergessen.

Nach einer bangen Pause sagte sie tonlos: „Aber nachher, Mama, hat er doch bewiesen, daß er mich mehr liebt als alles, alles andere auf Erden, daß er auf allen Reichtum und Glanz verzichtet und nur mich allein haben wollte. Und das ist doch seine Idee gewesen. Gedroht hat ihm doch kein Mensch damit."

Wieder kam Frau Wegedank in innerliche Verlegenheit um eine niederschmetternde Antwort, und endlich sagte sie wegwerfend: „Wahrscheinlich glaubt er gar nicht daran und denkt, wir werden ihm unser Geld doch noch nachwerfen."

Gedrückt wandte sich Leona ab und trat ans Fenster, wo sie stumm auf die heiße, staubige Straße hinabsah.

Frau Wegedank erhob sich, die zitternde Hand so fest auf den Tisch stützend, daß all die kleinen Nippsachen wie

vor Schreck klapperten und klirrten. „Und nun will ich dir etwas sagen, Leona. Es fällt mir gar nicht ein, hier mit dir zu warten, bis der Mensch die Güte haben wird, uns seine Pläne und Absichten mitzuteilen. Du wirst heute noch an deine Tante Lippke schreiben nach Kleinheide bei Magdeburg und sie bitten, dich aufzunehmen, da du die Absicht hättest, davonzulaufen und gegen meinen Willen zu heiraten. Wie ich sie kenne, wird sie es thun und dich aufnehmen, um mir einen rechten Aerger zu bereiten. Dein Geld werde ich später dorthin schicken. Für jetzt gebe ich dir mit, was du brauchst. Von da aus kannst du dann deinen „Glücksweg" antreten, wann und wie du willst."

Frau Lippke war die Stiefschwester des verstorbenen Herrn Wegedank, die sehr einfache, spießbürgerliche Witwe eines Großbauern, dessen Gütchen sie selbst bewirtschaftete. Kinder hatte sie nicht, und ihre Gemütsart sollte keineswegs liebenswürdig sein. Die Familie Wegedank hatte unter irgend einem Grunde den Verkehr mit der „Bauernfrau" längst abgebrochen.

Leona wußte im Moment wirklich nicht, was sie eigentlich dazu sagen sollte, aber als ihre Mutter sich nun kalt nach der Thür wandte, um hinauszugehen, lief sie ihr nach und umschlang sie mit beiden Armen.

„Mama! Mama!" schluchzte sie. „So darfst du nicht fortgehen, so darfst du mich nicht behandeln. Ich bin doch dein einziges Kind, und ich will keinen Verbrecher heiraten, habe auch kein Verbrechen begangen, als daß ich einen Mann liebe, den du auch sehr gern gehabt hast, bis du dich von ihm beleidigt glaubtest."

„Jawohl, er hat mich nicht nur beleidigt, sondern mich auch schon vor der Hochzeit aus dem Hause geworfen, welches i ch ihm gründen sollte. Und nicht nur das, er hat mir sogar gedroht, mich erschießen zu wollen, wenn

ich ein Mann wäre. Ich denke, das genügt. Du hast kein Ehrgefühl, mein Kind, und die Schmach, die Verachtung, die deiner Mutter angethan wurde, läßt dich ganz kalt, wenn es gilt, ihr zum Trotz deine verliebten Launen zu befriedigen. Nein, wir beide verstehen uns nicht mehr. Laß mich los!"

Leona trat zurück.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage schon kamen zwei Briefe von Ulrich, die wieder eigenhändig abzugeben waren, an Frau Wegedank und Leona. Er schrieb darin kurz, daß er eine Stellung als Gutsverwalter gefunden habe mit Hilfe seines Onkels auf dem Rittergute Kempzin und im Oktober Leona dorthin als seine Gattin zu führen willens sei.

Leona zeigte ihren Brief der Mutter nicht, von der sie sich übrigens seit der gestrigen Scene fast scheu zurückhielt.

„Wie ich sagte," bemerkte Frau Wegedank höhnisch, ihr das Schreiben hinwerfend, „Gutsinspektor, wahrscheinlich mit fünfhundert Mark Jahreseinkommen und freien Kartoffeln, was man so Deputat nennt. Ich gratuliere dir. Du wirst ausgezeichnet dafür passen."

„Aber Mama! Glaubst du denn, daß Ulrich mir etwas anbieten würde, was nicht ginge, daß er etwas eine auskömmliche Existenz für uns beide nennen würde, was keine ist? Er ist doch bisher adeliger Offizier gewesen, und sein Onkel ist Hauptmann."

„Albernes Mädchen," bemerkte Frau Wegedank, „als wenn das ein Grund wäre, um nicht so weit herunterzukommen, als es mit niedriger Gesinnung und schlechtem Charakter nur irgend möglich ist. Du bist denn doch für deine achtzehn Jahre noch sehr naiv, was diesen Menschen anbetrifft."

„Das hilft dir alles nichts, Mama," sagte Leona ernst.

„So innig lieb, wie ich dich habe, so innig dankbar, wie ich dir für deine bisherige Liebe und Güte bin, so liebe ich doch Ulrich noch viel mehr und bin ihm noch viel dankbarer für seine Liebe. Und meine einzige Hoffnung ist, daß es uns doch noch dereinst gelingen wird, dich zu versöhnen."

Frau Wegedank würdigte diese Rede keiner Antwort. Obwohl die Hochzeit erst im Oktober stattfinden sollte, so wollte sie doch auch keinen Versuch mehr machen, Leona jetzt noch in die Bäder zu führen, um sie dadurch auf andere Gedanken zu bringen. Sie wußte wohl, daß sie nur den eigensinnigsten Widerstand finden würde.

Mochte das Rad laufen; es lohnte nicht, jetzt in seine Speichen zu greifen. Mochte es laufen, bis es umfiel.

Daß es umfallen mußte, war ja nur eine Frage der Zeit.

(Fortsetzung folgt.)





Ein Opfer.

Novellette von A. Schoebel.

Mit Illustrationen von Enrico Buffetti.

(Nachdruck verboten.)

Eine stechende, falsche Herbstsonne beschien das Briefblatt, welches vor dem Assessor Bredow aufgeschlagen lag.

Mit einem Blick, der wohl sieht, aber nicht erfaßt, starrte er darauf hin. Er rieb sich die Stirn, als könne er die Gedanken, welche dahinter hockten, fortscheuchen.

Endlich las er:

„Du, Franzel, weißt Du's auch, daß ich Dich drei Tage nicht gesehen habe? Drei lange Tage? Du geliebter Rattenfänger hast gewiß wieder Deine Narrenkappe übergestreift und bist die Tollheit selber gewesen!

Was hast Du inzwischen getrieben, wilder Junge? Ich möchte alles wissen, hörst Du — alles, was Dich betrifft, womit Deine Gedanken, Deine Hände sich beschäftigen. Ueberallhin möcht' ich Dir folgen, um Dich ganz verstehen zu können. Ach, ich versteh' Dich ja noch so wenig, ich armes junges Ding!

Und keine Zeile von Dir! Soll ich Angst um Dich haben? Angst? Ich lache. Du wirst Dich schon herauswickeln, wenn Du irgendwo in der Klemme steckst; und solltest Du etwa mit dem Rad gestürzt sein — höchstens ein paar Schrammen hat's gegeben — dann bist Du munter weitergefahren.

Gestern abend hab' ich mich zu Josty geschlichen und einen Apfelkuchen mit Schlagsahne vertilgt — zur Erinnerung. Weißt Du noch, wie wir uns dort zum erstenmal sahen? Ich saß an dem kleinen Tischchen dicht neben der Thür und schmökerte in den „Fliegenden". Mit einemmal mußt' ich aufsehen, grad in Deine Augen hinein.

Na, da war's sofort vorbei mit mir. Du, Franzel, heut' will ich's Dir gestehen, ich hab' damals die Fäuste geballt im Schoß und die Blicke in die Schlagsahne gebohrt. Doch immer wieder riß mir eine unheimliche Gewalt die Augen auf — ich mußte Dich ansehen.

Da fällt mir ein, Du könntest wieder so eine Deiner ekligen, großen Arbeiten vorhaben. Wär's nicht lieb, wenn Du Deine Akten zusammenpacktest und in mein Stübchen damit kämst? Ich räume Dir den großen Tisch ab, und Mätzchen decke ich zu und mich ebenfalls, damit ich nicht schwatze und singe. Wie eine Maus will ich sein — den Atem anhalten.

Nun weißt Du's also, Franzel. Ich gehe nicht aus der Thür heut'. Ich warte, warte, warte. Daß Du kommst, darauf würd' ich seelenruhig Gift nehmen. Hundert Küsse kriegst Du mindestens.

Deine kleine Lore.

Nachschrift. Ich zieh' auch das blaue Kleid an. Das hast Du ja so gerne."

Der junge Mann griff sich an die Schläfen. „Herrgott, Herrgott!" murmelte er. „Wie bring' ich's ihr nur bei? Und sie hat nicht einmal einen Verdacht! Wie bring' ich's ihr nur bei?"

Er stützte die Ellenbogen auf, blinzelte in die Sonne hinein und schob sich auf seinem Stuhl hin und her. Schließlich legte er den Kopf auf die Tischplatte, auf den Brief.

Warum auch hatte er den Abschluß so lange hinaus-

geschoben? Wußte er nicht seit Wochen, wie alles kommen würde?

Er hatte gelebt wie andere junge Leute seines Standes auch. Etwas wild, etwas leichtsinnig. Er hatte sich stets auf Zukunftsgedanken ausgeruht, die ihm eine ehrenvolle Carriere, eine verständige — das heißt reiche Heirat vorgaukelten. Wer konnte heutzutage aus Liebe eine Ehe schließen? Doch am wenigsten ein unbesoldeter Assessor.

Und inzwischen waren seine Schulden gewachsen, stiegen ihm zum Kragen, eine schmutzige Flut, die ihn zu ersticken drohte. Er war in Wuchererhänden.

Voll jugendlicher Unbedachtsamkeit den Eingebungen eines feurigen Temperaments folgend, hatte er so manche Intrigue im Salon wie auf der Gasse angeknüpft und gelöst. Bedeutsame Verwickelungen hatten niemals Netze um ihn gesponnen. Nur die Sache mit der kleinen Lore, die war ihm über den Kopf gewachsen.

Anfangs hatte er sich nicht viel aus dem Mädel gemacht, aber langsam, langsam war das anders geworden. Mit ihrer heißen Leidenschaft, die aus einer ersten Liebe erblühte, hatte sie ihn angesteckt, und daneben lernte er sie achten in ihrer stolzen Demut.

Nur Blumen durfte er ihr bringen. So stolz war die kleine blutjunge und blutarme Lore. Und so demütig dazu. Wenn ihrem Franz etwas aus der Hand fiel, so bückte sie sich danach. Am liebsten hätte sie ihm seinen Schirm getragen. Bei ihren Zusammenkünften erschien sie stets zuerst. Wie eine aus der Erde geschossene Rose stand sie da, duftend von Jugend und von Liebe. Ihre Augen glänzten vor Entzücken, und ihre winzigen Ohren färbten sich purpurrot unter dem ersten geflüsterten Wort.

Sie war reizend, reizend, und wenn Franz Bredow seinem Herzen gefolgt wäre, so hätte er nur sie zu seiner Frau gemacht.

Aber da war die Carriere und da waren die Schulden — Wechselschulden gefährlichster Art. Und die Lore, die stellte keine „Partie" dar, die brachte sich mit Krawattennähen durchs Leben. Sie stand ganz allein.

Und ob er sich's hundertmal überlegte — es ging nicht, es ging nicht!

Franz war sogar dahin gekommen, daß er ernstlich an eine Rangierung denken mußte, er hatte also endlich auch ernstlich Umschau halten müssen unter den Töchtern des Landes. —

Der junge Mann richtete sich auf. Finster betrachtete er den glänzenden Verlobungsring, den er seit gestern trug. Ah, wozu sollte er sich an die Einzelheiten seiner Schmach erinnern, wozu sollte er sich's selber vorreiben, daß er sich verkauft hatte? Er, der jung, gesund und arbeitskräftig war, — verkauft!

Er trachtete, sich zu überreden, daß er einzig seiner Carriere das Riesenopfer gebracht habe, daß es möglich sein würde, sein Unrecht zu tilgen durch angestrengte Arbeit, durch Pflichttreue, durch einen tadellosen Wandel.

Aber die Lore! Die Lore! Seit Wochen war's jeden Tag sein Vorsatz gewesen, das arme Kind vorzubereiten, doch eine feige Angst hatte ihn gehindert. Und nun sollte er den Schlag führen gleich einem Henker. Wie würde sie es aufnehmen? Sie würde untergehen in Nacht und Finsternis — sie würde sterben!

Franz ächzte. Die Adern schwollen ihm auf der Stirn, mit der Faust hieb er auf das Briefblatt. Er hatte den Mund voller Flüche. Wozu auch mußte er damals bei Josty den Spaß anfangen mit der niedlichen Blondine, die ihn gar nichts anging? Wozu mußte er die Sache fortsetzen? Und sie liebte ihn — heiß und tief! Wozu hatte er diese Gefühle hingenommen?

Ja, wozu?

Er schob die Brauen zusammen. Sie hätte auch zurückhaltender sein können, hätte ihn abweisen sollen! Gewiß, abweisen hätte sie ihn müssen, statt gleich in seine Arme zu fallen. Einzig ihrem Leichtsinn hatte sie's zuzuschreiben, wenn nun alles kam, wie es eben kam. Und länger aufschieben durfte Franz Bredow die Abwickelung nicht. In einer Art von schwerem Rausch war er durch die letzten Tage gedämmert, ohne Verantwortungsgefühl. Seine Braut konnte Wind von der Sache bekommen, die Verlobung zurückgehen lassen — — nein, es mußte sein! Jetzt mußte es sein.

Die Lore würde eine fürchterliche Scene machen nach der Aufklärung, würde weinen und toben, mit einer ganz fremden lauten Stimme ihm Vorwürfe ins Gesicht schleudern wie Schmutzbrocken, unter der Fratze einer Furie würde die Schelmerei ihres hübschen Gesichtchens verschwinden, sie war ja schließlich ein temperamentvolles Mädel. Aber gerade diese herandrohende Scene gab ihm Mut. Solchem elementaren Ausbruch gegenüber konnte er den Milden, den Leidenden, den Vornehmen spielen, und plötzlich würde alles zu Ende sein.

Ja, so mußte sich's abspielen. Nun wollte Franz auch nicht länger zögern. Heute noch mußte die Aussprache stattfinden. Heute noch. Gleich.

Er trat in den Korridor hinaus, fuhr in den Ueberrock, setzte den Hut auf und stürmte fort.

Den Herkules auf der Lützowbrücke streifte er mit dem Blick. Der hatte es gut, der brauchte nur mit einem Löwen, nicht mit einem verzweifelnden Frauenzimmer fertig zu werden. Jetzt betrat er den Quai. Das Laub der großen Uferkastanien glänzte unter den grellen Sonnenstrahlen. Rauschgold — Talmi. Zum Teil lagen die Blätter bereits abgefallen unter den Stämmen, die trockenen Stengel bildeten allerlei Figuren und Buchstaben. Franz

schien's ein hämischer Spuk. Fügte sich nicht überall auf dem sandigen Boden ein F neben ein L? Franz — Lore!

Dort unter jenem Baum hatte er das Mädchen zuerst geküßt. Frühling war's gewesen und die duftigste Nacht.

Franz rückte den Hut tiefer in die Stirn. Etwas jagte ihn vorwärts. Mit gesenktem Blicke raste er durch die Potsdamerstraße.

Schließlich bog er in eine der linksseitigen Nebenstraßen der großen Verkehrsader ein. Sein Schritt verlangsamte sich, er hätte gewünscht, daß der Weg sich meilenlang strecken möge.

Jetzt noch zehn Häuser, jetzt noch zwei — nun war er angelangt. Die blanken Barbierbecken des Friseurs im Parterre schaukelten und klapperten, der Wachskopf im schmalen Schaufenster lächelte spitz und gleichgültig. Franz fuhr zusammen. Genau so modisch war das Haar seiner Braut geordnet, genau so rosig glänzte ihr leeres Gesicht.

Die Zähne zusammenbeißend ging er ins Haus hinein, über das dunstige Höfchen. Ein paar Kinder balgten sich neben der Gosse, lachend, schmutznasig.

Er begann die Hintertreppe zu erklimmen. Auf jedem Absatz blieb er stehen wie an einer Marterstation, beklommen atmend. Hell schien die Sonne durch die bestaubten Flurfenster und ärgerte ihn auch hier mit ihren hellen Strahlen.

Ein Gedanke durchfuhr ihn: wenn die Lore nicht zu Haus wäre! Er könnte eine Gnadenfrist gewinnen. Aber sie hatte ja geschrieben, daß sie nicht aus der Thür gehen, ihn erwarten würde den ganzen Tag über.

Die letzten Stufen knarrten unter seinem Tritt. Wie dick die Luft hier oben war — zum Schneiden. Die Decke hing so tief, daß er sie mit dem Hut berührte.

Und jetzt, jetzt hörte er die Lore singen hinter der



Rasche Schritte trippelten herbei; die Thür flog auf. (S. 66)

Thür, ein Volksliedchen voller Weh und Jubel. Wie ein Vogel zwitscherte sie, dann kam ein Seufzer und nun ein Lachen.

Das Herz klopfte ihm, er drückte sein blasses, heißes Gesicht gegen die Thür.

Endlich wagte er es zu pochen, ganz leise, scheu, schuldig.

Aber er war schon gehört worden. Rasche Schritte trippelten herbei, die Thür flog auf, und aus Sonnenschein und goldenem Haar heraus lachte ihm die Lore entgegen. Die Lore im blauen Kleid.

„Franzel — Franzel!“ Sie hing ihm schon am Hals, ihre Küsse regneten auf sein Gesicht.

Und dann zog sie ihn über die Schwelle, lustig scheltend. „Du Ausreißer, du Langebleiber, du Taugenichts — mein süßer, süßer Rattenfänger!“

Er stolperte vorwärts. Ungeschickt legte er den Hut auf Lores Näharbeit, auf lauter grellbunte Krawatten. Und jetzt merkte das Mädchen, daß ihr Schatz anders war als sonst, finster, voll böser Laune, trüb.

„Aerger gehabt, Herr Assessor?“ fragte sie schelmisch. „Weißt du nicht, daß hier kein Aerger herein darf? Hier wohnt die Lore, Mätzchen und lauter Blumen, und niemand als der Franzel wird eingelassen. Hörst du, nur der Franzel allein, nicht seine schlechte Laune“ — alle Grübchen ihres Gesichts vertieften sich — „nein, so schlechte Gesellschaft darf er nicht mitbringen. Beileibe nicht!“

Der junge Mann stand da, so unbeholfen, als weile er zum erstenmal in dem kleinen Raum, dessen Armut versteckt war unter lauter künstlichen Blumen, die alle die Lore zurechtgebestelt hatte mit ihren geschickten Fingerchen — Schneeball, Goldregen, Flieder. Frühling war's hier in dem schmalen kleinen Zimmer, auch im Herbst, auch im Winter.

Franz Bredow lächelte ungeschickt. Er suchte nach Worten. Wie versiegelt waren seine Lippen; jetzt hörten sie auch zu lächeln auf.

Die Lore trat einen Schritt zurück. „Du hast etwas, Franz! Etwas Schreckliches ist passiert. Sag mir's — um Gottes willen, sag mir's!“

Er nickte heftig. Und dann holte er aus zu dem Henkerschlag; hob die Hand, an welcher der Verlobungsring in der Sonne glänzte.

Mutig schlug er die Augen auf. Nun würde die Scene kommen, die Lore würde kreischen, zetern. Er würde heftig entgegnen, sich endlich in gemachtem Zorn davonmachen.

Doch etwas ganz anderes geschah. Als habe ihr jemand die Füße abgeschlagen, fiel die Lore auf den nächsten Stuhl, mit hängenden Armen, mit rückwärts übergesunkenem Kopf, kreideweiß wie eine Tote.

Von Entsetzen gepackt, riß Franz die Wasserflasche von der Kommode, spritzte Wasser über das arme blasse Gesicht, bat, flehte, die Lore möge doch erwachen.

Jetzt schlug sie die Augen auf. Sie lächelte wie aus einem Traum heraus. „Dein Scherz — hätte mir — fast das Leben gekostet, Franz,“ sagte sie stammelnd, abgerissen. „Nicht wieder — solch schlechten Scherz machen.“

Und sie langte nach ihm mit beiden Armen.

Heiser, fast röchelnd kam's ihm aus der Brust: „Lore, um der Barmherzigkeit willen, es ist Ernst, blutiger Ernst. Alles hatte sich zusammengezogen um mich, die Schulden waren mir über den Kopf gewachsen, ein Entschluß ließ sich nicht länger hinausschieben“ — er senkte den Blick — „ich hab' nicht den Mut gehabt, dir davon zu sprechen, Lore, verzeih mir, und nun — nun muß ich dich verlassen.“

Mit einer wilden Bewegung hob er sie auf und legte

sie an seine Brust. Wie mit Klammern umschlossen sie seine Arme, als könne er sie nimmer, nimmer hergeben. Und dazu murmelte er mit erlöschender Stimme: „Ich muß dich verlassen, Lore! Lore!"

Endlich gelang's ihr, sich los zu ringen. Die Thränen flossen über ihr Gesicht, und über ihre Lippen stürzten die Worte.

„Verlassen? Mich willst du verlassen? Und du willst eine andere in deine Arme nehmen, willst zu ihr Liebling, Kleinod sagen und all die hundert süßen Worte, die nur mir gehörten? Du willst eine andere ans Herz drücken, so wie du mich ans Herz gedrückt hast, du willst sie küssen, so wie du mich geküßt hast? Franz, du willst eine andere lieben, willst mich verlassen?"

Er griff sich an die Stirn. „Lore, zerreiß mir das Herz nicht. Die andere muß ich heiraten, ich muß in andere Verhältnisse kommen."

Ernst und tief blickten ihre Augen, beinahe feierlich klang ihre Stimme. „Und ich glaubte, du liebtest mich. Kann denn eine andere dann deine Frau sein?"

„Ich muß ja, ich kann nicht anders," stieß er gequält hervor. „Mein Herz aber gehört dir."

„Und mich willst du verlassen!" Sie rang die Hände, sie schüttelte den Kopf.

„Ich muß, Lore, ich muß, obwohl es mir fast das Herz bricht. Bedenke meine Lage und hab Mitleid. Verzeih mir!"

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken. Wie ein Verurteilter stand er da — mit den Augen bettelnd, er, der starke Mann, schwächer als ein Knabe.

Als die Lore sein Verzagen sah, seine Scham, nahm gleich ein Engel von ihrem Herzen Besitz. Sie fuhr mit den Händen durch die Luft, als könne sie all das Entsetzliche fortscheuchen. Ganz demütig, ganz ergeben sagte

sie: „Ich hätte es mir denken können. Es mußte ja schließlich so kommen. Ich hätte es mir denken können.“ Und auch ihr sank der Kopf.

Eine Fliege summte an den besonnten Fensterscheiben, der Kanarienvogel hüpfte von seiner Stange in den Schaukelring. Sonst war alles still.

Endlich wagte es Franz, den Blick zu heben, die Lore anzusehen. Sie stand da, regungslos, die Hände gefaltet, die Wimpern gesenkt, ganz einfach, ohne Thränen, aber geisterbleich.

Sie bat ihn nicht, zu bleiben, bat ihn nicht, zu gehen.

Der Herzschlag setzte ihm aus. Diese Ruhe! Wenn sie einen Entschluß gefaßt hätte, einen entsetzlichen Entschluß! — —

Er that einen harten Griff nach ihrer Schulter. „Du,“ sagte er finster und erregt im Gefühl der eigenen Schuld, „du, du willst dir das Leben nehmen!“

Sie antwortete nicht, rührte sich gar nicht.

Stärker rüttelte er sie, zugleich in bebender Angst und in wütendem Zorn darüber, daß es in diese zerstochenen, verarbeiteten Hände gelegt sein konnte, ihm das schön aufgebaute Leben zu zerstören.

Da that sie die bleichen Lippen auf. „Ich hab' dich zum Sterben lieb,“ sagte sie mit ihrer schwachen, zärtlichen Stimme. „Zum Sterben, Franz.“

Er wühlte sich verzweiflungsvoll in den Haaren. Was sollte er thun? Wo sollte er Trost hernehmen für sie, Entlastung für sich selber? Geld durfte er der Lore nicht bieten — Geld, das noch dazu seinen Ursprung aus dem Besitz der Braut hätte nehmen müssen. Und wäre es ein Vermögen gewesen, das Mädchen würde es ihm vor die Füße geschleudert haben.

Er schlang die Finger ineinander. Nie würde er diese Stunde vergessen. Niemals!

„Lore,“ hob er verzweifelt an, „wenn du wüßtest, wie ich gelitten, wie ich mich um dich gesorgt, gebangt habe! Im ganzen Leben kann ich nicht glücklich werden. Immer wirst du vor mir stehen wie heute — betrübt, voll Jammer, verlassen.“

„Verlassen,“ murmelte sie, und ihre Lippen zitterten.

„Ich kann nicht glücklich werden,“ wiederholte er, „aber du, Lore, du wirst neue Freude finden. Du wirst noch einmal heiraten, wirst eine glückliche Frau werden —“

Jetzt hob sie den Kopf. Ein einziger Blick ging zu ihm hinüber. Er biß sich auf die Lippen.

Wieder das beklemmende Schweigen. Noch tiefer, noch trostloser. Endlich bewegte sich die Lore, so schwer, so langsam, als seien ihr alle Glieder zerbrochen. Sie schob sich zu Franz hin, hob die Hände. „Du gehörst nun einer anderen,“ sagte sie, und ihr thränenschwerer Blick hing an seinem Verlobungsring. „Deines Bleibens ist nicht länger hier. Du wirst nun gehen müssen.“

Er stöhnte. „Ich werde nun gehen müssen, Lore. Ach Lore!“ Er wollte sie an sich ziehen.

Sie wich zurück. „Nein, keinen Abschied, Franz. Ich könnte es nicht ertragen, dich am Herzen zu halten mit dem Gedanken, daß in einer Stunde vielleicht die andere —“

Beschämt tastete er nach seinem Hut, gebeugt von der Schmach, die er selber verschuldet.

Lore trat an den Tisch, griff in einen der darauf stehenden Kartons: „Willst du nicht diese Krawatte zum Andenken nehmen?“ Sie reichte ihm eine, die ihr schön erschien.

Wild und krampfhaft schluchzte er auf. Ja, er wollte die lächerliche kleine Gabe nehmen, dieses Symbol von des Mädchens armseligem Dasein, das ein greller falscher Schein bunt und freudig beleuchtet hatte eine kurze Früh-

lingszeit hindurch. Seine Thränen fielen auf die billige, haltlose Seide.

„Franz,“ sagte die Lore mit ihrem alten lieben Ton über die Kluft hinweg, die sie nun von ihm trennte, „Franzel!“ Und noch einmal glitt ihr Blick über sein Gesicht. Dann wandte sie sich ab.

Leise, ganz leise fiel die Thür ins Schloß. Scheu, wie ein Dieb davonschleicht, so entfernte sich Franz Bredow.

Und war er nicht ein Dieb am Heiligsten, das die Welt kennt? War er nicht eingebrochen in ein junges Menschenleben und ließ nur Schutt und Trümmer zurück?

Er wandte sich zurück. Er horchte. Ob sie jetzt schluchzte? Sich wand in bitterem, bitterem Weh?

Ein jubilierender Triller wurde laut. Der Kanarienvogel schmetterte sein Lied.

* * *

Ein Martyrium wurde die Verlobungszeit für Franz Bredow. Der Wurm saß in seinem Gewissen und nagte dort Tag und Nacht. Stand er morgens auf, so fühlte er Blei in allen Gliedern, legte er sich abends nieder, zitterten ihm die Nerven, daß er nicht einzuschlafen vermochte.

Eine unbestimmte Angst peinigte ihn beständig, seine Braut könne erfahren, was geschehen sei.

Oft wenn er ihr den Morgengruß aus kostbaren Blumen überreichte, schien's ihm, als ob ein ironischer Zug die kalten Züge belebe, die grauen Augen glänzend mache.

Unter entgegenkommender Zärtlichkeit hatte der junge Mann nicht zu leiden; seine Braut fürchtete bei jedem Kuß für ihre abgezirkelte Frisur, ihre schön geringelten Stirnlöckchen.

Die Ursache von Franzens seltsamer Rastlosigkeit suchte

sie in Ueberanstrengung durch seinen Beruf, erhoffte indessen von der geplanten Hochzeitsreise nach Norwegen vollständige Besserung.

Franz Bredow gewöhnte sich's an, über starke Ueberbürdung zu klagen. In Wahrheit arbeitete er wenig. Die Angst war es, die ihm das Fleisch von den Knochen zehrte, seine Augen hohl machte — die Angst um die Lore.

In jedem Briefträger sah er einen Dämon, der seine Zukunft zerstören konnte. Die Zeitungen durchflog er, am ganzen Leibe bebend, nach dem Polizeibericht forschend. „Eine Mädchenleiche gelandet." Er stürzte nach dem Schauhaus. Mit gesträubtem Haar trat er vor die große Glaswand, hinter der die Toten lagen. Angstschweiß auf der Stirn entfernte er sich wieder.

Lores Bild verfolgte ihn. Wo er ging und stand, sah er sie vor sich mit dem betrübten Mündchen, dem thränenschweren Blick, wie sie sagte: „Ich hab' dich zum Sterben lieb."

Endlich einmal sah er die Lore, die wirkliche Lore, nicht das Gespenst, das ihn verfolgte. Er fuhr mit seiner Braut in der Equipage der Schwiegereltern an ihr vorüber. Sie erkannte ihn nicht, hatte gar nicht aufgeblickt. Dem Bild, das seine Phantasie bewahrte, war sie ähnlich gewesen: arm, betrübt, verlassen!

Merkwürdigerweise besserte sich nach diesem Wiedersehen Franz Bredows Zustand. Sie hatte den Abschied überlebt, um viele Wochen überlebt, damit war viel gewonnen.

Nur noch eine Furcht hatte er jetzt: die vor dem Hochzeitstag. Da mußte es sich entscheiden. Wenn die Lore über seinen Hochzeitstag hinwegkam, dann dachte sie gar nicht daran, etwas Verzweifeltes zu unternehmen, dann konnte er ruhig sein, dann würde sie sich finden.

Wie vielen Mädchen passierte nicht dasselbe — Aergeres! So eine kleine Liebelei, die vergißt sich schließlich. Vielleicht auch hatte die Lore längst einen anderen.



Dieser Gedanke erschien Franz äußerst tröstlich. Er redete sich schließlich ein, daß das Mädchen eine neue Liebe gefunden habe, konnte sogar einen leichten Aerger

nicht unterdrücken bei dieser Vorstellung, und allmählich, ganz allmählich wich die lähmende Furcht von ihm. Er gewöhnte sich in die Atmosphäre des Reichtums hinein, die Verhätschelung durch den Luxus sagte ihm außerordentlich zu, Empfindungen der Dankbarkeit gegen sie, die ihm all die großen und kleinen Annehmlichkeiten verschaffte, gegen seine Braut, fingen an, sich in seinem Inneren zu regen. Der Gedanke an seine Zukunft spann ihn mit wohligem Behagen ein. Immer mehr verblaßte das Bild der kleinen Lore.

Einzig bei der Vorstellung seiner Hochzeit graute ihm. Die sollte draußen in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche stattfinden. Fatal, daß seine Braut gerade einen Maitag dazu gewählt hatte. So um Mitte Mai herum hatte er die Lore damals kennen gelernt. Fatal, wenn der Hochzeitstag etwa zufällig mit diesem Erinnerungstag zusammenfiele. Die Lore wußte sicher noch das Datum.

Wenn sie nur nicht als Gespenst einer Vergangenheit auftauchte zwischen den gaffenden Menschen.

* * *

Die Lore hatte sich nicht mit einem anderen getröstet. Sie dachte Tag und Nacht nur an ihren Franz, jeder Schlag ihres zärtlichen Herzens galt ihm. In einer edelmütigen Aufwallung hatte sie beim Abschied die ganze Last auf ihre schwachen Schultern genommen, dem Liebsten die Sache erleichtert.

Eine Periode stolzen Sichaufrichtens war gefolgt, die Marter herzzerreißenden Selbstbetrugs. Und dann kam die Sehnsucht, eine unsinnige Sehnsucht und ein fieberisches Erwarten, die dunkle Empfindung, daß ein Wunder geschehen werde, geschehen müsse.

Ihr Verstand sagte ihr, daß alles zu Ende sei, daß

sie nie wieder etwas hören werde vom Franz; und doch verfolgte sie eine qualvolle Ungeduld.

Oft überfiel sie dann wieder tiefste Hoffnungslosigkeit. „Ich muß denken, er sei gestorben und alles vorbei," sagte sie sich. „Und ich kann mich ja jeden Augenblick neben ihm ausstrecken."

Ihre Reinheit und Treue rettete des Geliebten Andenken, sprach ihn los von aller Schuld. Ein ungeheures Mitleid ergriff sie auch mit ihm, der verurteilt war, von ihr getrennt zu leben. Und noch heißer, noch tiefer, noch verzehrender wurde ihre Liebe, weil sie so ganz hoffungslos war.

Ueber die Abschiedsstunde war die Lore hinweggekommen, den Hochzeitstag des Franz würde sie nicht überleben, sie konnte, konnte nicht! In der Nacht darauf wollte sie sich aus dem Leben stehlen, ganz sacht, ganz leise. Ihr Entschluß stand fest. Er brauchte gar nichts davon zu erfahren.

Sicherlich trat der Franz doch gleich nach der Trauung eine Reise an. Wer sollte es ihm da mitteilen, daß ein armes junges Ding seinetwegen ins Wasser gegangen war?

Und schließlich: er hatte dann die Braut sicher, das Geld sicher. Nichts konnte ihn anfechten. —

Endlos dehnten sich die Nächte für die Lore. Sie wendete den Kopf hin und her auf den Kissen, in ihrem Herzen wachte die Liebe, wachte das Leid.

Im Anfang weinte sie viel des Nachts; dann ging auch das vorüber, sie hatte keine Thränen mehr, die waren alle fortgeweint.

Ihr Gesicht war schmal und bleich geworden, die Lippen welk. Ihre Hände lagen im Schoß. Wozu noch arbeiten? Sie verzehrte ihre paar Spargroschen, die würden reichen bis zum Ende. Die Straße betrat sie

selten, aus Furcht, Franz zu begegnen, und ins Geschäft mochte sie nicht gehen. Die Mädchen dort sahen sie so eigentümlich an, die wußten es natürlich, daß sie verlassen war — wußten's und spotteten darüber.

Eine besonders Boshafte hatte den Hochzeitstag des Franz ausgekundschaftet und so nebenbei bei einer zufälligen Begegnung gefragt, ob die Lore sich nicht die Trauung ansehen wolle draußen in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Es gebe eine große Hochzeit, und sie gingen alle hin. Die Lore hatte nichts erwidert, nur aufgesehen, mit einem Blick, daß die Gefährtin beschämt die Augen niederschlug.

Aber von da an war sie umhergegangen wie im Traum. Nun war alles aus, das Wunder nicht eingetroffen, das Ende nahe.

— — — — — — — — — — — —

Die Zeit schlug ein paarmal mit den Flügeln, und der Tag war da — der furchtbare Tag.

Als Lore an jenem Morgen aufwachte, glaubte sie sich schon im Grabe. Sie drückte die Augen zu und lag ganz still. Aber ihr Herz pochte laut, so laut, wie es nur in der heftigsten Erregung schlägt, und that so weh, wie es nur einem lebenden Menschen thut.

Lore richtete sich auf. Sie fror und zitterte. Vor ihrem Bett lag ihr bester Staat, blütenweiße Wäsche und das blaue Kleid, das der Franz so gerne gehabt hatte. Sie hatte es nicht wieder getragen seit jener Abschiedsstunde.

Mit einem Seufzer sank Lore in die Kissen zurück. Wozu sollte sie früh aufstehen heute? Sie hatte nichts mehr zu thun auf Erden, ihr kleiner Besitz füllte das Zimmerchen wohlgeordnet wie immer. Nur die Blumen waren entfernt, die Schneebälle, der Flieder und der Gold-

regen — schon längst, schon seit der Franz gegangen war. Und der kleine Vogel war gestorben inzwischen.

Gegen Mittag kam die Sonne, goldig, prunkend, maienschön.

Die Gedanken der Lore weilten bei ihm, der sie verlassen hatte.

Jetzt holte er wohl seine Braut ab zum Gang aufs Standesamt. Einen wunderschönen Strauß überreichte er ihr, nahm sie in seine Arme, zärtlich, andächtig, wie ein Heiligtum.

Lore schluchzte auf, trocken, ohne Thränen.

Und nun war die andere seine Frau, durfte den geliebten Namen führen ein glückliches Leben hindurch.

Lore faltete die Hände. Weit geöffnet schauten ihre Augen durch die Fenster hinaus in den Glanz, in die Sonne.

Träge schlichen die Stunden. Sie entschloß sich endlich aufzustehen, eine kleine Mahlzeit zu nehmen. Ihre letzte Mahlzeit. Dann saß sie lange am Fenster und starrte traumverloren hinaus in den holden Maientag.

Jetzt kleidete sich wohl der Franz an zur kirchlichen Trauung, jetzt bestieg er das seidegepolsterte Coupé, und jetzt trat er ein bei der Braut, erschauernd beim Anblick ihrer verschleierten Gestalt.

Lore preßte die Hände über der Brust zusammen. Das mußte ein Augenblick sein! So ganz in Weiß gekleidet dazustehen, rein wie eine Lilie, und mit verschämten Augen dem Geliebten entgegenzublicken, ihm zu folgen zur Kirche, ihm vor dem Altare Liebe und Treue zu geloben bis in die Ewigkeit!

Die Lore fühlte einen Stich im Herzen. Hatte sie das nicht alles durchempfunden, durchgelebt? Waren ihre Gefühle minder rein, minder heilig gewesen als die des reichen Mädchens?

Sie richtete sich auf. Reiner! Heiliger! Sie hatte ihm ihr Herz geschenkt und er — er hatte sie verlassen!

Aechzend verbarg sie das Gesicht in den Händen.



Noch ein paar Stunden, dann war alles vorbei, alles! Aber bis dahin —!

Um ihre Qual zu betäuben, versetzte sie sich in die Kirche, in den geweihten Raum des herrlichen Kaiser-Wilhelm-Doms. Die gewaltigen Quadern erbebten unter der Wucht des Orgeltons, die bunten Fenster erglühten,

Blumenduft schwebte unter den Wölbungen hin. Jetzt trat das Brautpaar ein. Ganz deutlich sah im Geiste die Lore ihren Franz. Am Arm führte er die andere, der sie nie etwas Böses gethan, und die ihr das Herz gebrochen hatte. Der Prediger sprach — nun tauschen sie die Ringe.

Die Lore ertrug's nicht länger. Sie warf sich übers Bett und drehte den Kopf gegen die Wand.

So lag sie stundenlang. Die Sonne ging unter, die Dämmerung kroch ins Zimmer und streute Schatten umher; endlich wurde es finster. Jetzt war es Zeit.

Ihre Schwäche besiegend, glitt die Lore vom Bett herunter. Das Kleid klebte ihr um die Glieder, ihr Gesicht stand in Flammen.

Fort! Nur fort! Sie eilt die Treppen hinunter, durch die stille Gasse dahin. Jetzt biegt sie in die Potsdamerstraße ein. Mit glühenden Augen rasseln ihr die Straßenbahnwagen entgegen. Wie gehetzt fliegt sie dahin. Nun hat sie den Kanal erreicht. Ganz leichte Nebel steigen vom Wasser auf wie Schleier. Im Mondschein leuchten die Blüten der Kastanien.

Zum Fluß schleicht sich die Lore, dorthin, wo die Weiden ihre silbergrauen Zweige ins Wasser tauchen. Hier ist's totenstill abends, ganz einsam. Hier hat sie der Franz zum erstenmal geküßt. Dichter spinnen sich die Nebel aus den Wassern hervor, der Mond leuchtet hindurch und bescheint die schwarze Flut. Sie liegt ganz still, friedlich — ein sanftes Bett.

Näher schleicht die Lore, den Kopf gesenkt, den Blick starr in die Tiefe gerichtet.

Ausruhen — die Qual enden!

Sie setzt Schritt vor Schritt. Jetzt steht sie still an der Uferböschung.*) Sie faltet die Hände, sie will beten,

*) Siehe das Titelbild.



aber kein frommes Wort läßt sich auf ihre Lippen zwingen. Nur ein Name kommt darüber: „Franz — Franz.“

Sie hebt den Fuß zum letzten Schritt — sie drückt die Wimpern zusammen. Wie ein Schaum fließt die Qual von ihr ab — die Erlösung winkt — sie will sich vornüberwerfen — — —

Da — da! Hat sie nicht einen Schlag auf ihrem Herzen gespürt? Sie reißt die zum Gebet gefalteten Hände voneinander, sie öffnet die Augen, weit, entsetzt.

Was hat sie thun wollen? Welche Sünde begehen? Ist sie nicht böse und verderbt bis ins Mark? Weil sie ihr Leid nicht tragen mochte, hat sie's auf das Herz dessen wälzen wollen, der ihr das Teuerste gewesen im Himmel und auf Erden, auf das Herz ihres Franz! So sah ihre Liebe aus? Sein Glück hat sie zerstören, den Fluch auf ihn legen wollen?

Zitternd an allen Gliedern, mit gesenkten Lidern, schluchzend, beschämt, wendet sie sich um, schleicht zurück in ihr armes Heim, in ihr armes Leben.





Die Helden vom Niagara.

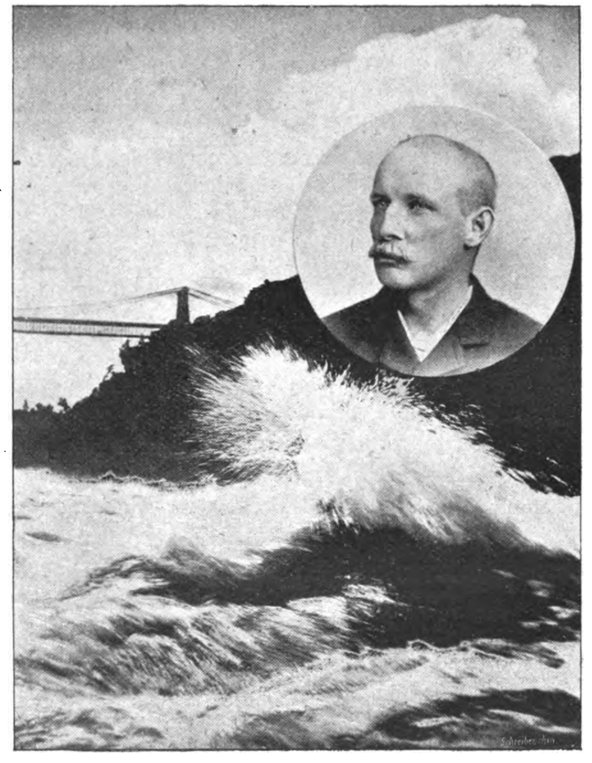
Nordamerikanische Skizze von Hans Scharwerker.

Mit 8 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Es liegt in vielen Menschen eine natürliche Verwegenheit, die sie antreibt, das scheinbar Unmögliche zu versuchen und ihre Kräfte an die Lösung selbstgestellter, höchst lebensgefährlicher und dabei unfruchtbarer Aufgaben zu setzen, nur um des Hochgefühls willen, welches das Bewußtsein überlegener Kraft verleiht. Kommen noch Eitelkeit, Ruhmsucht, die Aussicht auf Auszeichnungen oder klingenden Lohn hinzu, so entstehen jene „modernen Helden“, die für unsere Zeit charakteristisch sind, die mit einem Schubkarren von Paris nach Petersburg oder in einem offenen Boote von New York nach Liverpool fahren, auf Stelzen ganz Europa durchwandern, ein fünftägiges Dauerrennen auf dem Fahrrad leisten, vierzig Tage hungern, sich als Warenstück in einer Kiste von Wien nach London schicken lassen, kurz hunderterlei Dinge vollführen, die an sich erstaunlich und bisher für unmöglich gehalten worden sind, eine kurzdauernde allgemeine Sensation erregen, den Vollführer zu einer Tagesberühmtheit machen, aber der Menschheit nicht den allergeringsten Nutzen bringen.

Zu diesen Leuten gehören auch die „Helden vom Niagara“, die wir unseren Lesern heute in Wort und Bild vorführen wollen. Sind sie auch nicht Helden im edlen

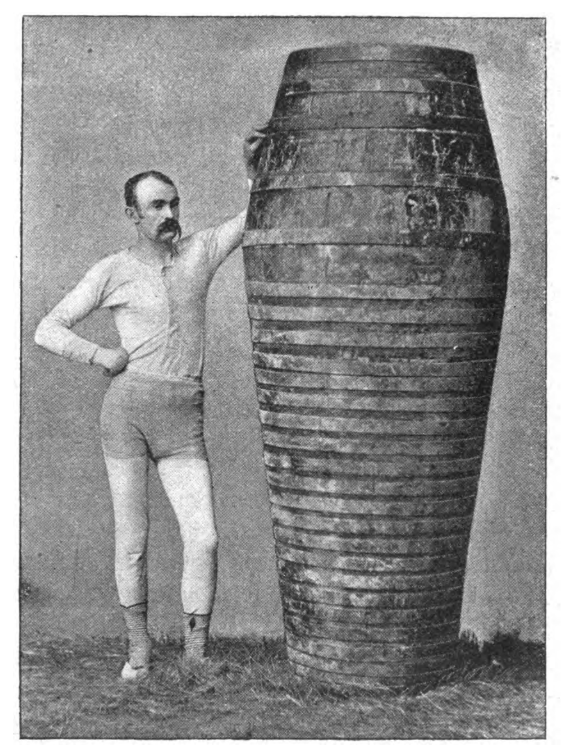
und hohen Sinne des Wortes, da sie nicht für eine allgemein menschliche Idee kämpften, sondern nur für persönlichen Ruhm und Gewinn, so erregen ihr Mut, ihre



Kapitän Webb und die Stelle, wo er ertrank.
Nach einer Photographie.

Verwegenheit und Todesverachtung doch unser Interesse und in gewissem Sinne auch unsere Bewunderung in so hohem Grade, daß sie es schon verdienen, wenn wir uns mit ihnen beschäftigen.

Der Niagara, der Verbindungsstrom zwischen den großen amerikanischen Landseen Erie und Ontario, bildet bekanntlich zwischen der amerikanischen Stadt Niagara



Der Küfer Graham und sein Fahrzeug.
Nach einer Photographie von G. E. Curtis & Co., Niagara Falls, N. Y.

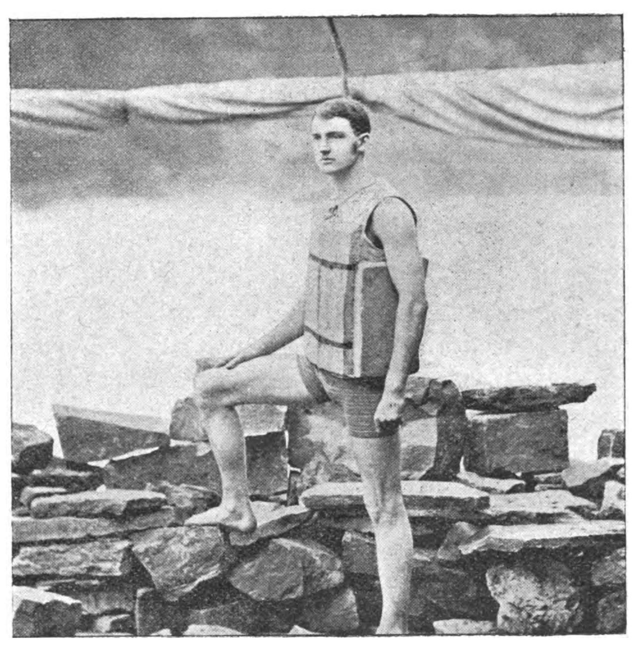
Falls und dem kanadischen Dorfe Clifton den berühmtesten Wasserfall der Erde, der, obgleich an Höhe nicht besonders hervorragend, denn diese beträgt nur 48 Meter, doch durch seine kolossale Breite und Wassermasse einzig dasteht. Eine

Strecke unterhalb des Falles verengt sich der Niagara wieder auf 300 Meter, macht, zwischen 100 Meter hohen, steilen Felswänden eingeschlossen, eine plötzliche Wendung nach links, und dadurch entsteht ein furchtbarer Strudel und Stromschnellen, die den Namen der Whirlpool Rapids tragen. Die Wasser sind hier in kolossaler Aufregung; wie kämpfende Riesen, einander zu Staub zerschmetternd, bäumen sich hier die Wogen empor, und nur einmal ist ein Schiff, der Dampfer „Maid of the Mist" („Die Nebeljungfrau") glücklich durch diese Strudel gekommen und unterhalb derselben, in dem Städtchen Lewiston, wo der Fluß wieder 2700 Meter breit ist, unbeschädigt gelandet.

Das war im Jahre 1861. Eine förmliche Legende, von den Schauern der Romantik umkleidet, wob sich um diese abenteuerliche Fahrt, von der man haarsträubende Einzelheiten erzählte. Aber niemand dachte daran, sie nachzumachen. Da durchlief im Sommer 1883 ganz Amerika eine seltsame Kunde. Ein Engländer, Kapitän Webb, der Meisterschwimmer der Erde, wollte über den Ozean kommen, um die Whirlpool Rapids zu durchschwimmen. Nicht nur aller Sportskreise, auch des großen Publikums bemächtigte sich eine allgemeine Aufregung. Wetten für und wider wurden zu Tausenden abgeschlossen, und am 24. Juli 1883, dem für das Unternehmen bestimmten Tage, waren die beiden Ufer des Niagara längs der Strudel meilenweit dicht mit Zuschauern besetzt.

Um 4 1/2 Uhr nachmittags sprang Kapitän Webb bei der Hängebrücke in die kochende Flut. Ueber die erste Woge kam er unter betäubendem Beifallsgeschrei der begeisterten Menge glücklich hinweg. Dann schlugen die Wasser über ihm zusammen. Eine bange Stille folgte; vergebens spähten Tausende von Augen nach dem tollkühnen, riesenstarken Schwimmer aus; er war von dem furchtbaren Strudel verschlungen worden und kam nicht

wieder an die Oberfläche. Man suchte lange die Ufer und den Fluß nach ihm ab; erst vier Tage später wurde seine Leiche unterhalb Lewiston ans Land gespült. Der erste Held des Niagara hatte sein verwegenes Unternehmen mit dem Tode bezahlt.



W. J. Kendall in seiner Korkjacke.
Nach einer Photographie von C. E. Hendrickson, Niagara Falls, N. Y.

Trotz dieses unglücklichen Ausganges wurde der Versuch drei Jahre später wiederholt. Das Problem war einmal gestellt und reizte verwegene Charaktere fortdauernd. Ein Küfer aus Philadelphia, Namens Charlisle D. Graham, wollte es auf eine besondere, jedenfalls ganz originelle Weise lösen. Er baute sich ein 2 Meter hohes

Faß, dessen unteres Ende derartig beschwert war, daß es aufrecht im Wasser schwamm. Der Deckel schloß luftdicht. Drinnen war ein hängemattenartiges Netzwerk von Stricken so angebracht, daß der Insasse dieses seltsamen Fahrzeuges in der Mitte hing und nicht an die Wände geschleudert werden konnte. Graham bestieg am 11. Juli 1886, an einem Sonntagnachmittag, oberhalb der Niagarastrudel sein Faß und gelangte in 35 Minuten unverletzt nach Lewiston. Er war der Held des Tages.

Dieser Erfolg machte ihn so kühn, daß er bereits am 19. August eine zweite Fahrt durch die Whirlpool Rapids unternahm, diesmal mit dem Kopf außerhalb des Fasses. Auch das glückte, und so wagte er am 15. Juni 1887 die dritte, am 25. August 1889 die vierte Fahrt. Jede brachte ihm Ruhm und eine hübsche Summe ein. Er wurde in allen amerikanischen Zeitungen als der Besieger des Niagara gefeiert.

Freilich schwebte er nach seiner zweiten Fahrt in höchster Gefahr, die Siegespalme an einen anderen abtreten zu müssen. Dieser war ein Polizist aus Boston, W. J. Kendall. Dieser dachte sich: kann Graham mit unbeschütztem Kopfe unverletzt die Rapids passieren, so kann ich das auch mit unbeschütztem Leibe, wenn ich mich nur über Wasser halte. Und so schwamm er, nur mit einer Korkjacke angethan, am 22. August 1886 die Stromschnellen und Strudel des Niagara hinab. Die Sache war ohne Vorbereitung und Reklame ins Werk gesetzt worden und hatte nur wenige Zuschauer; auch verspürte der wagemutige Polizist keine Lust, die Fahrt zum zweitenmal zu unternehmen. Er hatte an den Schrecken der ersten genug. So blieb Kendall unbekannt, und Grahams Ruhm ungeschmälert.

Im selben Jahre fand übrigens noch eine merkwürdige Faßfahrt durch die Stromschnellen statt. George Hazlett

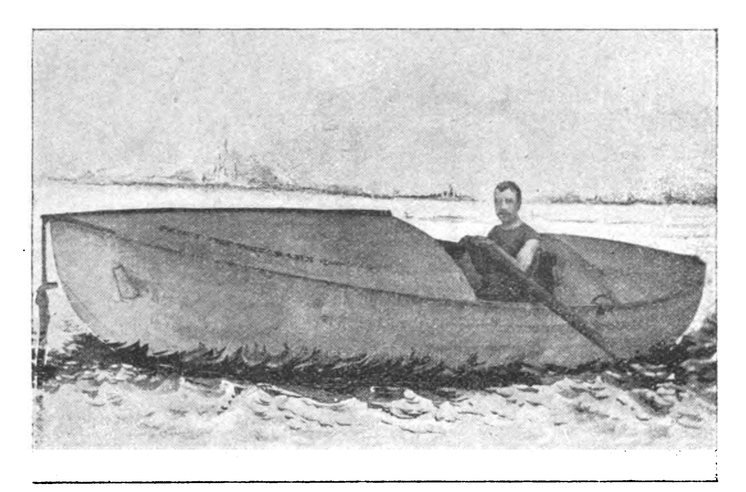
machte sie in Gemeinschaft mit Miß Sadie Allen, seiner Braut. Es war jedenfalls eine höchst eigenartige, ganz amerikanische Brautfahrt, die man sich nicht allzu genuß-



Hazlett und Sadie Allen mit ihrem Fass.
Nach einer Photographie von F. Barnett, Niagara Falls, N. Y.

reich vorstellen wird. Sie endete am großen Strudel, ohne jede spannenden oder haarsträubenden Erlebnisse, ist daher nur insofern interessant, als Miß Allen die einzige Frau war, die sich bis heute am Niagarasport beteiligte.

Das Faß zog nun nicht mehr recht, man mußte auf eine neue Sensation sinnen. Und so beschloß Charles A. Percy, seines Zeichens ein Wagner, die gefährliche Fahrt in einem selbstgebauten Boote zu wagen. Dieses Fahrzeug, etwa 5 Meter lang und 1½ Meter breit, hatte in der Mitte einen Sitz zum Rudern und vorn und hinten mächtige Luftkästen, die es unsinkbar machen sollten. In

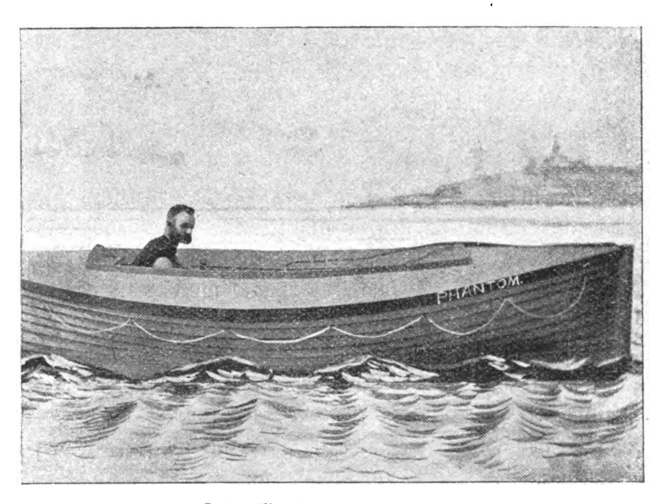


Charles A. Percy und sein Luftkammerboot.
Nach einer Photographie.

diesem Boote ruderte Percy am Sonntag den 28. August 1887 durch die Whirlpool Rapids. Alles ging gut. Als er aber vier Wochen später mit einem Genossen, William Dietrich, durch die Stromschnellen unterhalb des Strudels bis Lewiston fahren wollte, wären beide fast ums Leben gekommen. Der Strudel gab anfangs das Boot nicht heraus, trotz aller Anstrengungen wurde es immer und immer wieder in die kreisenden Wasser zurückgerissen; als sie aber endlich in die sich bäumenden Wogen

der Stromschnellen unterhalb gelangt waren, wurde das Boot umgestürzt, die Luftkammern füllten sich mit Wasser, und die beiden Insassen retteten sich mit Mühe auf den Kiel und trieben so in ruhigeres Wasser bei Lewiston, wo man ihnen zu Hilfe kam und sie unbeschädigt ans Land brachte.

Das war jedenfalls ein Erfolg, wenn auch kein ganz



Robert W. Flack in seinem Boote.
Nach einer Photographie von R. A. Goodwin, Syracuse, N. Y.

unzweifelhafter. Er zeigte, daß ein Boot im stande sei, unter günstigen Umständen durch den Strudel und die Stromschnellen zu kommen. Percys Versuch hatte auch unleugbar eine praktische Seite, es eiferte andere an, auf den Bau eines Bootes zu sinnen, das dem furchtbaren Wogenprall des Niagara widerstehen und ein vollkommenes Muster für die amerikanischen Rettungsboote an der Küste abgeben könne. Wem dies gelang, der war ein gemachter Mann, Reichtum winkte ihm. Percy baute

sofort ein neues Boot, mit dem er am 16. September 1888 glücklich nach Lewiston kam.

Sein Erfolg ließ Robert W. Flack in Syracuse im Staate New York nicht schlafen. Er baute ebenfalls ein Boot nach eigener Konstruktion, die er auf das sorgfältigste geheimhielt, und von dem er behauptete, daß es völlig unsinkbar, und daß keine Kraft der Wellen und der Brandung im stande sei, es zum Kentern zu bringen. Er wollte nach der ersten glücklichen Fahrt durch die Stromschnellen des Niagara sein neues Boot patentieren lassen und träumte sich bereits im Besitz von Reichtümern. Er hatte sein Boot „Phantom“ genannt; es war ein Name von übler Vorbedeutung, in Wahrheit ein Phantom, ein Trugbild, wie die Hoffnungen des Erbauers, und die Probefahrt gestaltete sich zu einer Tragödie. Percy und Flack waren übereingekommen, eine Wettfahrt durch die Whirlpool Rapids zu machen. Das mußte die größte Sensation erregen, eine ungeheure Menschenmenge nach den Niagarafällen ziehen und den beiden Wettfahrern eine glänzende Einnahme bringen. Percy erließ durch die Zeitungen eine öffentliche Herausforderung an Flack, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und natürlich von letzterem angenommen wurde.

Man warnte von befreundeter und kundiger Seite Flack wiederholt davor, das Unternehmen zu wagen, da sein Boot keineswegs einen vertrauenerweckenden Eindruck machte, aber er war von der Vortrefflichkeit seiner Erfindung auf das festeste überzeugt und ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Am 4. Juli 1888 unternahm er in seinem Boote die Probefahrt, der eine Anzahl Freunde und seine Frau und sein Kind vom Ufer aus zusahen. Er fuhr unter der Hängebrücke ab. Kaum in den Stromschnellen, kenterte sein Boot zweimal hintereinander, richtete sich aber, wie er vorausgesetzt hatte, schnell wieder auf.

Da er sich, wie die Grönländer in ihren Kajaks, auf seinem Sitze festgeschnallt hatte, so stürzte er beim Kentern des Bootes nicht hinaus. Gerade dieser Umstand aber sollte



Walter G. Campbell und sein Hund.
Nach einer Photographie von Barett & Co., Suspension Bridge, N. Y.

zu seinem Verderben gereichen. Zwei gewaltige Wellen hatte er noch zu passieren, dann war er in dem ruhigeren Wirbel. Die erste warf sein Boot hoch in die Luft; einen Augenblick stand es auf dem hinteren Ende, dann kenterte es und begann kieloben auf dem Wirbel zu kreisen —

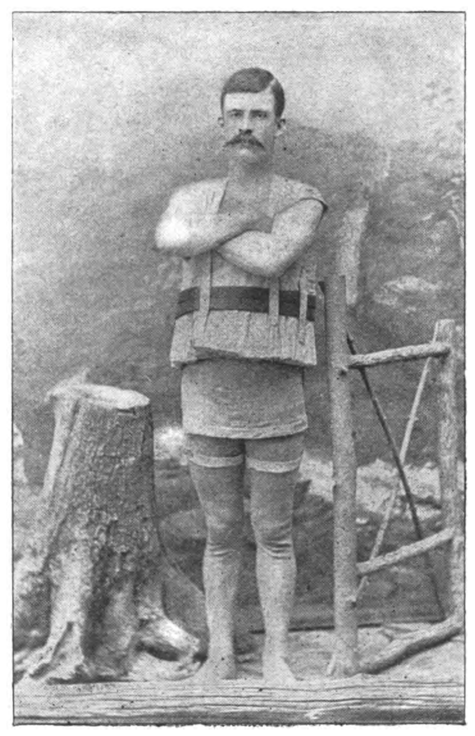
einmal, zweimal, dreimal; aber es richtete sich nicht wieder auf. Da Flack sich von den seinen Leib umspannenden Riemen nicht freimachen konnte, so mußte er elend ertrinken. Sein Nebenbuhler Percy war es, der mit eigener Lebensgefahr Boot und Mann ans Land brachte. Doch zu spät. Flack war eine Leiche.

Sein sorgsam gehütetes Erfindergeheimnis, das sein Boot unsinkbar und unkenterbar machen sollte, wurde jetzt auch enthüllt. Es bestand darin, daß er die Seiten des Fahrzeuges mit alten Hobelspänen gefüllt hatte. Sonst nichts. Einen leichteren Weg zu Reichtum und Ruhm hat selten einer ersonnen. Er war ein Opfer seiner Thorheit geworden.

Mit Flacks Unglücksfall waren die Versuche, den Niagara auf Booten zu bezwingen, keineswegs zu Ende. Es fand sich noch ein Tollkopf, der es, um seine Vorgänger zu überbieten, unternahm, mit einem ganz gewöhnlichen Ruderboote durch die Stromschnellen zu kommen. Es war Walter G. Campbell aus Youngstown im Staate New York. Angethan mit einer Korkweste machte er am 15. September 1889 die gefährliche Fahrt. Sein Hund begleitete ihn als Passagier. Campbell ruderte, bis sein Boot von den Wellen umgestürzt wurde, was ja vorauszusehen war, und landete dann, von seiner Korkweste getragen, an der kanadischen Seite des Wirbels, während sein Hund von den Wellen verschlungen wurde. Das ganze Abenteuer hatte zwanzig Minuten gedauert und war ein sprechender Beweis für die Verwegenheit, aber auch die Thorheit seines Unternehmers.

Sein mißglückter Versuch zeigte jedoch abermals, daß es möglich ist, nur mit einer Korkweste ausgestattet, durch die Stromschnellen des Niagara zu kommen, und so fand sich nochmals ein Abenteuerlustiger, der es versuchte. Am 4. Juli 1890 schwamm John L. Soules in einer Kork-

weste die Stromschnellen hinab. Aber sein Unternehmen nahm ein klägliches Ende. Noch oberhalb des Whirlpools wurde er von einer Welle auf einen Felsen am kanadischen



John L. Soules.
Nach einer Photographie von F. Barnett, Suspension Bridge, N. Y.

Ufer geschleudert und zog sich dabei so schwere Verletzungen am Beine zu, daß er die weitere Partie aufgeben mußte.

Schließlich lebte ganz kürzlich die fast vergessene Faß-fahrerei wieder auf. Robert Leach aus Watertown im Staate New York machte im Sommer 1898 zwei Fahrten

durch die Stromschnellen des Niagara: die eine in einem hölzernen, die andere in einem stählernen Fasse. Er selbst kam mit dem Leben davon, seine Fässer aber wurden dabei zertrümmert. Er erntete weder viel Ruhm noch Geld und wird hoffentlich der letzte sein, der sich mit dieser Art des Sports abgiebt.

Zu erwarten ist es freilich nicht. Die große Menge, besonders in Amerika, hat zu viel Gefallen an dergleichen lebensgefährlichen Waghalsereien, die mit den Gladiatorenkämpfen der Römer auf einer Stufe stehen, und es winkt als Preis für den glücklichen Vollbringer außer dem Tagesruhm ein zu reicher klingender Lohn, als daß sich nicht immer wieder verwegene Leute finden sollten, die ihr Leben dafür in die Schanze schlagen.

Aber das Passieren der Stromschnellen ist nachgerade abgebraucht. Es zieht nicht mehr. Man wird nun sein Augenmerk auf den eigentlichen Fall richten. Vielleicht hören wir nächstens, daß ein neuer Held vom Niagara erstanden ist, der den eigentlichen Fall schwimmend oder fahrend zu überwinden versuchte. Dieser Gedanke ist allerdings bisher nur in den Köpfen Geistesgestörter aufgetaucht, aber die Neuzeit schreckt vor nichts mehr zurück, und vieles, was man vor zehn Jahren noch für blanken Wahnsinn erklärt haben würde, ist heute Wirklichkeit geworden.

Vielleicht geht es auch so mit der Besiegung des Niagarafalles.





Das ist der Dank.

Novelle von Georg Buss.

(Nachdruck verboten.)

1.

Seine Hochwohlgeboren der Major a. D. Wassil Petrowitsch Woronin ruhte mit sehr gehobenen Gefühlen im Polster der ersten Klasse des von Moskau nach Wologda fahrenden Eilzuges. Er war in Jaroslaw eingestiegen und wollte nach Hause. Ein mildes Lächeln ruhte auf seinem sonst so ernsten Gesicht, dem der graue Schnurrbart einen recht martialischen Anstrich verlieh.

Das gehobene Gefühl des Majors hatte weniger einen Grund in der Aussicht, bald daheim zu sein, als in den Erfolgen, welche er in Jaroslaw beim Spiel gehabt hatte. Mit dem Glück war es freilich eine sehr eigentümliche Sache gewesen: er hatte es erheblich korrigiert, und nur dieser Korrektur hatte er es zu danken gehabt, daß ihm die Hundertrubelnoten zugeflogen waren, als seien sie das dünnste Metall und er der stärkste Magnet.

Wie er die Herrschaften hineingelegt hatte! Er mußte laut auflachen, als er an die wütenden Mienen der Biedermänner dachte. Ungestört konnte er sich seiner Heiterkeit hingeben, denn außer ihm war kein anderer Fahrgast im Wagenabteil zu sehen.

Dann erfaßte ihn mit einemmal große Sorge, ob nicht sein zärtlich gehüteter Schatz abhanden gekommen sei. Aengstlich griff er in die äußere Tasche seines langen, militärisch zugeschnittenen Ueberrockes, und erleichtert atmete er auf, als seine Finger glattes Leder faßten. Langsam zog er ein dickes Portefeuille heraus, und während er es öffnete, leuchteten seine Augen in hellem Glanze, und seine Lippen bewegten sich, als ob sie leise beteten. Das Herz ging ihm auf, als er die schönen, großen, rosaschimmernden Noten, deren jede die Zahl „hundert" trug, der Reihe nach musterte. Er zählte viertausend Rubel in echten Scheinen. Als er sich an seinem Gewinn genügend geweidet, schob er den Reichtum ins Portefeuille zurück und dieses wieder in die Brusttasche des Ueberrockes.

Wassil Woronin hatte Glück gehabt. Daß er nicht kavaliermäßig gespielt, betrübte ihn weiter nicht. Das Glück ein wenig korrigieren, schadet nichts, philosophierte er. Andere machen's nicht besser. Wenn der Ingenieur von der Staatsbahn faule Schwellen auf der Strecke liegen läßt, aber neue in Rechnung stellt und die Rubel einheimst — je nun, er korrigiert das Glück. Und wenn der Getreidehändler und der Oberst zweihundert Pud Hafer mehr aufschreiben, als an das Regiment geliefert wurden — nun, sie korrigieren das Glück. Ist die unmoralische Einrichtung getroffen, daß alles in der Welt mit Geld bezahlt werden muß, sogar das Licht, das durch die Fenster in meine Wohnung fällt, und das Grab, in dem ich bestattet werde, dann sehe ich nicht ein, warum ich das Geld nicht nehmen soll, wo ich es erwischen kann. Unmoralisch ist es, demjenigen Geld vorzuenthalten, der es notwendig braucht . . . „Wirklich unmoralisch!" bekräftigte Wassil Petrowitsch, indem er energisch mit der flachen Hand auf sein Knie schlug.

Der Major lehnte sich in die Polster zurück. Aus

seinem Antlitz war das Lächeln verschwunden, und mit zusammengezogenen Augenbrauen und gerunzelter Stirn schaute er nach der Wagendecke, als ob sich großartige Gedanken und Entwürfe in seinem Haupte wälzten.

Die Fahrt verlangsamte sich — ein langgezogener Pfiff der Dampfpfeife kreischte in den Tag hinein — der Zug hatte Station Danilow erreicht und hielt mit kräftigem Ruck.

„Zehn Minuten Aufenthalt!“

Der Major fuhr aus seinem Sinnen empor. Die Kehle war ihm wie ausgedörrt, und er fühlte sich müde und matt. Seine Augen blickten zum Wagenfenster in das feine Schneegestöber hinaus.

„Schon Danilow,“ murmelte er. Geschwind griff er nach seinem spanischen Rohrstock mit dem goldenen Knauf und im nächsten Augenblick betrat er den Bahnsteig, um das Bahnhofsrestaurant aufzusuchen.

Mit Wohlgefallen leerte er am Büffett ein Rjumetschka. Wie er so dastand, hager, straff und muskulös, den Ueberrock fest zugeknöpft, sah man ihm den gewesenen Militär sofort an.

Der Major ließ sich noch ein Rjumetschka einschenken. Das feurige Naß, das die Kehle so glatt herabrollte, belebte seine Lebensgeister und gab ihm neuen Mut. Er reckte sich ordentlich vor neu erwachtem Thatendurst. Dann zahlte er und schritt zum Zuge zurück. Der Schnee knirschte singend unter seinen Füßen, und der Wind fegte ihm kleine Eisnadeln in das gerötete Gesicht. Kein Wunder, daß er bei solchem häßlichen Wetter stolperte. Der Stock entfiel seiner Hand, und während er sich bückte, um ihn aufzunehmen, glitt etwas aus seiner Brusttasche. Aber er bemerkte den Verlust nicht und schritt ruhig weiter.

„He, Gospodin — Gospodin,“ hörte er plötzlich hinter sich rufen. Unwillkürlich drehte er sich um — der Ruf

schien ihm zu gelten. Erwartungsvoll blieb er stehen. Ein Herr in schwerem Pelz keuchte herbei und hielt in der vorgestreckten Hand einen kleinen Gegenstand.

„Euer Hochwohlgeboren haben etwas verloren — Ihr Portefeuille!"

Der Major faßte bestürzt nach seiner Brusttasche — bei Gott, das Portefeuille war verschwunden! Er war bleich geworden, der alte Wassil Woronin — es sauste ihm in den Ohren und schwamm ihm vor den Augen. Instinktiv griff er nach seinem Eigentum, seinem Schatz von viertausend Rubeln, den er so mühsam im Klub zu Jaroßlaw dem Glück abgerungen hatte. Zu sprechen vermochte er nicht. Wenn er die viertausend Rubel verloren hätte — —! Wie eisiger Frost zog es ihm durch die Glieder, und ein Zittern erschütterte seine hohe Gestalt.

„Es entglitt Ihnen," sagte der Fremde, „als Sie sich bückten, um den Stock aufzuheben."

Langsam erholte sich der Major von dem furchtbaren Schreck. Der schlichte Mann da war in Wahrheit sein Retter geworden. Nur der Ehrlichkeit des Finders verdankte er, daß er wieder zu seinem Eigentum gekommen war.

Er griff nach der Hand des Fremden und schüttelte sie — und schüttelte sie nochmals. „Spassibo — spassibo! Gebe Gott Gesundheit und langes Leben!" preßte er hervor. „Ich will's Ihnen lohnen, Euer Wohlgeboren — recht gern lohnen. Das war eine brave That!" Und er schälte aus seinem Portefeuille einen Hundertrubelschein heraus.

Aber der andere wehrte energisch ab. „Nicht doch, Euer Hochwohlgeboren. Geld habe ich genug. Was ist auch dabei gewesen — ich habe Ihnen nur Ihr verlorenes Eigentum zurückgegeben."

Der Major starrte den Mann an, als ob er ihn nicht

recht begreife — ungläubig, zweifelnd, ratlos. Solch eine Ehrlichkeit war ihm noch nicht vorgekommen. Das war wahre Großmut! Etwas wie Beschämung schlich sich in Wassil Petrowitschs Herz, und gerührt schob er den Schein wieder ins Portefeuille. „Welche Klasse fahren Euer Wohlgeboren?“ fragte er.

„Zweite.“

„Dennoch bitte ich Euer Wohlgeboren, zu mir in die erste zu steigen und mich eine Strecke zu begleiten. Ich möchte mit Ihnen plaudern und zur Befestigung unserer jungen Bekanntschaft eine Papyros rauchen.“

„Recht gern,“ sagte der andere.

„Major a. D. Wassil Petrowitsch Woronin auf Kadnikow,“ stellte sich der Major vor.

„Kaufmann Stepan Jakowlewitsch Kusmin aus Galitsch,“ gab der Eingeladene mit tiefer Verbeugung zurück. Und Stepan Kusmin holte schleunigst sein Handgepäck und setzte sich zum Major, der dem Schaffner einen Rubel in die Hand gedrückt, in die erste Klasse.

Eilig fuhr der Zug in das schneebedeckte Land hinein, vorbei an elenden Dörfern, düsteren Wäldern und kegelförmigen Kurganen, Grabhügeln aus der Zeit des alten Mongolenreiches. Was da draußen im Fluge vorüberschwand, sahen die Herren nicht — sie plauderten und rauchten um die Wette. Jeder fand Gefallen an dem anderen und suchte sich so angenehm als möglich zu machen.

„Wohin fahren Sie?“ fragte der Major, nachdem die Unterhaltung eine Weile gedauert.

„Zunächst nach Wologda und dann nach Petersburg, Euer Hochwohlgeboren.“

„In Geschäften?“

„Ja, in sehr erfreulichen,“ erwiderte Stepan Kusmin, während sein vom Vollbart umrahmtes ehrliches Gesicht strahlte. „In sehr erfreulichen,“ wiederholte er. „Ich

habe Glück gehabt, Euer Hochwohlgeboren, sehr großes Glück, das ich mir nie hätte träumen lassen."

„Darf man fragen, was für Glück?" meinte der Major lächelnd. „Gewiß Glück in der Liebe?"

Stepan Kusmins Gesicht wurde immer strahlender. „Nun, Euer Hochwohlgeboren kann ich's ja sagen — mein Prämienlos ist mit zweihunderttausend Rubel gezogen worden, und ich fahre nach Petersburg, um die Summe von der Kaiserlichen Bank zu erheben."

„Zweihunderttausend Rubel!!!" — Der Major hatte sich halb aus dem Polster aufgerichtet und sah überrascht auf sein Gegenüber. Dann sank er wieder zurück. „Zweihunderttausend Rubel!" stöhnte er mit einer Stimme, die möglichst freundlich klingen sollte. In Wahrheit fühlte er sich verwundet wie ein angeschossener Wolf, und der Groll über das Schicksal, das so launisch ist und jenem eine Fülle in den Schoß geworfen hatte, während es ihn mit lumpigen viertausend abgespeist, schnürte ihm die Brust zusammen. Nichtsdestoweniger fuhr er fort: „Ein enormes Glück, wirklich großartig, Stepan Jakowlewitsch — kaum faßbar — zweihunderttausend Rubel!"

„Nicht wahr, kaum zu glauben," rief der Kaufmann entzückt über den tiefen Eindruck seiner Mitteilung. „Sehen Euer Hochwohlgeboren hier das Billet, das mich so reich gemacht hat." Und behutsam entnahm er einer Ledertasche, die er aus der inneren Seite seines Rockes gezogen, ein großes, mit dem kaiserlichen Doppeladler geschmücktes Papier, das er zärtlich betrachtete und dem Major hinhielt.

Wassil Woronin beugte sich vor, warf einen Blick auf das Papier und sank wieder zurück.

Der Kaufmann redete weiter und setzte auseinander, wieviel Prozent die Bank von dem Gewinn abziehe — daß aber auf ihn immer noch hundertundachtzigtausend

Rubel entfallen würden, und was er mit all dem Gelde machen werde — wie er nach Moskau übersiedeln, sein Geschäft vergrößern, für fünfhundertfünfundsechzig Rubel den Handels- und Gewerbeschein erster Gilde erwerben und die Muttergottes in Kasan, die er sich schon längst zur Schutzpatronin erwählt, reich bedenken wolle.

An den Ohren des Majors zogen die Worte eindruckslos vorüber. Wassil Woronin starrte wieder mit seinen graubebuschten Augen zur Decke des Wagens empor, als ob sie dort das Glück suchen wollten, das den Kaufmann so verschwenderisch überschüttet. Zweihunderttausend Rubel hatte er noch nie beisammen gesehen — und dieser Mann besaß sie, während er nicht wußte, wie er seiner Tochter, seiner geliebten Nadeschda, seinem einzigen Kinde, das väterliche Gut erhalten sollte. Es hämmerte in seinem Kopf und es siedete in seinem Körper, als er an die Launenhaftigkeit des Glückes dachte. Dann schloß er die Augen, seine Lippen preßten sich aufeinander, seine Hände krallten sich in die Polster, und seine Stirn bedeckte sich mit kaltem Schweiß. Vor seinem inneren Blick tanzten die zweihunderttausend Rubel einen verführerischen Cancan, leuchtend, lockend: nimm und freue dich des Lebens!

Zufrieden plauderte Stepan Kusmin weiter, während er mit Behagen den Dampf der Papyros von sich blies.

Da reckte sich der Major aus seinen finsteren Träumen mit einem plötzlichen Ruck empor, sein Gesicht nahm einen energischen Ausdruck an, und lebhaft gab er sich wieder der Unterhaltung mit dem Kaufmann hin.

Ein prächtiger Mann, dachte Stepan Kusmin. Wie leutselig und unterhaltend! Er hat in seiner kleinen Fingerspitze mehr los, als ich in meinen beiden Händen. Man merkt, daß er viel gelernt und die Welt gesehen hat.

Der Major erzählte von dem Gut, auf dem er wohne,

von seinen wirtschaftlichen Ergebnissen und von den Verbesserungen, die er vorhabe, um den Boden ertragreicher und den Viehbestand ausgedehnter zu machen. Und dann sprach er von den Kaufleuten, vom Kreditwesen und von dem hohen Zinsfuß, von der sibirischen Bahn, dem Gouverneur und dem Zar — Gott schenke ihm ein langes Leben! — und von der Politik, die so weise sei und das Reich des Väterchens groß mache.

Je länger die Fahrt dauerte, um so begeisterter wurde Stepan Jakowlewitsch für den Major, der schließlich von seinen Erlebnissen und Thaten am Schipkapaß erzählte, wo man der Welt gezeigt habe, was russische Bajonette vermöchten. Kaum daß Stepan Kusmin bei dem interessanten Geplauder noch an sein Prämienlos und die zweihunderttausend Rubel dachte.

Da hielt Wassil Woronin plötzlich im Reden inne und schaute zum Fenster des Zuges hinaus. „Herrgott," sagte er überrascht, „wie die Zeit vergeht — in einer halben Stunde sind wir schon in Grjasowetz, meiner Absteigestation. Schade, daß wir uns so bald trennen müssen, Stepan Jakowlewitsch."

Auch der Kaufmann bedauerte es.

„Wissen Sie," fuhr der Major fort, „es würde mir eine große Freude machen, wenn Sie einen Tag auf meinem Gute verweilen wollten. Ja, kommen Sie mit, Stepan Jakowlewitsch, ich möchte Sie meiner Tochter vorstellen. Sie sind ein Ehrenmann, denn Sie haben mir ein kleines Vermögen gerettet, und jede Belohnung schlagen Sie aus. Also gönnen Sie mir wenigstens, Ihnen Gastfreundschaft zu erweisen. Meine Tochter wird sich freuen, einen solchen Ehrenmann kennen zu lernen."

„Aber Euer Hochwohlgeboren," wehrte Stepan Kusmin bescheiden ab, „nicht der Rede wert. Und was die ehrenvolle Einladung anbetrifft — ich muß doch nach

Wologda und dann nach Petersburg — Sie wissen, wegen des Loses."

„Ach was, Stepan Jakowlewitsch, ob Sie Ihr Los morgen oder übermorgen einlösen, ist ganz egal. Kommen Sie nur mit, mein Schlitten erwartet mich, wir haben nur zwanzig Werst zu fahren. Wir plaudern nachher noch etwas beim Thee, Sie schlafen die Nacht vortrefflich, und morgen fahre ich Sie zur Bahn zurück."

Stepan Kusmin schwankte noch. Aber die Einladung war doch zu ehrenvoll. Und als der Major nochmals darauf hinwies, daß das Hauptgepäck ruhig nach Wologda vorausfahren könne, nahm er die Einladung an.

Der Major reichte ihm vergnügt die Hand. „Recht so, Stepan Jakowlewitsch. Es soll ein lustiger Abend werden."

Und wieder zog ein schriller Pfiff der Lokomotive durch das verschneite Land dahin — der Zug hielt an dem Bahnhof von Grjasowetz.

Die Herren stiegen mit ihrem Handgepäck aus und wanden sich mit Mühe durch die vielen Menschen, welche die Station des gewerbereichen Städtchens belebten.

Unfern des Ausgangs hielt eine Troika.

„Pawel! — Pawel!" rief der Major. Und ein bepelzter Kutscher schwankte mit freundlicher Miene schwerfällig herbei, Seine Hochwohlgeboren unterthänigst begrüßend und nach Möglichkeit bestrebt, sich gerade zu halten, als habe nie ein Tropfen Wodka seine Lippen benetzt.

„Zu Hause alles wohl?" fragte der Major, während Pawel das Handgepäck zum Schlitten trug.

„Alles wohl! Nadeschda Wassiljewna und Milica Petrowna lassen Euer Hochwohlgeboren Gesundheit und langes Leben wünschen. Benjamin Ljubow war heute morgen da und wollte Euer Hochwohlgeboren dringend sprechen."

Des Majors Gesicht verdüsterte sich bei dem Namen Ljubow, aber er bezwang sich und half unter höflichen Worten seinem Gast in den Schlitten. Dann stieg er selbst ein.

Der alte Kutscher schnalzte mit der Zunge, die Pferde zogen an, und schnell flogen sie mit dem Gefährt über die glatte Fläche.

„In zwei Stunden sind wir zu Hause, Stepan Jakowlewitsch," sagte der Major. „Sind Sie warm zugedeckt? Es würde mich von Herzen freuen, wenn es Ihnen auf Kadnikow gefiele. In meiner Tochter Nadeschda werden Sie ein Mädchen kennen lernen, das im Verein mit meiner Schwester Milica die Gastfreundschaft in bester Weise zu üben sucht. Selbstverständlich spielen die Damen Whist — ich setze voraus, daß Ihnen beim Tschai eine Partie erwünscht ist."

„Gewiß, Euer Hochwohlgeboren — gewiß!" versicherte der Kaufmann, ganz entzückt von der Aufmerksamkeit, welche ihm gewidmet wurde.

In den Wald hinein sauste der Schlitten, begleitet von dem silberhellen Geläut der an der Dugá hängenden Glöckchen und dem heißen Atem der Pferde, der aus ihren bereiften Nüstern zu beiden Seiten der Troika nach hinten wallte. Menschenleer und öde gähnte ihnen der Weg entgegen — so eintönig und endlos zogen sich die schneebedeckten Birken und Kiefern hin, daß es sich Stepan Kusmin geradezu schwer aufs Herz legte. Das Gespräch war verstummt. Erst nach langer Fahrt trat der Wald zurück, und der Kaufmann atmete erleichtert auf, als sein Auge unbehindert das Land übersehen konnte.

Der Major wies in die Weite. „Dort ist unser Ziel," sagte er.

Fern über einer dunklen Gebäudegruppe hing der Glutball der sinkenden Sonne, um sich her ein blutig-

rotes Meer verbreitend. Der Kaufmann wurde merkwürdig davon ergriffen, obwohl er sonst solchen weichen Stimmungen nicht unterworfen war.

Auch der Major schaute nachdenklich in die blutigroten Wolken, die so unbeweglich über seinem Heim hingen — es war, als ob eine unsichtbare Hand sie festhielte. Sie verdichteten sich in seiner Phantasie zu einem fürchterlich drohenden Gespenst, und dieses Gespenst trug die Züge Benjamin Ljubows, die ihn höhnisch und herausfordernd angrinsten. Er ballte zornbebend unter der Pelzdecke die kalten, knochigen Hände, im stillen den Störer seines Friedens verfluchend.

Die Gebäude wurden deutlicher sichtbar. Sie waren aus rohen, übereinandergeschichteten Balken erbaut, die ohne jeden Anstrich ihre bräunlichschwarze Farbe der langen Zeit ihres Daseins verdankten. Die hohen, spitzen Dächer, aus deren Schornsteinen langsam der Rauch emporzog, waren mit Brettern gedeckt, von denen hie und da der Schnee abgerutscht war.

Freundlich und einladend nahm sich das Besitztum des Majors nicht aus, aber so wie dieser Edelhof waren die meisten im Gouvernement beschaffen. Der Schlitten war in den Hof eingefahren und hielt vor dem Gutshause. Das Geläut der Dugáglöckchen und das Peitschengeknall des Kutschers hatten Leben hervorgerufen. Der Herr und Gebieter war wieder da, und ehrerbietig sammelte sich sofort das Gesinde, um ihn zu begrüßen.

„Meine Tochter Nadeschda," sagte der Major, indem er auf eine junge Dame wies, die dem Vater in die Arme flog, ihn mit stürmischer Zärtlichkeit küßte und dann erstaunt und fragend auf den Fremden schaute, der höflich seine Pelzkappe gelüftet hatte.

„Unser Gastfreund Stepan Jakowlewitsch Kusmin, Kaufmann aus Galitsch, der, solange es ihm beliebt, bei

uns zubringen wird," stellte der Major vor. „Und nun wollen wir eintreten."

Nadeschda Woronin reichte dem Fremden freundlich die Hand. „Seien Sie herzlich willkommen, Stepan Jakowlewitsch, und mögen Sie sich wohl in unserem Hause fühlen."

Sie schritt voran, und die Herren folgten.

Im Vorraum des Hauses leuchtete den Eintretenden aus einer dunklen Ecke ein reich geschmücktes, in goldener Glorie strahlendes Madonnenbild entgegen, vor dem das Flämmchen einer ewigen Lampe flackerte. Alle bekreuzigten sich und murmelten ein kurzes Gebet.

Eine ältere Dame war inzwischen hinzugekommen.

„Ah sieh da, meine Schwester Milica Petrowna!" rief der Major erfreut.

Stepan Kusmin verbeugte sich besonders tief, als er vorgestellt wurde.

Scharfen Auges überflog die Matrone den vor ihr Stehenden. Die Prüfung war zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen, denn sie erkannte den Rechtgläubigen, und herablassend reichte sie ihm die Hand, die er ehrerbietig küßte. —

„Sie ruhen jetzt eine Stunde aus," sagte in einem der Fremdenzimmer der Major zu seinem Gast, „und dann speisen wir. Auf Wiedersehen!"

Stepan Kusmin war allein. Wohlgefällig nahm er wahr, daß sein Handgepäck bereits herbeigeschafft war und im Kamin lustig ein Feuer knisterte. Ueber sein Gesicht flog ein freundliches Lächeln. Er wusch sich, zündete sich eine Papyros an und legte sich auf den Diwan. Die Unterbrechung der langen Eisenbahnfahrt dünkte ihm jetzt eine Wohlthat, und behaglich gab er sich den Gedanken an seine Zukunft hin. Schmunzelnd zog er aus seiner Brieftasche das Prämienlos, das ihn zum reichen Manne

gemacht hatte, und mit Stolz dachte er daran, in die erste Gilde der Moskauer Kaufmannschaft eingeschrieben zu werden. Nachdem er sich an dem Billet eine Weile geweidet, holte er ein Schriftstück hervor, dessen Musterung ihm weniger Freude zu bereiten schien, denn seine Mienen verfinsterten sich und ärgerlich murmelte er: „Daß ich in diese verwünschte Geschichte verwickelt bin! Selbstverständlich werde ich dem Major nichts von ihr erzählen, könnte doch sonst meine Reputation Schaden nehmen.“ Seufzend schob er das Schriftstück in die Tasche zurück. —

Während sich Stepan Jakowlewitsch seinen Gedanken hingab, berichtete der Major in seinem Arbeitszimmer den Damen von den Reiseerlebnissen. Allerdings, wahrheitsgetreu war dieser Bericht nicht, denn die viertausend Rubel bezeichnete er als Erlös für verkauftes Getreide. Tiefen Eindruck machte die Erzählung von der Ehrlichkeit Stepan Kusmins. Man erging sich in Lobeserhebungen über ihn und erblickte in ihm den edelsten Menschen des Jahrhunderts. Nadeschda Wassiljewna eilte begeistert hinaus, um sofort für eine möglichst glänzende Bewirtung des verdienstvollen Gastes Sorge zu tragen.

Seltsam, von dem großen Gewinn Stepan Kusmins redete der Major kein Wort.

Als Nadeschda das Zimmer verlassen hatte, hielt Milica Petrowna den Zeitpunkt für gekommen, von dem Besuche Benjamin Ljubows zu reden.

„Daß nur das Kind nichts von unserer mißlichen Lage erfährt,“ sagte sie leise. „Er war wegen der Hypothek hier. Bei der Kündigung bleibe es. Von einer Verlängerung könne keine Rede sein, denn er brauche bares Geld. Du solltest Rat schaffen, sonst beantrage er die sofortige Subhastation des Gutes. Nur ein einziger Ausweg stehe dir noch offen, und diesen habe er dir schon angedeutet.“

Schweigend hatte der Major zugehört. Mit zusammengekniffenen Lippen und finster blickenden Augen saß er da. In seinem Inneren kochte es in wilder Wut. Kein hoffnungsvolles Licht leuchtete ihm — finster und drohend lag die Zukunft vor ihm. Daß er diese entsetzliche Lage selbst verschuldet, indem er über seine Verhältnisse hinaus gelebt, mußte er sich eingestehen. Er suchte nach einem Halt in diesem Verfall seiner Existenz und fand keinen — auch keinen moralischen. Sein einziger Trost blieb die Kugel, mit deren Hilfe er im letzten Moment aller Schande zu entgehen hoffte.

Besorgt sah Milica Petrowna zu ihm hin. „So sprich doch,“ bat sie ängstlich.

Er knirschte mit den Zähnen und schüttelte sich, wie wenn er eiserne Ketten abstreifen wollte. Dann sprang er auf. „Die Zinsen sind da,“ sagte er kurz, „und die fünfzigtausend Rubel für die Hypothek werde ich wahrscheinlich beschaffen können. Es hilft nichts, ich muß eben dann nochmals verreisen, um die Affaire zu ordnen. Verlaß dich auf mein Wort, ich werde uns den Klauen dieses Schuftes entreißen!“

Mit dankbarem Blick sah die Schwester zum Bruder auf. Etwas wie Stolz kam über sie, daß er solche Energie entwickelte, und beruhigt ging sie ihren Geschäften nach.

Lange noch schritt der Major finster brütend auf und ab. Dann wandte er sich zum großen Wandschrank, der in der Ecke stand, schloß ihn auf und zog aus einem der Gefache einen Kasten hervor. Als er ihn geöffnet, lagen Pistolen vor ihm. Eine von ihnen hob er empor und prüfte sie sorgfältig — sie war scharf geladen. Sinnend stand er da, die todbringende Waffe in der Hand. Um seine Lippen zuckte es schmerzlich. „Ja, es muß sein,“ flüsterte er. „Nur nicht weich werden!“ Und sorglich legte er die Waffe in das Schubfach seines Schreibtisches,

den Kasten aber schob er in den Schrank zurück. Es schien, als ob diesmal wirklich große Pläne in seinem Hirn reiften und ein anderer Geist in den Gutsherrn von Kadnikow gefahren sei. — —

Stepan Jakowlewitsch mußte sich gestehen, daß die Bewirtung auf dem Gute des Majors nichts zu wünschen übrig lasse, und insbesondere die Fülle der Sakuski und der verschiedenartigsten Schnäpse eine wahrhaft überraschende war. Als man abends im Speisezimmer vor dem Samowar saß, in dem so lustig das Wasser brodelte, und den unentbehrlichen Tschai mit eingelegten Zitronenscheibchen trank, während die im Kamin lodernden Holzstöße angenehme Wärme verbreiteten, erklärte er, so behagliche Stunden noch nie verlebt zu haben.

Und der Major plauderte wieder so lustig und interessant, daß der Gast gar keine Gelegenheit fand, Nadeschda Wassiljewna und Milica Petrowna von seinem großen Glück zu erzählen. Mehr als einmal hatte er über seinen Gewinn reden wollen, aber stets hatte der Major der Unterhaltung eine andere Wendung gegeben. Später auch hatte ihm Wassil Petrowitsch scherzend zugeflüstert: „Stepan Jakowlewitsch, halten Sie doch den Mund von Ihrem Gewinn — Sie machen mir sonst meine Damen unzufrieden, Sie Krösus!" Das war für den Gast ein Befehl, von dem Gewinn zu schweigen.

„Sie wissen nicht, Euer Hochwohlgeboren," antwortete er leise, „wie man jedem sein Glück verkünden möchte, wenn man solch einen Gewinn auf dem Herzen trägt." Und hierbei hatte er fröhlich lächelnd nach seiner Brust gegriffen, wo die Brieftasche mit dem kostbaren Billet ruhte.

„Ob ich das begreife!" erwiderte der Major, während seine Augen sich mit seltsam schillerndem Glanze auf die Brust des Gastes richteten.

Auch das Nachtlager war vortrefflich. Stepan Jakowlewitsch fühlte sich wie zu Hause und gab am anderen Morgen den Bitten des Majors nach, noch bis zum Abend zu bleiben. „Der beste Zug fährt um Neun,“ sagte Seine Hochwohlgeboren, „ich selbst bringe Sie zur Bahn.“

Während des Nachmittags machten die Herren einen Spaziergang durch das Gut, dessen Zustand und Ertrag der Major als glänzend pries. Freilich, die Hütten des nahe gelegenen vereinsamten Dorfes sahen erbärmlich aus und selbst die Kirche und das Haus des Popen drohten dem Einsturz.

„Wir lassen für den Bau einer neuen Kirche sammeln,“ warf der Major entschuldigend hin, „bald wird die notwendige Summe beisammen sein.“

Ein alter bärtiger Muschik kam ihnen entgegen. Im einfachen Kaftan ohne Mütze, nur ein Tuch um den von langem struppigen Haar umwallten Kopf gebunden, in den Händen ein Buch haltend, auf dem ein halb verblaßtes Kreuz in Gold gedruckt war, schritt er schwerfällig dahin. Als er der Herren ansichtig wurde, trat er demütig an sie heran.

„Um Gottes Lohn bitt' ich um ein Scherflein zum Bau der Kirche von Kadnikow,“ sprach er feierlich, indem er mit seinen runzligen Händen das abgegriffene große Buch vorstreckte.

„Was, Kyrill Wlamirowitsch, du bist zurückgekehrt?“ fragte der Major überrascht, indem er einen Rubel auf das Buch legte.

„Ja, Euer Hochwohlgeboren, ich habe das gesammelte Geld Seiner Ehrwürden abgeliefert und ziehe wieder weiter.“

„Wieviel hast du heimgebracht?“

„Fünfhundert Rubel.“

Auch Stepan Jakowlewitsch legte einen Rubel auf das Buch.

„Willst du dir keine Ruhe gönnen?“ meinte der Major, indem er die ärmlich gekleidete, hagere Gestalt des Greises mit mitleidigem Blick überflog.

„Nein, Euer Hochwohlgeboren, ich muß noch wandern zur Ehre Gottes und seines heiligen Namens.“

Er barg das Geld in einem Ledertäschchen, das er am Leibgurt trug, wünschte sein „Gebe Gott Gesundheit und langes Leben!“ und schritt über die verschneite Straße dem einsamen Waldweg zu, der nach Grjasowetz führte.

Die Herren schauten ihm nach, bis seine Gestalt im grauen Nebel verschwand.

„Tausende von Werst hat er schon durchwandert,“ sagte der Major, „und Hunderte von Städten hat er schon gesehen, seit vielen Jahren ist er unterwegs, weder im Sommer noch im Winter rastet er, immer ist er auf den Beinen, ganz Rußland hat er durchzogen, nur um für den heiligen Zweck zu sammeln. Ueber sechstausend Rubel hat er bis jetzt zusammengebettelt — er ist unermüdlich. Seltsame Kraft, die der Glaube dem Menschen verleiht!“

„Ja, seltsame Kraft!“ wiederholte Stepan Jakowlewitsch. „Ich habe viele solcher Sammler kennen gelernt und alle bewundern müssen wegen ihrer Unverdrossenheit und Redlichkeit.“

Plaudernd schritten sie heimwärts. Erst bei untergehender Sonne waren die Herren wieder zu Hause.

Im Salon flammten die Lichter auf. Man unterhielt sich, scherzte und lachte. Nadeschda war glücklich — sie beschrieb, wie dereinst ihre Hochzeit sein müsse: auch Stepan Jakowlewitsch sei zu dem wichtigen Ereignis, das zwar vorläufig zur Zukunftsmusik gehörte, feierlichst geladen. Und der Kaufmann gelobte, auf die rechtzeitige Kunde zu kommen, und überlegte bereits im stillen, was für ein Geschenk er der jungen Dame spenden werde — selbstverständlich ein solches von schwerem Silber, denn

Geld genug hatte er jetzt dazu. Der Major aber sah etwas nervös nach der Wanduhr, deren Zeiger schon auf die siebente Stunde wies.

„Stepan Jakowlewitsch, jetzt ist es Zeit zum Aufbruch!“

Dann verließ er für einige Augenblicke den Salon. Als er zurückkam, sah er noch bleicher als sonst aus.

Bereitwilligst half er dem Gast beim Ordnen des Handgepäcks, und sogar den Pelz hielt er ihm hin, so daß sich Stepan Jakowlewitsch geradezu bedeutend vorkam.

Pawel meldete, der Schlitten sei angespannt.

„Du bleibst hier,“ befahl der Major, „ich kann allein fahren!“

„Aber Papa, nimm ihn lieber mit,“ bat ängstlich Nadeschda Wassiljewna.

„Der Alte soll sich schonen,“ beschwichtigte der Major. „Die paar Werst werde ich schon allein fertig werden.“

Stepan Jakowlewitsch verabschiedete sich von den Damen mit tiefstem Danke für die unvergeßliche Aufnahme. Und Nadeschda Wassiljewna schüttelte dem Ehrenmann, der ihren Vater vor schwerem Verlust bewahrt, herzlichst die Hand. Als die Herren in dem Schlitten saßen und die Pferde angezogen hatten, tönten ihnen noch die Stimmen der Damen nach: „Glückliche Reise! Auf Wiedersehen!“

„Nun, Stepan Jakowlewitsch ist glücklich abgefahren, mein Kind,“ sagte der Major am anderen Morgen beim Frühstück zu seiner Tochter, „und läßt dich und die Tante nochmals grüßen. Er war von der Aufnahme, die er gefunden, sehr entzückt und —“

Die Worte erstarben ihm auf den Lippen — er starrte nach der Thür und starrte nochmals hin — stand dort nicht jemand? Drohend und gewaltig wie ein riesiges Gespenst, die Faust gegen ihn erhoben? Kam er nicht

näher — auf ihn zu, um — — Doch es war Täuschung — Unsinn, Folgen der Anstrengungen der nächtlichen Fahrt!

„— und versicherte mir," fuhr der Major fort, „daß er die bei uns verlebten Stunden nie vergessen werde."

Wieder mußte er nach der Thür schauen, war sie nicht leise geöffnet worden? Huschte nicht jemand herein? — Unsinn!

Auch Nadeschda Wassiljewna schaute hin, dem starren Blick des Vaters folgend. Sie sah nichts.

„Ist dir nicht wohl, Papa?" fragte sie besorgt.

Er fuhr sich erschreckt mit der Hand über die Augen. „Nur ein bißchen Schwindel," gab er zur Antwort, indem er sich zu einem Lächeln zwang. „Es wird schon vorübergehen."

Dann sprang er plötzlich auf und eilte mit großen Schritten zum Zimmer hinaus. Angstvoll schaute ihm Nadeschda nach. —

Schon am Abend desselben Tages saß der Major wieder im Schlitten und fuhr nach Grjasowetz. Seine Tochter hatte ihn bestürmt, nicht zu reisen, sondern sich Erholung zu gönnen, da er sehr leidend aussehe. Aber der Major sprach von dringenden Geschäften, die unaufschiebbar seien. In vier oder fünf Tagen sei er wieder daheim. Ziel seiner Reise sei Jaroslaw, und wahrscheinlich müsse er noch weiter fahren. Nach seiner Rückkunft könne man vielleicht den Rest des Winters im Auslande, in Berlin oder Paris, verbringen, denn auch er sehne sich einmal nach Abwechslung und Zerstreuung.

So war er abgereist, und die Stimmung, die er zurückgelassen hatte, schwankte zwischen Trauer und Freude.

2.

Die beiden Troiken und der Bauernschlitten, auf dem eine schwere Last lag, kamen kaum von der Stelle. Ein

schneidender Nordost fegte über die weite Fläche, türmte Berge lockeren Schnees auf und ließ ihn lawinenartig herabfallen. Von dem Wege war kaum eine Spur zu sehen, und als Pfadfinder mußte der Spürsinn der Pferde dienen, die bei jedem Schritt bis an die Kniee einsanken.

Schützend zogen die in Eis und Schnee starrenden Insassen der Troiken die Pelze bis zu den Augen hinauf, um sich vor den scharfen Krystallen, die stechend ins Gesicht fuhren, nach Möglichkeit zu schützen.

„Wir stecken mitten im Schneesturm, meine Herren," klang die Stimme des Prokurators Nikolai Nowikow dumpf aus den Pelzen hervor. „Grjasowetz heute noch zu erreichen, ist bei solchem Wetter unmöglich. Wenn unsere Pferde nur noch bis zum Gut des Majors aushalten."

„Nitschewó," klang es dumpf aus den Pelzen zurück. „Wir haben schon Schlimmeres erlebt — wissen Sie noch, Nikolai Alexandrowitsch, in der Tundra — wie die Purga über uns brauste, und wir knapp mit heiler Haut davonkamen?"

„Ob ich's noch weiß, Fedor Iwanowitsch! Hätten wir die Renntierhirten nicht getroffen, wären Sie nicht mehr Richter, und ich nicht mehr Prokurator — was übrigens die Welt nicht sehr bedauern würde."

Der Prokurator stieß seinen Nebenmann an. „Wladimir Pawlowitsch, Sie schlafen doch nicht? Das ist bei solchem Wetter gefährlich."

„Keine Spur von Schlaf," lachte der Ingenieur, „ich dachte an unseren Bären. Ein Kapitalkerl — wette, daß er mindestens seine zwanzig Pud wiegt. Freue mich, daß ich ihn gerade im rechten Moment aufs Blatt — —"

Wieder stürzte eine Schneewolke auf die Troika und machte der Unterhaltung ein Ende. Die dampfenden, keuchenden Pferde hielten, und der in Schafspelz gehüllte Kutscher, der liebevoll auf sie eingesprochen hatte,

wandte sich um. „Es geht nicht mehr, Euer Hochwohlgeboren.“

Die Herren arbeiteten sich pustend und schimpfend aus dem Schlitten heraus, um sofort bis an die Hüften in den lockeren Schnee einzusinken. Auch die folgende Troika, in der zwei Herren saßen, und der Bauernschlitten hielten.

Winselnd und schweifwedelnd kamen die Schweißhunde, die mühsam hinter den Schlitten hergetrottet waren, zu ihren Herren heran. Jede Aussicht war versperrt — nur ein mit höchster Schnelligkeit dahinfegendes Meer von feinem Schnee erfüllte die Luft, so daß die Augen schmerzten und sich unwillkürlich schlossen.

Man hielt kurzen Kriegsrat, während die zitternden Gäule mit gesenkten Köpfen dem erbarmungslos dahinsausenden Sturm nach Möglichkeit Widerstand leisteten.

„Immer vorwärts!“ entschied der Richter. „Der Wald kann nur noch einige Werst entfernt sein, gegen solchen Sturm bietet er den besten Schutz. Selbstverständlich fahren wir nach Kadnikow zum Major, der uns die Nacht beherbergen muß.“

Alle stimmten zu.

So schnell als möglich wurden die Troiken von dem belastenden Schnee befreit, die Kufen gereinigt, die Schneehügel vor den Gespannen niedergetreten und die Nüstern der Pferde mit Wodka gewaschen.

Weiter ging die Fahrt, mühsam, langsam, unter gewaltiger Kraftanstrengung der Tiere und den anfeuernden Zurufen der Kutscher. Kein Wort wurde gewechselt. Jeder fühlte, daß die Situation gefährlich war und nur die äußerste Energie retten konnte.

Das pfiff und heulte und klagte in seltsamen Lauten, immer wilder tobte der Sturm, und immer schneller stürzten die Schneetromben über den Weg, als wollten sie Schlitten und Menschen begraben. Aber unablässig

strebten die Pferde in dem wirbelnden weißen Gewoge vorwärts, ihr Instinkt schien ihnen zu sagen, daß einzig von ihrer Zähigkeit die Rettung abhänge.

Eine bange Stunde verging, sie dünkte jedem der Männer eine Unendlichkeit.

Dann ließ sich ein eigentümliches Knistern, Knacken und Rauschen vernehmen, das Schneetreiben verlor an Heftigkeit, eine hohe weiße Wand, aus der sich knorrige Aeste vorstreckten, ragte unmittelbar vor dem Schlitten empor und —

„Gott sei Dank, wir sind im Walde und geborgen!" rief der Prokurator, während er sich schnell erhob und die Umgebung musterte.

Man atmete auf und machte seiner Freude in lauten Ausrufen Luft.

Der Weg bog in den Forst ein, und wie mit einem Zauberschlage waren die Gespanne der vernichtenden Wut des Sturmes, der sich an den hundertjährigen Kiefern brach, entronnen, es war die höchste Zeit gewesen.

Nach kurzer Rast griffen mit frischem Mute die Pferde aus, wie wenn sie den nahen Stall witterten. An den Stämmen, die sich wie weiße Riesensäulen zur Höhe reckten und in ein Gewölbe von Schnee auswuchsen, flogen die Schlitten vorüber, hinter sich die öde, furchtbare Einsamkeit zurücklassend.

Aber keiner achtete der grandiosen Schönheit dieses Winterbildes.

Der Prokurator war abgespannt — die Anstrengungen der Fahrt machten sich geltend. Mit geschlossenen Augen lehnte er im Fond des Schlittens, während seine Gedanken sich mit traumhaften Bildern beschäftigten. In einem glänzend erleuchteten Saal tanzten nach den Klängen einer Zigeunerkapelle elegante Paare, und unter den reichgeschmückten Tänzerinnen zog besonders eine jugendlich-

anmutige Gestalt mit regelmäßigen Zügen, roten Korallen-lippen und dunklem Haar die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich — Nadeschda Wassiljewna, die Tochter des Majors. Welches Feuer, gepaart mit geschmeidiger Grazie, in ihren Bewegungen! Welcher Glanz in ihren Augen! Wenn sie lachte, kamen ihre Zähne wie reinste Perlen zum Vorschein, und so bezaubernd hatte sie auch gelächelt bei der Quadrille, als der schlanke Leutnant Gregor Sasonow sich mit Blitzesschnelle nach einer roten Rose, die ihrem üppigen Haar entfallen war, gebückt und den duftenden Raub an seiner Brust geborgen hatte. Noch jetzt empfand der Prokurator bei der Erinnerung an diese Scene auf dem Balle zu Grjasowetz ein gelindes Unbehagen. Wäre er doch nur an Stelle des Leutnants gewesen! Aber er tanzte nicht, und so hatte er sich mit einem freundlichen Nicken ihres schönen Hauptes begnügen müssen, als sie später beim Walzer an ihm vorbeigewirbelt war.

Heiraten — jetzt mit vierzig Jahren? — Zu alt für eine solche Thorheit! — Wie alt wird sie sein? Höchstens zwanzig. Also er gerade doppelt so alt!

Ein Leutnant von achtundzwanzig Jahren, wie Gregor Sasonow, wird übrigens von jeder Dame bevorzugt. Der Glanz der Uniform, die Schneidigkeit des Auftretens, die Eleganz der leichten Unterhaltung blenden.

„Wenn der Major nur zu Hause ist," sagte der Ingenieur laut zum Richter. „Er hat seit einiger Zeit sein Hauptquartier in Jaroslaw aufgeschlagen, wo er im Klub unmenschlich spielt. Sein Faktotum Benjamin Abramowitsch Ljubow hat ihn wieder mit Geld versorgt — gewiß Vorschuß auf die nächste Ernte. Vom Gute gehört dem Major keine Scholle, kein Baum, kein Stein mehr — Benjamin Abramowitsch hat ihn vollständig in der Tasche."

„Ja, man munkelt so etwas,“ meinte der Richter gleichmütig. „Es scheint stark mit ihm bergab zu gehen.“

Unwillkürlich hatte der Prokurator hingehört. Leise seufzte er in sich hinein, denn er vernahm die Bestätigung eines ihm schon längst zu Ohren gekommenen Gerüchtes, das er bisher nicht recht geglaubt hatte.

„Also an Mitgift ist nicht zu denken,“ philosophierte er weiter. „Auf meine paar tausend Rubel als Prokurator am Bezirksgericht in Wologda kann ich nicht heiraten. Eine Heirat ohne Geld ist wie ein Brötchen ohne Kaviar. Wer als verheirateter Mann im Staatsleben Bedeutung gewinnen will, muß glänzend repräsentieren, sonst bleibt er zeitlebens eine Null. Und Carriere will ich machen — ja, ich will. Herrschen ist für alle Entsagung ein Trost — etwas Berauschendes, das über sentimentale Anwandlungen wie Liebe lachen macht.“

Er dachte an sein nächstes Ziel, den Prokuratorposten am Appellhofe in St. Petersburg, und dann an sein Ideal, einen der Oberprokuratorposten im dirigierenden Senat — Wirklicher Staatsrat — Excellenz!

„Was nicht ist, kann noch werden. Mit vierzig Jahren Prokurator am Bezirksgericht zu sein und den Titel Hofrat zu führen, ist ein guter Anfang. Meine Konduitenliste“ — ein einflußreicher Freund hatte sie ihm verraten — „ist nicht schlecht: glänzender Redner, scharfsinniger Jurist, Feind aller liberalen Ideen — Heiraten, und noch gar ohne Mitgift, — Unsinn!“

In demselben Moment tauchte wieder das schalkhaft lächelnde, schöne Gesicht Nadeschdas vor ihm auf, als wolle es ihn verspotten.

Ein Ruck des Schlittens, der plötzlich angehalten, riß ihn aus seinen Gedanken.

„Wölfe vor uns!“ rief der Kutscher, während die Hunde wie toll an ihren Stricken rissen.

Die wenigen Worte wirkten wie ein Zauberschlag — die Herren griffen zu ihren Büchsen, sprangen in den Schnee und schauten gespannt nach vorwärts.

Scheu wie immer suchten die Wölfe das Weite, in der Ferne sah man einige graue Tiergestalten verschwinden, und die nachgesandten Kugeln erreichten sie nicht mehr. Aber die Hunde, welche trotz des Zurufs davongestürmt waren, schienen ein Wild gestellt zu haben, denn sie gaben wütenden Laut.

Man fuhr langsam weiter. Der Weg machte eine Biegung, und nun bot sich ein seltsames Bild. Am Rande einer Lichtung stand die hagere Gestalt eines greisen Bauern, der sich mühsam die andringenden Hunde vom Leibe hielt. Mitten im Schnee stand der Alte, ohne Kopfbedeckung, das lange Haar und den Bart zerzaust und die Augen hilfesuchend auf die Schlitten gerichtet.

Die Hunde wurden zurückgerufen, und mühsam stapfte der Muschik durch den Schnee zur vordersten Troika. Es war Kyrill Wlamirowitsch, der Sammler für den Kirchenneubau zu Kadnikow. Seine Hand trug noch immer das große heilige Buch mit dem aufgepreßten Kreuz von verblaßtem Golde. Die meisten Herren kannten den merkwürdigen Alten.

„Wie kommst du hierher?“ fragte erstaunt der Richter.

„Ich wollte gestern abend nach Grjasowetz, dort den Weg hinunter, der sich von diesem abzweigt. Wölfe waren in der Nähe, und ich flüchtete in den Kurgan, der hinter der Lichtung liegt. Den ganzen heutigen Tag sind die Bestien um ihn herumgestrichen, auch nahm das Unwetter zu, und ich habe warten müssen, bis Rettung kam. Als die Büchsenschüsse durch den Wald krachten, merkte ich, daß die Stunde der Erlösung für mich gekommen sei, und ich eilte auf die Lichtung.“

„Ist der Kurgan leer?“

„Ja, Euer Hochwohlgeboren, der Herr Major hat ihn ausräumen lassen und eine Waldhütte aus ihm gemacht, die er zuweilen während der Jagd benutzt.“

„Originelle Idee,“ lachte der Ingenieur, „ein altes Heldengrab zu einer prosaischen Hütte umzuwandeln! Wollen uns die Metamorphose ansehen, meine Herren. Die Pferde müssen ausschnaufen. Es können bis dort nur ein paar hundert Schritte sein. Wer will mit?“

Kyrill Wlamirowitsch zitterte, und in seinen verwitterten Zügen prägte sich unverhohlene Angst aus. „Es lohnt sich nicht, Euer Hochwohlgeboren,“ sagte er mit gepreßter Stimme. „Sie finden einen kahlen, gewölbten Raum, in dem nur wenige Menschen Platz haben. Von den alten Heiden sind keine Knochen mehr vorhanden.“

Und Kyrill Wlamirowitsch zitterte noch stärker.

„Trink!“ befahl der Prokurator, indem er ihm eine Flasche mit Wodka hinhielt. „Wir fahren weiter, meine Herren; der Abend bricht an, und wir haben keine Zeit zu verlieren, um Kadnikow zu erreichen. Und du — setz dich hinten auf den Bauernschlitten, nach Grjasowetz kommst du heute doch nicht mehr.“

Der Alte that, wie ihm geheißen. —

Zu Ende war der Wald, und eintönig lag die Ebene da, ein schimmerndes weißes Meer, endlos sich dehnend und am Horizont in grauem Dunst verschwindend. Sturm und Schneetreiben hatten sich gelegt, und nur spärlich sanken kleine, glitzernde Eiskrystalle vom Himmel zur Erde herab.

Schweigsam lehnte der Prokurator wieder in der Ecke des Schlittens. Nur noch wenige Minuten, und er würde vor Nadeschda Wassiljewna stehen. Ein Gefühl der Furcht überkam ihn — vor ihren glänzenden, dunklen Augen, vor ihrem bezaubernden Lächeln, vor ihrer melodischen Stimme, die so einschmeichelnd zum Herzen drang.

„Die Hanffelder liegen hinten im Bruch," erklärte der Ingenieur dem Richter. „Sie bilden die Haupteinnahmequelle des Gutes, und sie würden noch erheblich mehr einbringen, wenn der Major Meliorationen vornähme, aber leider Gottes wendet er hierfür keinen Pfennig auf — er läßt eben die Karre laufen, wie sie geht, oder vielmehr bis sie nicht mehr geht."

„Na, merkwürdig ist das nicht," meinte der Richter. „Wenn jemand dreißig Jahre Soldat gewesen ist, kann er kein tüchtiger Landwirt mehr sein. Die Kenntnisse zu einem solchen Beruf werden von den Herren Militärs gewöhnlich unterschätzt."

„Aber nun aufgepaßt, meine Herren," mahnte der Ingenieur, „ich sehe schon Milica Petrowna, wir sind bemerkt worden. Na, Gott sei Dank, daß wir ins Warme kommen, bis Grjasowetz hätten die Pferde nicht mehr ausgehalten."

Gespannt richtete der Prokurator seine Augen auf das Portal des Herrenhauses — die er suchte, fand er nicht. Auf der Schwelle stand nur die Schwester des Majors.

„Seien Sie willkommen," rief Milica Petrowna, während sie mit einem Falkenblick die angekommenen Gäste überflog. „Ich ahne, der Schneesturm hat Sie hierher getrieben; wir sollen Ihnen für die Nacht Schutz gewähren und beweisen, daß die alte russische Gastfreundschaft noch lebt. — Ah, sieh da, Nikolai Alexandrowitsch und Fedor Iwanowitsch und Wladimir Pawlowitsch und unser verehrter Adjunkt und unser nicht minder verehrter Doktor! Nochmals, seien Sie alle bestens willkommen, meine Herren — bitte, treten Sie ein und lassen Sie sich's wohl sein in unserem Hause. Leider ist der Hausherr seit heute morgen abwesend. Wassil Petrowitsch wird sehr bedauern, Ihre Gesellschaft versäumt zu haben."

Ein lebhafter Austausch von Höflichkeiten fand statt.

Wie eine Königin nahm Milica Petrowna die Handküsse der Herren entgegen, jedem einige freundliche Worte spendend. Und während sich dann die Herren vom Schnee säuberten, flogen Kreuz- und Querfragen, kleine Neckereien und schmeichelnde Worte hin und her.

„Wir kommen von der Bärenjagd," hörte man den Ingenieur sagen, „und haben einen prächtigen Burschen mitgebracht, mehr als zwanzig Pud schwer. Dort auf dem Schlitten liegt er. Bitte, sehen Sie ihn an, Milica Petrowna. Es hat harten Kampf gekostet, bis wir ihn besiegten."

„Und die Ehre des Tages," fährt der Doktor fort, „gebührt Wladimir Pawlowitsch, der ihn mit einem Schuß aufs Blatt niedergestreckt hat. Als die Hunde die Bestie aus der Winterhöhle herausgetrieben hatten, schoß zuerst der Prokurator. Aber es war nur ein Streifschuß. Der machte den Bären wütend und veranlaßte ihn, auf den Schützen loszustürzen. Schon hob er, nachdem er die Spieße unserer Leute beiseite geschlagen und einen Mann verwundet hatte, die Pranke gegen Nikolai Alexandrowitsch, als Wladimir Pawlowitsch vorsprang und in nächster Nähe rechtzeitig den tödlichen Schuß abgab."

Milica Petrowna beglückwünschte den Ingenieur zu seinem Meisterschuß und auch den Prokurator. Alle umstanden den Bauernschlitten, auf dem der Bär, von der Schneelast befreit, wie eine gewaltige braune Masse lag, aus der an mehreren Stellen das Blut sickerte.

„Für einen der Bärenschinken," lachte die alte Dame, „finden Sie, meine Herren, hier in Kadnikow ausgezeichnete Verwendung, mein Bruder ist ein leidenschaftlicher Verehrer dieser Delikatesse."

Sie stieß mit der Spitze des Schuhes gegen den toten Körper und fuhr fort: „Ein ausgewachsenes Exemplar, noch größer und schöner als jenes, das mein Bruder im vergangenen Jahre im Walde beim Kurgan geschossen hat."

Dem Prokurator fiel die Scene mit Kyrill Wlamirowitsch, dem Sammler für den Kirchenneubau von Kadnikow, ein, der im Kurgan vor den Wölfen Zuflucht gesucht hatte.

„Wo ist der Muschik geblieben?“ fragte er den Kutscher des Schlittens.

„Er ist in der Nähe des Dorfes abgesprungen, Euer Hochwohlgeboren, und nach Hause gegangen — vor Angst und Entsetzen über die Wölfe ist er immer noch mehr tot als lebendig gewesen.“

Milica Petrowna hatte sich inzwischen zu dem Bären herabgebeugt. Ihr scharfes Auge hatte einen auf dem Tier liegenden Gegenstand wahrgenommen. Sie hob ihn auf; es war eine Pelzmütze, wie sie die Städter zu tragen pflegen. Als sie die Mütze umdrehte, las sie den eingenähten Namen des Besitzers: „Stefan Kusmin“. Fragend richtete sie ihre Augen auf den Kutscher.

„Die hat Kyrill Wlamirowitsch vergessen,“ lautete die Antwort.

„Merkwürdig, wie die Mütze in seinen Besitz gekommen ist!“ lachte Milica Petrowna, und sie erzählte ihren Gästen in wenigen Worten von dem ehrenwerten Kaufmann, der ihren Bruder vor schwerem Verlust bewahrt und gestern abgereist sei. „Nun, die Mütze wird er wahrscheinlich Kyrill Wlamirowitsch zum Bau der Kirche von Kadnikow gespendet haben,“ schloß sie scherzend, „ich werde sie dem Muschik zurücksenden. — Aber nun, meine Herren, bitte, treten Sie ins Haus, es ist schneidend kalt, und der Wind beginnt wieder zu fegen.“

Alle schritten ins Gutshaus hinein.

„Ich erwarte die Herren in einer halben Stunde im Salon.“ Und als Zeichen der Entlassung nickte die Schwester des Majors gnädig mit dem Haupte, während

Dienstboten herantraten, um die Gäste zu den für sie bestimmten Zimmern zu führen.

Hatte der Prokurator früher bei dem Gedanken, Nadeschda Wassiljewna gegenüber zu treten, etwas wie Furcht verspürt, so empfand er jetzt ein heißes Verlangen, die junge Dame wiederzusehen. Gewiß, ihre Augen waren gefährlich, aber gerade in der Gefahr liegt ein bekannter Reiz, der alle Bedenken aus dem Felde schlägt. Es erging ihm wie dem Schwimmer, der mehr und mehr von der kreisenden Bewegung des Strudels erfaßt wird, je näher er zu dessen Zentrum gelangt.

„Ich werde mich schon zu schützen wissen,“ entschuldigte er sich vor sich selbst, als er zum Salon schritt.

Die Klänge eines Flügels und der Gesang einer klaren Stimme schallten ihm entgegen. Eine Weile stand er still und horchte — ein Lied Tschaikoffskys, das, wie er sich gestehen mußte, mit höchster Feinheit vorgetragen wurde. Dann öffnete er leise die Thür — der Salon war leer.

Aus dem anstoßenden Musikzimmer drangen mit vermehrter Kraft durch die zurückgeschlagenen Portieren das Spiel und der Gesang zu ihm herüber. Lautlos ließ er sich in einen Sessel nieder, den stürmisch hervorgejubelten Tönen lauschend und zugleich mit erstaunten Augen den Salon musternd.

Welche Veränderung war in diesem Raum seit Nadeschdas Rückkehr von Paris, wo sie ein halbes Jahr geweilt, vor sich gegangen! Von der früheren Geschmacklosigkeit und Unwohnlichkeit war nichts mehr zu bemerken. Zwischen dem weichen Teppich, den eleganten Polstermöbeln mit ihren roten Damastbezügen, den goldumrahmten Trumeaus, dem englischen Marmorkamin, in dem die großen Holzscheite lustig prasselten und knisterten, den Kupferstichen an den Wänden und den Bronzen und Nippes auf den Tischchen und Etageren und den hohen Lampen mit

ihren roten Florschirmen waltete eine feine Harmonie, welche warmes Behagen verbreitete. Der Einblick zwischen den Portieren in das Musikzimmer ließ erkennen, daß dieses in derselben anheimelnden Weise eingerichtet war. Wer hätte beim Einfahren in den Gutshof vermuten können, daß dieses alte, anscheinend verwahrloste Herrenhaus solche Räume barg. Er kam sich vor, als weile er bei einer Prinzessin im Märchenschloß.

Dann schweifte sein Blick nach dem Sofatisch. Hier lagen die Zeitungen, eine angefangene Stickerei, Romane Zolas und Tolstois, ein anatomischer Atlas und einige medizinische Schriften. Auch auf dem Kamintisch lagen medizinische Werke. Der Ausdruck seines Gesichts verfinsterte sich — sogar eine neue Broschüre über russisches Gefängniswesen, die, wie er genau wußte, von der Zensur verboten war. Ohne Zweifel hatte Nadeschda Wassiljewna das Erzeugnis eines gehässigen Litteraten studiert, denn eine Stricknadel war zwischen den Seiten als Lesezeichen eingeklemmt. Da — er wollte gerade noch einige andere Bücher mustern — klangen im Musikzimmer die Accorde des Flügels und des Gesangs harmonisch aus. Schnell wandte er sich um, und vor ihm stand Nadeschda Wassiljewna.

„Seien Sie willkommen, Nikolai Alexandrowitsch,“ rief sie lebhaft, indem sie ihm lächelnd die feine schmale Hand entgegenstreckte.

Er verbeugte sich und führte galant ihre Rechte an seine Lippen. „Wenn ich als vorwitziger Eindringling Ihrem Gesang gelauscht habe, so verzeihen Sie gütigst. Sie wissen, die Macht der Töne lockt, noch dazu, wenn sie der Kehle einer Nachtigall entstammen.“

„Schmeichler!“ lachte sie. „Ich hätte einen ernsten Juristen solcher Komplimente gar nicht fähig gehalten. Sie sind, wie mir Tante mitgeteilt hat, auf der Bärenjagd

gewesen und einer großen Gefahr entronnen. Meinen Glückwunsch, daß die Geschichte so gut abgelaufen ist! Eigentlich verdienten Sie Strafe, weil Sie Ihr Leben so mutwillig aufs Spiel gesetzt haben, Nikolai Alexandrowitsch. Lassen Sie doch die Bären in Zukunft in Frieden, ich bitte Sie darum. Ich befürchte, vielleicht eines Tages hören zu müssen, daß Sie einer solchen Bestie zum Opfer gefallen seien."

Der Ton ihrer Simme war ein ernster geworden, und der Blick ihrer Augen ein bittender.

Etwas erstaunt schaute er sie an. „Was ist an mir gelegen," warf er leicht hin, „großen Kummer würden Sie bei einer solchen Trauerbotschaft kaum empfinden, höchstens ein bißchen Teilnahme. Aber selbst diese," scherzte er, „könnte mich veranlassen, möglichst viele Bärenjagden mitzumachen."

Ein leichtes Rot flog über ihr Gesicht, und indem sie ihre schönen Augen senkte, klang es leise von ihren Lippen: „Sie unterschätzen mein Mitgefühl. Ich gehöre, Gott sei Dank, zu den Menschen, die nicht nur an sich, sondern auch an andere denken."

„Dann zählen Sie zu den Ausnahmen," antwortete er gleichfalls ernst, während sein Blick auf ihren Zügen haftete. „Die Mehrzahl der Menschen sind ausgeprägte Egoisten, die nur ihr eigenes Wohlergehen im Auge haben und mit Eiseskälte jede Nächstenliebe abweisen."

Ihre Unterhaltung wurde unterbrochen. Milica Petrowna erschien, und allmählich fanden sich auch die übrigen Gäste ein. Während des lebhaften Austausches von Höflichkeiten und freundlichen Erkundigungen nach Verwandten und Bekannten fand der Prokurator Muße, Nadeschda Wassiljewna zu beobachten. Sie erschien ihm noch schöner als auf dem Balle zu Grjasowetz, denn die russische Nationaltracht, welche sie angelegt hatte, stand ihr aus-

gezeichnet. Auf ihrem Haupte, an dem das dunkle Haar in langen Flechten nach hinten herabfiel, ruhte wie ein Diadem der mit Perlen und Flitter benähte Kokoschnik von blauem Sammet, um den weißen Hals hatte sie lange Schnüre bunter Perlen geschlungen, und unter dem bunt bestickten Rock mit dem pelzverbrämten Jäckchen traten die feinen Formen ihrer schlanken Gestalt plastisch hervor. Bewundernd folgten seine Blicke ihren graziösen Bewegungen, und unwillkürlich dachte er daran, wie vorzüglich sie sich als seine Gattin in der Petersburger Gesellschaft ausnehmen werde, als Gattin eines Oberstaatsanwalts des dirigierenden Senats. Und dann wieder spottete er im stillen über sich selbst, über seinen Ehrgeiz und seine Sucht nach Glanz und Anerkennung, während es doch das höchste Glück sein müsse, mit einem solchen Weibe daheim am traulichen Herd zu sitzen, zu plaudern und sich der Kinder zu freuen.

Sie mußte seinen Blick wohl fühlen, denn sie schaute nach ihm hin — verstohlen und unbemerkt. Aber er fing ihren Blick auf, und es war ihm, als dringe er tief in sein Herz hinein, verheerenden Brand entzündend.

Man schritt zum Speisesaal. Von der reichbesetzten Tafel strömte schmeichelndes Behagen aus, so daß die Unterhaltung bald in Fluß kam.

Milica Petrowna offenbarte sich zum Erstaunen aller als eine ehemalige Jägerin. Sie hatte in ihrer Jugendzeit oftmals den Vater auf seinen Streifzügen im Ural und jenseits des Gebirges begleitet. Beide hatten sich verschiedenemal den Syrjänen angeschlossen, die im Herbst nach Beendigung der Ernte aus dem Südosten des Gouvernements Archangelsk in die uralischen und sibirischen Wälder auf Jagd ziehen und Hermeline, Zobel und Silberfüchse mit den stumpfen Bolzen der Armbrust schießen, um das Pelzwerk der Tiere nicht zu verletzen. Der Doktor

wartete mit Schilderungen von den gräßlichen Verwundungen im russisch-türkischen Kriege auf, der Ingenieur mit stolzen Betrachtungen über die große sibirische Bahn und der Adjunkt mit einer Fülle schauerlicher Kriminalgeschichten.

Nur der Prokurator verhielt sich schweigsam, um so eifriger beobachtete er, mit welcher Grazie Nadeschda Wassiljewna den Thee in Gläser und Tassen einschenkte, und wie edel geformt ihr Arm war, der zuweilen, wenn der Aermel zurückfiel, zum Vorschein kam.

Und dann kam Milica Petrowna von ihren Jagden plötzlich auf den frommen Pater Johann in Kronstadt zu sprechen, der in vergangener Woche im Bezirk Wologda gewesen und durch Handauflegen einige wunderbare Heilungen bewirkt habe.

Alle waren über die göttliche Wunderkraft des seltsamen Mannes einig, nur der Ingenieur erlaubte sich noch hinzuzufügen, daß er die Kranken wahrscheinlich durch Suggestion kuriere.

„Wie er es macht,“ meinte Milica Petrowna, „ist gleichgültig, jedenfalls macht er es, und das ist die Hauptsache.“

Mit diesen Worten hob sie die Tafel auf und gab den Herren die Freiheit, Papyros anzuzünden und sich im Salon an den Spieltisch zu einer Partie Whist zu setzen, während sie selbst in der Ecke des Diwans Platz nahm und mit dem Rauchen von Papyros den Anfang machte.

Der Prokurator spielte nicht, denn das Spiel verstieß gegen seine Grundsätze. Um so eifriger war er bemüht, die Damen zu unterhalten. Aber Milica Petrowna ließ deutlich erkennen, daß ihre Widerstandskraft erlahmt war — langsam nickte sie ein.

„Lassen Sie uns zum Kamin gehen,“ sagte Nadeschda Wassiljewna zum Prokurator.

Sie ließ sich auf einem vor dem prasselnden Feuer stehenden Sessel nieder und deutete auf einen dicht dabei befindlichen Stuhl. Der Prokurator nahm darauf Platz.

„Sehr oft," fuhr sie fort, „fühle ich mich hier vereinsamt, zumal Papa viel unterwegs ist, und der Kreis der Gutsnachbarn sich in den letzten Jahren stark gelichtet hat. Der Aufenthalt in Paris hat mir auch den Gegensatz zwischen einer Weltstadt und dem Leben auf dem Lande so recht zum Bewußtsein gebracht. Wir entbehren hier in der Einöde ungemein viel. Sie müssen mich nicht mißverstehen, Nikolai Alexandrowitsch, ich meine nicht die feineren materiellen Genüsse, die uns auf dem Lande versagt sind, sondern das rege geistige Leben, das mich in Paris so entzückt hat, und das hier gänzlich fehlt. Ich habe schon versucht, mich mit Lektüre zu beschäftigen, aber sie kann das belebende Element des Gedankenaustausches mit geistvollen Männern und Frauen nicht ersetzen."

Er hatte etwas erstaunt zugehört. Ihm wollte es nicht recht in den Sinn, daß sie dieselbe Nadeschda Wassiljewna sei, die sich noch vor wenigen Wochen, nachdem sie eben erst aus Paris zurückgekehrt war, auf dem Balle zu Grjasowetz so lebenslustig im Kreise der jungen Offiziere bewegt und deren Huldigungen, insbesondere jene des nichts weniger als geistreichen Leutnants Gregor Sasonow, so bereitwillig entgegengenommen hatte. Sein Erstaunen prägte sich auch im Ausdruck seines Gesichts aus. Gleichwohl versuchte er zu lächeln, und indem er auf die umherliegenden Bücher und Schriften wies, warf er leicht hin: „Ich sehe, daß Sie von großem Thatendrange beseelt sind, Sie scheinen Medizin studieren zu wollen." Und ernster werdend, denn sein Auge fiel gerade auf die verbotene Broschüre, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu: „Sie lesen sogar Drucksachen, welche die Zensur

auf den Index gesetzt hat, und das sollten Sie nicht thun, Nadeschda Wassiljewna."

Sie war von diesen Worten unangenehm berührt und hatte eine Entgegnung auf den Lippen.

Aber der Prokurator fuhr, indem er die Broschüre vom Kaminsims nahm, noch erheblich ernster fort: „Auf Grund meines Amtes bin ich verpflichtet, gegen den Leser einer solchen Broschüre Anklage zu erheben und die Druckschrift zu konfiszieren. Jedoch ein Ankläger soll aus dem Gast nicht werden, nur verzeihen müssen Sie, Nadeschda Wassiljewna, wenn ich dieses verbotene Machwerk den Flammen überliefere!" Und indem er das Lesezeichen, die Stricknadel, zwischen den Seiten hervorzog, warf er die Broschüre in das Kaminfeuer, dessen Flammen gierig an dem Papier emporzüngelten.

Die junge Dame war bleich geworden, ihre Lippen bebten, und ihre Augen blitzten. „Ich konnte nicht ahnen," sagte sie schneidend, „daß Euer Hochwohlgeboren Ihre amtliche Thätigkeit selbst im Salon einer Dame, bei der Sie als Gast weilen, äußern würden. Durch solche Handlungen ihrer Vertreter wird eine Regierung schwerlich Sympathien erwerben, und sie bestätigen nur die Behauptungen der Broschüre."

Sie war im Begriff aufzustehen und ihren Platz am Kamin zu verlassen. Aber der Prokurator sah sie plötzlich mit einem so traurigen und zugleich bittenden Blick an, daß sie sitzen blieb und aufmerksam hinhörte, als er leise und erregt entgegnete: „Es ist mir peinlich und bitter leid, Sie verletzt zu haben. Nicht allein, daß ich meiner Pflicht unter den obwaltenden Verhältnissen so gut als möglich zu genügen suchte — ich wollte auch im Interesse Ihres Hauses verhüten, daß die Herren dort die verpönte Broschüre zu Gesicht bekamen. Und dann auch, Nadeschda Wassiljewna, ich will nicht, daß Sie

durch eine solche Lektüre, die nichts als Lügen enthält, die Achtung vor den Vertretern der Regierung, zu denen auch ich gehöre, verlieren. Ich persönlich würde es nicht ertragen können, wenn gerade Sie mir diese Achtung entziehen wollten."

Seine Stimme hatte einen vibrierenden, leidenschaftlichen Klang angenommen.

Erstaunt schaute die Tochter des Majors zu ihm hin. Und als ihr Blick seine Augen traf, die sich so wehmütig auf die ihrigen richteten, da zuckte es in ihrem Herzen, und ein Schauer durchbebte sie. Unwillkürlich mußte sie ihr Haupt errötend senken.

„Also verzeihen Sie mir, Nadeschda Wassiljewna," fuhr er noch leiser fort, indem er ihr seine Rechte hinhielt. „Bitte, schlagen Sie zur Versöhnung ein, und sehen Sie in mir nicht mehr den gestrengen Staatsanwalt, sondern Nikolai Alexandrowitsch, den Freund des Hauses."

Sie legte ihre schmale feine Hand in die seine und fühlte einen leisen Druck, der ihr das Blut wieder in die Schläfen trieb.

„Reden wir nicht mehr davon, Nikolai Alexandrowitsch," sagte sie mit unsicherer Stimme. „Ich fühle, daß Sie es redlich meinen."

Das Feuer knisterte — die Broschüre war zu Asche geworden. Milica Petrowna atmete auf dem Diwan in schwerem Schlaf, und die Spieler hinten in der Ecke waren völlig im Whist vertieft.

Am Kamin entstand eine stille Pause.

Draußen heulte der Sturm in langgezogenen, schaurig anzuhörenden Tönen und riß an den Dächern und Läden der Gebäude. Ab und zu wurden auch die Hunde laut, als ob sie irgend einen schleichenden Wolf witterten und über ihn herfallen wollten.

„Ein häßliches Wetter," sagte endlich Nadeschda

Wassiljewna, „dieses Sturmgeheul ist entsetzlich. Denken Sie, wenn ich und Milica Petrowna an solchen Abenden allein sind. Sie in der Stadt haben es besser, viel besser.“

„Wie man's nimmt,“ meinte er achselzuckend. „Auch in der Stadt kann man sich vereinsamt fühlen; ein Hagestolz, wie ich es bin, kann davon ein Lied singen.“

„Aber es ist doch Ihr freier Wille,“ gab sie lächelnd zurück, „während ich dem Zwange gehorche und am liebsten dieser Einöde entfliehen würde, wenn nur Papa seine Einwilligung gäbe. Leider will er von meinen Plänen nichts wissen.“

„Darf man diese Pläne erfahren?“ fragte er gespannt.

„Sie werden mich emanzipiert finden, Nikolai Alexandrowitsch, und doch will ich Ihnen verraten, daß ich studieren möchte. Das thatenlose Leben auf dem Gute habe ich satt, gründlich satt. Arbeiten will ich, mit aller Kraft, mit meiner ganzen Energie, denn in der Arbeit steckt Befriedigung und Segen. Mit dem Phlegma der Frau, zu dem sie Jahrhunderte hindurch auf Grund falscher Auffassung von der Bestimmung des Weibes verurteilt war, ist es in unserer Zeit vorbei. Aus allen Ländern kommt Kunde von der Beteiligung der Frau an hohen sozialen und wissenschaftlichen Aufgaben. Auch in Rußland sind Frauen mit vielem Erfolg der Emanzipation gefolgt. Warum soll ich nicht den gleichen Weg einschlagen und meinen guten Willen und meine Kraft bethätigen?“

Während sie sprach, flammten ihre Augen in Begeisterung, und da das Kaminfeuer roten Schein auf ihr Antlitz zauberte, dünkte es ihm, als ob ihre Züge jetzt erst recht von hinreißender Schönheit seien. Aber ihre Pläne ängstigten ihn und benahmen ihm fast den Atem. Sie war seiner Ansicht nach angesteckt von den liberalen Ideen

einer überspannten Gesellschaft, die hohnlachend auf alle Tradition herabsieht und sich in blindem Uebermut in Neuerungen stürzt, nur um der Sucht nach Veränderung zu frönen.

„Nadeschda Wassiljewna,“ sagte er gepreßt, „verzeihen Sie, wenn ich anderer Ansicht bin als Sie. Das Weib erfüllt seine schönste Aufgabe im Hause und außerhalb des Hauses im Dienste der Barmherzigkeit, im Wohlthun. Eine solche Thätigkeit hat, wenn ich mir dieses Urteil erlauben darf, einen weit höheren Wert für die Gesittung als alle wissenschaftliche Arbeit. Das Weib fördert das Empfindungsleben, auf dem sich die Humanität aufbaut, und in solcher Thätigkeit sollte es seinen Stolz suchen.“

„Aber wenn das Weib um seine Existenz ringen muß,“ warf sie ein, „wenn sie mit ihrer eigenen Kraft sich ihren Lebensunterhalt verdienen muß, sind da nicht alle gesetzlichen Mittel recht, um sich zu behaupten? Soll das Weib bei einem solchen Kampfe ums Dasein nur zu niederer Arbeit gezwungen sein, statt zu einer höheren, bei welcher sie ihre geistige Begabung und ihre wissenschaftlichen Vorkenntnisse verwerten kann? Man würde mit Fingern auf mich weisen, wenn ich als gebildetes Mädchen meine Existenz mit groben Arbeiten und nicht mit solchen fristen würde, die meinem Bildungszustande und meiner Herkunft entsprechen. Wenn Jahrtausende durch die Unterjochung der Frau gesündigt haben, warum sollen wir diese Sünde gutheißen? Sünden werden doch nicht geheiligt durch die Zeit!“

„Vergessen Sie nicht,“ entgegnete er erregt, während sein Auge düster auf ihr ruhte, „daß Ihre Ideen der Ausfluß des schärfsten Egoismus sind. Für Ihr Handeln darf nicht Ihr persönliches Wollen entscheidend sein, sondern nur ein ethischer Faktor, und das ist der Staat. Der Staat hat ein rechtmäßiges Interesse daran, daß

möglichst viele Familien begründet werden und aus dem Schoße dieser Familie Kinder hervorgehen, die gut erzogen und tüchtige Bürger werden. Hiermit ist die Stellung und die Aufgabe der Frau genau bestimmt. Sie lebt im Staate, seinen Schutz und seine Segnungen genießend, und sie hat daher auch seinen Forderungen Rechnung zu tragen. Thut sie es nicht, so verstößt sie gegen das Grundgesetz der Gemeinsamkeit, der sie angehört."

„Aber Sie selbst kommen ja diesem Staatsinteresse, trotzdem Sie es so sehr verteidigen, am allerwenigsten nach, Nikolai Alexandrowitsch," lachte sie. „Sie haben doch bisher noch keine Ehe geschlossen."

Er stutzte. Das „Nie" fiel ihm ein, das er vor wenigen Stunden im Walde bei den Gedanken an seine Carriere vor sich hin gesprochen hatte. Er schwieg eine Weile. Noch niemals war ihm der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis so zum Bewußtsein gekommen, als gerade in diesem Augenblick. Er kam sich wie ein Heuchler vor. Berechnung und Liebe kämpften in ihm einen schweren Kampf. Aber die Liebe siegte.

„Nadeschda Wassiljewna," sagte er mit leiser, zitternder Stimme, während er sich zu ihr hin beugte, „ich würde diese Ehe sofort schließen, aber nur — mit Ihnen!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und sah sie mit seinen dunklen Augen bittend an.

„Sprechen Sie, Nadeschda Wassiljewna, und machen Sie mich glücklich, ich will's Ihnen lohnen mein Leben lang."

„Nicht jetzt, Nikolai Alexandrowitsch," preßte sie hervor, während ihr Gesicht ängstlich und verlegen in das Kaminfeuer starrte, „ich will überlegen, ob ich Sie wirklich glücklich machen kann — und ich möchte Sie ja so gern glücklich machen!"

Seine Augen leuchteten, und seine Hand drückte innig

die ihrige. „Darf ich mir in nächster Zeit Ihre Antwort holen, Nadeschda Wassiljewna? Vielleicht ist dann auch Ihr Herr Vater da. Möge die Entscheidung fallen, wie sie wolle, ein treuer Freund werde ich Ihnen immerdar bleiben.“

Sie nickte bejahend mit dem Kopf und entzog nach leichtem Gegendruck ihre Hand der seinigen.

Er warf noch einige Scheite Holz in den Kamin, daß die Funken hoch aufsprühten und die Flammen wilder leckten und lohten. Draußen hatte sich der Sturm gemildert, aber der Schnee fiel noch immer so dicht, daß es vom Salon aus den Anschein hatte, als ob vor den Fenstern eine dichte weiße Wand stehe.

Tiefe Stille herrschte in dem weiten behaglichen Raum, die nur von dem Rauschen der Karten am Spieltisch unterbrochen wurde.

Der Ingenieur strich eben sehr vergnügt einen größeren Gewinn ein — da geschah etwas Unerwartetes. Ein Schuß dröhnte plötzlich von außen her — und wieder einer — und nochmals einer — scharf und kurz, alle drei hintereinander, mitten in das Schweigen hinein.

Erschreckt fuhr Nadeschda Wassiljewna empor, auch der Prokurator. Die Herren am Spieltisch warfen die Karten hin und sprangen auf. Selbst Milica Petrowna erwachte.

Im Hofe wurde es gleichfalls lebendig, die Hunde heulten wie besessen.

Aus dem Stimmengewirr, das im Salon entstand, tönte klar und bestimmt die Mahnung des Ingenieurs, sich sofort über die Ursache der Schüsse zu vergewissern. Der Prokurator und der Richter blieben bei den Damen, während die übrigen Herren zu ihren Büchsen und Pelzen eilten und dann ins Freie stürzten.

Der Prokurator war ans Fenster getreten und schaute

auf den Hof, über den eine Menge Gestalten mit brennenden Laternen huschten. Dann verschwanden die Gestalten, und auf dem Hofe ward es still.

Wieder krachten nach einer Weile Flintenschüsse in die schweigende Nacht hinein; erst einzelne, in längeren Pausen, dann schnell aufeinander, begleitet vom wütenden Gebell der Hunde.

Eine bange halbe Stunde verging. Erwartungsvoll harrte man im Salon der Dinge, die da kommen würden.

Dann atmete der Prokurator erleichtert auf, denn die Gestalten mit den brennenden Laternen kehrten unter lauter Unterhaltung auf den Hof zurück, begleitet von einem Schlitten, und man vernahm das Lachen des Ingenieurs, der in bester Laune zu sein schien.

Schon wenige Minuten später stürzte der Ingenieur in den Salon. „Milica Petrowna, Sie haben einen neuen Gast erhalten, Benjamin Abramowitsch Ljubow ist angekommen und bittet um Nachtquartier; die Wölfe haben ihn leider nicht aufgefressen, weil wir zur rechten Zeit dazwischen gekommen sind. Infolge des Schneetreibens konnte er den rechten Weg nicht einhalten, und so hatte er sich kurz vor dem Gute völlig verirrt. Da die Wölfe ihn anfielen, hat er geschossen, und wir haben ihm mit Erfolg geholfen.“

„Benjamin Abramowitsch Ljubow?“ fragte Milica Petrowna, ohne ihren Schrecken bei der Nennung dieses Namens verbergen zu können. Auch Nadeschdas Gesicht überzog auffallende Blässe.

„Ja, ja,“ lachte der Ingenieur, den der Prokurator in diesem Augenblick hätte erdolchen mögen, „Benjamin Abramowitsch in großen Nöten!“

Milica Petrowna ging eiligst hinaus und kehrte erst nach geraumer Zeit sehr verstimmt zurück.

Benjamin Abramowitsch Ljubow, der große Geldmann

des Bezirks, galt nicht für salonfähig und verblieb in dem angewiesenen Gastzimmer, wo er sich von dem ausgestandenen Schrecken erholte und sehr eingehende Reflexionen über die vermeintliche Undankbarkeit der Menschen anstellte.

Im Salon war die behagliche Stimmung einer nervösen Unruhe gewichen, sie ging von den Damen aus und teilte sich auch den Gästen mit. Die Herren waren froh, als die Schwester des Majors sich mit ihrer Nichte zurückzog und hiermit das gesellige Beisammensein sein Ende fand. Der Prokurator bedauerte zwar im stillen lebhaft, daß ihm die Gelegenheit entzogen wurde, mit Nadeschda Wassiljewna noch länger zu plaudern, aber nach dem peinlichen Eindruck, den die plötzliche Ankunft des Geldmannes verursacht hatte, fand er es sehr natürlich, daß die Damen sich zurückgezogen hatten.

Lange noch dachte Nikolai Alexandrowitsch, während er in einem der Fremdenzimmer auf weicher Lagerstatt ruhte, über die Erlebnisse des Abends nach. —

In dem nebenliegenden Fremdenzimmer wälzte sich Benjamin Abramowitsch Ljubow noch immer unruhig auf dem Diwan hin und her. Daß man ihn nicht in den Salon geführt hatte, empfand er als einen Schlag ins Gesicht. Die Zeiten, da er noch der schmutzige Kommissionär gewesen, der sich unterwürfig den Launen des Gutsherrn gefügt hatte, waren doch schon längst vorüber. Durch Geschick, Klugheit und eiserne Konsequenz hatte er sich emporgeschwungen zu dem reichen Geldgeber, der nun wohl auch das Recht beanspruchen konnte, nicht mehr über die Schulter angesehen zu werden.

Ueber sein mageres, knochiges Gesicht, das sich hart wie Eisen ausnahm, glitt ein höhnisches Lächeln. „Die Mühen dieser zwanzig Jahre,“ murmelte er vor sich hin, „sollen nicht vergebliche gewesen sein. Ich will jetzt der

Herr sein und ihr sollt dienen!“ Seine knochige Rechte ballte sich zur Faust: „Das Gut ist erobert, und sie soll auch zur Beute gehören!“

Eine Gestalt schwebte vor seinen Augen, eine begehrenswerte Gestalt, nach der er sich wahnsinnig sehnte. „Diese schreckliche Leidenschaft,“ stöhnte er, „warum diese Leidenschaft, die ich nicht bekämpfen kann?“ Er hatte sie aufwachsen sehen, Nadeschda Wassiljewna, und je schöner sie heranblühte, um so größere Anziehungskraft hatte sie auf ihn ausgeübt, um so auffälliger war aber auch ihre Zurückhaltung gegen ihn geworden. Es war, als ob sie instinktiv in ihm den Wolf im Schafskleide erkannt hätte. Diese kalte Verachtung, die sie gegen ihn zur Schau trug, machte ihm das Blut sieden. Was in ihm glühte, waren Liebe und Haß in innigem Verein.

„Der Major weicht mir aus,“ grollte er weiter, „auch heute ist er wieder dem Nest entflogen, und morgen ist er auch nicht da, aber er soll's zahlen!“

Dann stand er auf und untersuchte Thür und Fensterladen. „Im Schlaf ist man wehrlos, und einen Gast wie mich, macht man am liebsten stumm.“

Lange dauerte es, bis er eingeschlafen war. —

Und ebenso nahte nur zögernd der Schlaf Nadeschda Wassiljewna. Sie war kein Kind mehr und hatte trotz der Anstrengungen, die Vater und Tante machten, ihr die elende finanzielle Lage zu verbergen, genügenden Einblick in die Verhältnisse gewonnen, um deren Trostlosigkeit zu erkennen. Auch für sie war Benjamin Abramowitsch Ljubow das Schreckgespenst geworden, das die Ruhe und den Frieden raubte.

— — — — — — — — — — — —

Es war ein kurzer Abschied am folgenden Morgen. Nikolai Alexandrowitschs ernstes Gesicht hatte einen geradezu wehmütigen Zug angenommen, als er Nadeschda

Wassiljewna die Hand küßte und ihr Gesundheit und langes Leben wünschte. Seine Augen suchten schon jetzt in den ihrigen die Antwort zu lesen, die er sich in einigen Tagen holen wollte. Aber diese Augen sahen trübe, aller Glanz war gewichen, wie umflort schauten sie ihn an — kummervoll, leidend.

„Werden Sie auch, Nadeschda Wassiljewna," sagte er leise, „über meine Bitte, die ich gestern abend zu äußern wagte, nachdenken?"

„Mein Empfinden, Nikolai Alexandrowitsch," entgegnete sie ebenso leise, während eine tiefe Röte über ihr Gesicht flog, „würde mir gestatten, Ihnen schon jetzt eine Antwort zu erteilen, aber mein Verstand zwingt mich zu der reiflichen Ueberlegung, ob ich auch diesem Empfinden folgen darf."

Da zuckte es in des Prokurators Gesicht freudig auf. Seine Augen leuchteten, und seine Hand umspannte nochmals warm und innig die schmale, feine der jungen Dame.

„Gebe Gott," flüsterte er, „daß Ihr Verstand der Stimme des Herzens folgt. Wie glücklich würde ich sein!"

„Auch mit einem armen Mädchen?" gab sie langsam und das Wort „arm" scharf betonend zurück.

„Ja, auch mit einem armen Mädchen."

„Sie sind edel, Nikolai Alexandrowitsch," preßte sie hervor, „Sie beschämen mich. Ja, ich bin arm. Sehen Sie dort am Fenster Benjamin Abramowitsch Ljubow? Ihm gehört das Gut — wir sind auf der Scholle, die meinen Vorfahren gehörte, nur noch geduldet. Wird Ihnen ein armes Mädchen als Gattin niemals im Wege stehen?"

Es war ihm, als ob die Eisrinde seines Egoismus zerschmelze, wie der Schnee vor der Sonne; Reichtum, Carriere, Ansehen erschienen ihm als nichtiger Tand, und wie befreit von langem Druck atmete er auf.

Sie schaute ihn fragend an.

„Niemals,“ sagte er innig.

Sie drückte ihm fest die Hand, die noch immer in der seinen ruhte, und ein Strahl warmer Liebe drang aus ihren Augen.

„Meine Gedanken, Nikolai Alexandrowitsch,“ sprach sie tief bewegt, „werden immer bei Ihnen sein. Leben Sie wohl!“

„Gott segne Sie, Nadeschda,“ konnte er nur noch sagen, denn die Stimme des Ingenieurs klang dazwischen.

„Vorwärts, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir den Zug in Grjasowetz noch rechtzeitig erreichen wollen!“

Sie stiegen in die Schlitten, die Pferde zogen an, und in wenigen Augenblicken waren die Troiken mit ihren Insassen den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

3.

Den ganzen Tag und auch die folgende Nacht hatte Benjamin Abramowitsch Ljubow auf den Major gewartet, aber der Ersehnte schien das Wiederkommen vergessen zu haben. Einen letzten Ansturm hatte er auf den Vater Nadeschdas wegen der Heirat versuchen und die Chancen, die ihm für diesen Zweck die gekündigte Hypothek boten, nach Kräften ausnützen wollen. Und nun sollte sein Besuch in Kadnikow wieder vergeblich sein? In den nächsten Stunden mußte er heimwärts fahren, da sein Geschäft in Grjasowetz eine längere Abwesenheit nicht vertrug. Er war von der Schwester des Majors behandelt worden wie ein Hund, wegwerfend und hohnvoll. Nicht einmal zu Tisch war er geladen worden, und ganz allein hatte er in seinem Zimmer speisen müssen. Nadeschda Wassiljewna hatte er gar nicht gesprochen, nur ein einziges Mal war sie ihm zu Gesicht gekommen, als sie vom Prokurator und den übrigen Gästen Abschied genommen.

Benjamin Abramowitsch stieß einen Fluch aus. Er fühlte instinktiv, der Prokurator war sein Mitbewerber um die schöne Tochter des Majors, und der Prokurator war ein mächtiger Mann, gegen den er nichts unternehmen konnte. Wie zärtlich der Prokurator die Hand Nadeschdas in der seinen gehalten, und wie eifrig er gesprochen, wie sie errötet war und wie dann ihre Augen geglänzt hatten! Das hatte sich ganz wie eine Liebeserklärung ausgenommen. Ohne Zweifel, zwischen den beiden war ein Pakt geschlossen worden. Was war dagegen zu machen?

Benjamin Abramowitsch sann nach und fand nichts. Jedenfalls wollte er vor seiner Heimfahrt noch ein deutliches Wort mit Milica Petrowna reden, trotz der Mißachtung, die sie ihm bewiesen. Vielleicht daß der Hinweis auf den drohenden Verlust des Gutes seine Wirkung nicht verfehlte und ihm in der alten Dame schließlich doch noch eine Verbündete schaffte.

Haß und Leidenschaft im Herzen suchte er sie auf. Und nun stand er vor ihr und beteuerte mit einem Schwall von Worten, daß es ihm unmöglich sei, die Kündigung der Hypothek zurückzunehmen, habe er selbst doch das Geld zur Beleihung vor Jahren von einem befreundeten Geschäftsmanne entnommen, und nun müsse er es zurückzahlen, unbedingt und ohne Aufschub.

„Das Gut kommt unter den Hammer," betonte er scharf, „und was ich Wassil Petrowitsch hundertmal gesagt habe, trifft ein: er muß den Besitz, den er nicht halten kann, verlassen. Das ist schmerzlich, läßt sich aber nicht ändern. Der Major ist schon bei Jahren, und Sie, Milica Petrowna, sind auch nicht mehr im stande, um des Lebens Notdurft zu arbeiten. Wirklich, sehr schmerzlich!" Und seufzend schaute er sein Gegenüber an.

„Heuchler!" dachte Milica Petrowna, während ihn ihre kalten grauen Augen zu durchbohren schienen. Und laut

entgegnete sie: „Ihre rührende Sorge, Benjamin Abramowitsch, ist überflüssig, denn ich darf wohl annehmen, daß mein Bruder das Kapital zur Deckung der Hypothek rechtzeitig von unseren Verwandten erhalten wird."

„Ei, was Sie sagen," lächelte Benjamin Abramowitsch mit einem Anfluge von Hohn. „Dann verstehe ich Ihren Herrn Bruder nicht, daß er mir sagen konnte, die sämtlichen Verwandten seien mittellos und sogar von seinen Zuschüssen abhängig."

In Milica Petrownas Gesicht stieg glühende Röte auf. „Wie dem auch sei," entgegnete sie gereizt, „wenn das Geld da ist, ist es eben da, und Ihnen kann es gleichgültig sein, woher es kommt."

„Aber wenn es nicht da ist?"

„Je nun, dann werden wir das Gut verlassen, und den soll der Fluch treffen, der uns mit seinen Listen und Künsten aus ihm vertrieben hat. Bei der heiligen Mutter von Kasan, ich werde jeden Tag beten, daß ihm seine Niedertracht vergolten wird, und das Unglück sich an seine Fersen —"

„Beruhigen Sie sich," unterbrach er sie kalt, „mit solchen Verwünschungen tragen Sie nicht zur Verbesserung Ihrer Lage bei. Ich wüßte ein Mittel, das eine bessere Zukunft böte. Schwerlich haben Sie daran gedacht, und ich will deutlicher reden, just so, wie ich es schon mit dem Herrn Major gethan habe."

Aufmerksam horchte sie auf.

„Sie wissen, ich bin unverheiratet und zum Heiraten nicht zu alt. Mit vierzig Jahren giebt man in der Ehe noch eine gute Figur ab. Würde ich durch verwandtschaftliche Bande an dieses Haus gefesselt, dann wäre ich nicht abgeneigt, meine paar Sparpfennige zu opfern und das Gut zu halten."

Eine Pause trat ein. Milica Petrowna schaute ihn

sprachlos an. Keine Muskel seines mageren Gesichts bewegte sich.

„Haben Sie mich verstanden?“ fragte er endlich. „Mein Vorschlag ist doch sehr begreifbar und durchaus nicht unerfüllbar.“

Sie gewann ihre Fassung wieder. „Also mir machen Sie einen Heiratsantrag? Sie scherzen, Benjamin Abramowitsch. Nein, diese Ehre — ich muß dafür danken.“

„Ach, nicht Ihnen,“ rief er ärgerlich, „sondern Nadeschda Wassiljewna!“

„Was, meiner Nichte? Meine Nichte soll heiraten — Sie? Nein und tausendmal nein — eher gehen wir betteln! Meine Nichte, eine Woronin — nie!“

Sie war aufgesprungen und wies herrisch nach der Thür!

„Gehen Sie — sofort! Verlassen Sie unser Haus! Verkaufen Sie uns Haus und Hof, Sie elender Wucherer! Aber meine Nichte werden Sie nicht erhalten!“

Er war bleich geworden und zurückgewichen. An der Thür drehte er sich nochmals um. Aus seinen Zügen sprach unverhohlener Haß und grimmige Wut. „Sie werden Ihren Hochmut noch bereuen!“ zischte er, und dann warf er die Thür hinter sich ins Schloß.

Ermattet sank Milica Petrowna in einen Sessel. „Also das war es,“ stöhnte sie in tiefem Schmerz, „was er meinem Bruder als einziges Mittel zur Rettung des Gutes angedeutet hat!“

Geraume Zeit verging, ehe sie sich von dieser Unterredung erholt hatte. Aber ein Stachel blieb zurück, das Gefühl der Scham, daß es mit den Woronins so weit gekommen sei. Ein Benjamin Abramowitsch Ljubow hatte es gewagt, an eine Heirat mit einer Woronin zu denken! Sie konnte sich über dieses freche Unterfangen nicht hinwegsetzen, und ebensowenig konnte sie begreifen, daß ihr Bruder sich eine solche Andeutung hatte gefallen lassen. Wäre sie ein

Mann — ha, wie wollte sie diesen frechen Wucherer hinausbefördert haben! Nur gut, daß sie jetzt genau wußte, was im Spiele war. Selbstverständlich durfte ihre Nichte von dem unverschämten Antrage nichts erfahren, überhaupt sollte sie von dem Unheil, das über Kadnikow schwebte keine Kenntnis erhalten, oder doch nur in schonendster Form.

Sie sann nach. Gewiß, ihre Nichte mußte heiraten, aber nur einen Mann, der vermöge seiner Stellung und Geburt auf eine Woronin Anspruch erheben konnte. Denn gelangte das Gut wirklich zur Subhastation, dann sollte wenigstens Nadeschda nicht darunter leiden. Sie ließ alle Heiratskandidaten von Grjasowetz und Wologda Revue passieren. Da waren nur wenige, von denen sich annehmen ließ, daß sie die Ehe mit einem vermögenslosen Mädchen eingehen würden. Der Leutnant Gregor Sasonow? Er war noch der einzige, der genügende Mittel besaß, um nach seiner Neigung heiraten zu können. Und er hatte Nadeschda auffällig den Hof gemacht. Freilich, auf seine Aufmerksamkeiten war nicht viel zu geben, denn mit solchen wurde jede nur einigermaßen hübsche Dame von ihm bedacht. „Aber wer weiß, es könnte doch noch etwas aus der Geschichte werden," dachte sie, „ich werde bei Nadeschda sondieren."

Als sie ihren Gleichmut wiedergefunden, schritt sie zur Ausführung ihres Vorhabens und begab sich ins Zimmer ihrer Nichte.

Nadeschda Wassiljewna fiel der eintretenden Tante sofort um den Hals, herzte und küßte sie und brachte kein Wort hervor.

„Aber Kind, was ist dir?" fragte Milica Petrowna sehr erstaunt, indem sie Nadeschda mit den Armen von sich hielt und aufmerksam betrachtete.

Glühendes Rot bedeckte Nadeschdas Gesicht. Sie schlug die Augen nieder und barg das Haupt wieder an der

Schulter der Tante. „Nikolai Alexandrowitsch,“ flüsterte sie leise, „hat um meine Hand angehalten.“

„Nikolai Alexandrowitsch? Er, der zwanzig Jahre älter ist als du!“ Milica Petrowna konnte vor Staunen nicht weiter reden.

„Ja, er, und ich habe sie ihm zugesagt.“

Eine Pause entstand, ein feierliches Schweigen, in das nur von draußen der Wind mit klagenden Tönen hineinfuhr.

„Liebst du ihn?“ fragte endlich Milica Petrowna.

„Ja,“ sagte sie fest und bestimmt.

Zärtlich schlang die Tante den Arm um sie, zog sie an sich und küßte sie auf die reine Stirn. „Mögen der allmächtige Gott und die heilige Jungfrau von Kasan zu diesem Bunde ihren Segen geben!“

Zitternd waren diese Worte hervorgekommen. Milica Petrowna sank in einen Sessel, ihr Gesicht in den Händen verbergend. Es waren zu viele der Sorgen gewesen, und nun, da der Sonnenschein durch die trüben Wolken brach, löste sich die starre Rinde, die sich um ihr Herz gelagert, und Thränen perlten aus ihren Augen. Nadeschda aber kniete vor ihr nieder und streichelte liebevoll die alten Hände und das graue Haupt derjenigen, die während so vieler Jahre Mutterpflichten an ihr vertreten hatte.

„Nicht wahr, ich habe recht gehandelt?“ flüsterte das junge Mädchen.

Die Tante nickte. „Ja, er ist ein Ehrenmann. Er wird dich tragen und hüten bis an sein Lebensende. Aber weiß er auch,“ — sie stockte — „daß du arm bist, mein Kind?“

„Er weiß es, ich habe ihm pflichtgemäß alles gesagt, denn unsere schlimme Lage ist mir nicht unbekannt geblieben. Seine Antwort lautete gut und edel, wie ich sie von ihm erwartet hatte.“

„Er ist ein Ehrenmann,“ wiederholte die Tante. „Gott

lohne es ihm. Und du — halte in Liebe und Treue zu dem, der dich erwählt hat."

Wie glücklich Milica Petrowna war. Sie konnte kaum den Moment erwarten, da der Major zurückkehrte. Und endlich, endlich war Wassil Petrowitsch wieder da, und sein Gesicht umspielte ein vergnügtes Lächeln, das über die tiefen Furchen in der Stirn und die blauen Ringe um den Augen einen mildernden Schein zauberte. Er hatte Glück gehabt, der Gutsherr von Kadnikow. Wie er erzählte, war ein alter reicher Freund in Moskau so nobel gewesen, ihm eine bedeutende Summe zur Deckung der fälligen Hypothek und zur Bestreitung notwendiger Ausgaben vorzustrecken.

„Denke dir, ohne jedes Unterpfand hat er das Geld gegeben, sogar zinslos, und ich kann das Kapital zurückerstatten, wann ich will," berichtete er Milica Petrowna. Freudig erregt fuhr er fort: „Wir sind gerettet aus den Klauen dieses Ljubow, wirklich gerettet, das Gut bleibt in unserem Besitz, und unsere Zukunft ist gesichert."

Er schloß die Schwester in seine Arme und küßte sie auf die Stirn. Dann forschte sein Auge nach Nadeschda Wassiljewna, die flog eben zum Zimmer herein und dem Vater um den Hals. Sein Gesicht leuchtete, und stumm preßte er die Tochter an sich.

„Gratuliere ihr," rief Milica Petrowna froh bewegt, „deine Tochter ist glückliche Braut! Ueber Kadnikow hat die Sonne des Glückes geschienen. Gratuliere deinem Kinde!"

Er ließ die Arme sinken, reden konnte er nicht, die Ueberraschung war zu groß. Fragend schaute er seine Tochter an.

„Und wer ist der Bräutigam?" brachte er endlich hervor.

„Nikolai Alexandrowitsch, der Prokurator in Wologda," sagte leise, wie um Verzeihung bittend, Nadeschda, indem sie den Vater wieder umfing und herzte und küßte.

„Der Prokurator?" ein schmerzliches Stöhnen entrang sich seiner Brust, vor seinen Augen wurde es dunkel, sein Gesicht bedeckte sich mit Leichenblässe, und kraftlos sank er in einen Sessel.

Erschreckt beugten sich die Frauen über ihn, eifrig bemüht, ihm Erleichterung zu verschaffen.

„Das ist die Reaktion nach all den Sorgen," dachte Milica Petrowna, indem sie dem Bruder stärkendes Odeur unter die Nase hielt.

Er wehrte ab. „Es geht schon besser," flüsterte er. „Man wird eben alt und ist den Anstrengungen der Reise und solchen Ueberraschungen nicht mehr gewachsen." Und während er sprach, versuchte er zu lächeln, aber es gelang ihm schwer, und sein Gesicht nahm sich geradezu verzerrt aus, als ob ihn heftige Schmerzen peinigten.

Nur langsam erholte er sich, und als er endlich die Fassung wiedergewonnen, ließ er sich alle Einzelheiten des wichtigen Ereignisses berichten.

„Also der Prokurator," sagte er sinnend. „Wer hätte das gedacht! Nikolai Alexandrowitsch wird mein Schwiegersohn."

Zärtlich zog er seine Tochter zu sich heran, er küßte sie auf die Stirn und wollte etwas murmeln von Gottes Segen und des Vaters Glück, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, es schnürte ihm etwas den Hals und die Brust zusammen, daß er nicht reden konnte. Und es schien sich auch jemand der Thür zu nähern, sie jetzt zu öffnen, hereinzutreten, auf ihn zuzuschreiten und ihn zu fassen — — Wassil Petrowitsch zitterte wie Espenlaub, aber dann lachte er auf und küßte seine Tochter nochmals auf die Stirn.

„Am besten, wir lassen den Vater allein," raunte Milica Petrowna ihrer Nichte zu, „die Reise und die Anstrengungen haben ihn angegriffen, er muß schlafen und sich erholen. Schon morgen wird sich sein Befinden gebessert haben."

Die Prophezeiung der Tante traf ein. Wassil Petrowitsch fühlte sich nach erquickendem Schlaf am anderen Tage bedeutend wohler. Und nun erst trat jene glückliche Stimmung in Kadnikow ein, nach der sich jeder schon seit langer Zeit gesehnt hatte. Wie liebevoll und besorgt der Vater war! Nach allem erkundigte er sich aufs eingehendste, jedes Wort, das der Prokurator gesprochen, begehrte er zu wissen, über jede Kleinigkeit wünschte er Auskunft. Nadeschda war überglücklich.

Und wie schnell die Hochzeit sein sollte! „Ein langer Brautstand ist Unsinn," hatte der Vater noch soeben gesagt, und dann war er auf dem Sofa eingenickt, während sie still dabei saß und seinen Schlaf behütete.

Leise griff sie jetzt zur Zeitung, um sich die Zeit zu kürzen. Musternd flogen ihre Blicke über die Seiten, und dann malte sich plötzlich freudiges Erstaunen in ihren Zügen aus. „Das wird Papa interessieren," dachte sie, aber sie wagte nicht, ihn zu wecken. Geräuschlos erhob sie sich und schritt zum Zimmer der Tante.

„Eine Neuigkeit, Tante, die dich überraschen wird." Und sie las: „Der Hauptgewinn der diesjährigen Prämienverlosung ist, wie wir erfahren, nach Galitsch gefallen. Der glückliche Gewinner, ein Kaufmann Stepan Kusmin, hat sich bereits nach Petersburg begeben, um die zweihunderttausend Rubel zu erheben."

„Nicht möglich!" rief Milica Petrowna. „Sollte das derselbe sein, der bei uns zu Gast war?"

„Gewiß, es ist derselbe," rief Nadeschda Wassiljewna.

„Hieß er wirklich mit Vornamen Stepan?" fragte die Tante, und ihr fiel die Pelzmütze ein, die Kyrill Wlamirowitsch vergessen hatte und in welcher der Name eingezeichnet war.

„Ja, Stepan," entgegnete Nadeschda Wassiljewna, „ich weiß es genau."

„Warte," sagte Milica Petrowna, „ich will mich selbst überzeugen." Und sie suchte die Mütze, die sie aufgehoben hatte. „Richtig," rief sie, als sie die gesuchte gefunden, „hier steht es: „Stepan Kusmin". — Nein, dieses Glück! Zweihunderttausend Rubel mit einem Schlage! Uebrigens muß dem guten Kyrill Wlamirowitsch die Mütze, die er wahrscheinlich zum Geschenk erhalten hat, zurückgegeben werden. Rufe Pawel, er soll ihn holen, ich habe so wie so wegen der Sammlungen zur Kirche mit ihm zu reden."

Der Major schlief noch immer.

„Störe ihn nicht," mahnte Milica Petrowna, „er bedarf der Schonung. Hat er sich ausgeschlafen, kannst du ihm die Neuigkeit noch früh genug mitteilen." —

Pawel kam und teilte mit, daß Kyrill Wlamirowitsch schwer erkrankt sei und es wahrscheinlich nicht mehr lange mache. Die Geschichte mit den Wölfen sei dem Muschik in die Glieder gefahren. Jetzt liege er einsam in seiner Hütte und rühre sich kaum.

„Wir müssen hin," rief mitleidig Milica Petrowna, „er hat's verdient. Kommt der Kirchenneubau zu stande, dann verdanken wir ihn ganz allein seinem Eifer." Und sie packte Stärkungsmittel und die Pelzmütze ein, um sofort den Kranken zu besuchen.

Nadeschda Wassiljewna begleitete sie.

Sie schritten über den knisternden Schnee dem Dorfe zu. Die Sonne sandte ihre Strahlen vom Himmel herab und zauberte Glanz in die winterliche Oede. Und die Tochter des Gutsherrn von Kadnikow sah nur den Glanz und freute sich der sonnigen Zukunft, die vor ihr lag.

Still und verlassen zog sich die breite Dorfstraße hin. Nur zuweilen trat aus einer der verschneiten Hütten ein Mann oder ein Weib heraus, demütig die Gutsherrschaft grüßend.

Fast am Ende der Straße lag die Hütte Kyrill Wla-

mirowitschs. Einladend sah sie nicht aus, im Gegenteil, noch zerfallener wie die anderen. War der Sammler unterwegs, um seine heilige Mission zu erfüllen, dann konnten eben Wind und Wetter ihre zerstörende Wirkung ungehindert an dem kümmerlichen Bau ausüben.

Sie traten über die Schwelle. Eine dumpfe Luft empfing sie. Dort im Winkel ruhte neben dem Ofen auf harter Lagerstatt der Muschik im Halbschlaf. Kaum, daß man ihn im Dämmerlicht des dürftigen Raumes erkennen konnte.

„Kyrill Wlamirowitsch!“ rief Milica Petrowna, indem sie ihn an der Schulter rüttelte.

Erstaunt wandte er sich um, und ehrerbietig suchte er sich emporzurichten, als er erkannte, wen er vor sich hatte.

„Bleib liegen, schone dich,“ sagte gütig Milica Petrowna, „wir werden dich nicht lange stören!“ Und teilnahmsvoll erkundigte sie sich nach seinem Befinden, während Nadeschda Wassiljewna eines der kleinen Fensterchen öffnete, um die im Raum herrschende schlechte Luft entweichen zu lassen.

Milica Petrowna packte ihre Gaben aus und hörte geduldig die Klagen des Alten über die Abnahme seiner Kräfte an, ihm Geduld, Mut und Hoffnung zusprechend.

Nadeschda Wassiljewna aber litt es nicht länger in dieser drückenden Atmosphäre. Sie trat wieder hinaus ins Freie. In der Nähe des geöffneten Fensters blieb sie stehen, um auf die Tante zu warten. Bewundernd schaute sie auf den reinen Schnee, dessen Krystalle unter dem Licht der Sonne funkelten wie Millionen von Brillanten. Wenn nur die Hütten anders ausgesehen hätten, der Verfall schnitt ihr ins Herz hinein. Gerade jetzt, da sie das reinste und tiefste Glück empfand, kam ihr das Elend dieser Dorfbewohner so recht zum Bewußtsein. Aber es sollte in Zukunft besser werden, sie wollte aufbauen helfen und die Not lindern, sie wollte Menschen erziehen und Bildung verbreiten, soviel als in ihren Kräften stand.

Sie hörte, was drinnen in der Hütte gesprochen wurde.

„Und nun sag, Kyrill Wlamirowitsch," rief lachend die Tante, „wo hast du diese Pelzmütze her? Ist sie auch eine Spende für den Kirchenbau?"

Keine Antwort.

Und dann hörte sie die Tante dringender fragen, als ob ihre Neugierde geweckt sei.

Auch Nadeschda Wassiljewna lauschte aufmerksamer. Sie trat näher ans Fenster heran, und sie vernahm kurze, abgebrochene Sätze, die Kyrill Wlamirowitsch wie gezwungen und unter schwerer Pein hervorpreßte. Und dann sprach er allmählich fließender, als ob sich von seiner Brust eine schwere Last abwälze. Immer weiter redete er, und immer näher neigte Nadeschda Wassiljewna ihr Haupt zum Fenster. Und nun faßte ihre Hand krampfhaft nach einer Stütze, ihr Gesicht war totenbleich geworden, ihre Finger krampften sich in das Fensterbrett ein, wie Erstarrung rieselte es eisig durch ihren Körper, und doch hielt sie sich noch immer aufrecht — sie mußte ja alles, alles hören, was da der Alte Furchtbares erzählte.

Und dann — ja — dann kam von seinen Lippen ein entsetzliches, furchtbares Wort, und sie sah die Tante unter einem gellenden Schrei schwanken und zusammenbrechen, und sie selbst, der es vor den Augen dunkelte, schrie in wilder Verzweiflung: „Hilfe! Hilfe!"

Sie stürzte in die Hütte und umfing die Tante, sie mit ihren Thränen netzend, während die herbeigeeilten Bauern stumpfsinnig dabeistanden und Kyrill Wlamirowitsch wie leblos auf dem Lager lag.

Die Tante schlug die Augen auf und schaute sie mitleidig an, sie versuchte zu sprechen, vermochte aber keinen Laut über ihre Lippen zu bringen.

„Hebt sie auf und tragt sie heim," stöhnte Nadeschda Wassiljewna.

Und die Bauern thaten, wie ihnen geheißen. Langsam schritt der stille Zug zu dem Herrenhause von Kadnikow, wo der Major noch immer auf dem Sofa saß und schlief.

4.

In Wologda hatte die Schwurgerichtsperiode begonnen. Schon Wochen hatte man von dem großen Zollprozeß „Kadisch und Genossen“ geredet und in Klubs und Gesellschaften für oder wider die Angeklagten seine Meinung abgegeben. Um Hunderttausende war der Staat hintergangen worden und den Angeschuldigten drohte lebenslängliche Verbannung nach Sibirien, falls ihre Schuld erwiesen wurde.

Der Prokurator Nikolai Alexandrowitsch Nowikow seufzte unter der Arbeitslast, die ihm aus diesem Prozeß erwuchs, nun aber freute er sich, daß die abschließende Verhandlung endlich stattfinden sollte. Die mehrtägige Pause zwischen dieser und der nächsten Verhandlung gedachte er zu einer Fahrt nach Kadnikow zu benutzen, um den Major um die Hand Nadeschdas zu bitten und alsdann seine Verlobung öffentlich bekannt zu geben. Sein Traum von Carriere, dem er sich bisher als einer erfrischenden Erholung nach den Mühseligkeiten des Amtes hingegeben hatte, war gegenüber dem neuen Ziel, das er sich gesteckt, der Gründung einer behaglichen Häuslichkeit, fast völlig verflogen.

Aber der Zollprozeß „Kadisch und Genossen“, auf dessen baldige Erledigung man in Regierungskreisen drang, rollte sich nicht so glatt ab, wie der Prokurator gedacht hatte. Das tückische Schicksal hatte einen seiner losen Streiche gespielt; einer der Hauptzeugen fehlte, und auf diesen wollte und konnte die Krone nicht verzichten. Dieser Zeuge hieß Stepan Jakowlewitsch Kusmin, und sein Wohnort war Galitsch. Zwar lag das Protokoll der Aussage des Zeugen, welche dieser während der Voruntersuchung vor dem Friedensrichter in Galitsch gemacht hatte, bei den Akten, aber zur

Hauptverhandlung mußte er persönlich erscheinen. Rechtzeitig war ihm die Ladung zum Schwurgerichtstermine zugestellt worden. Trotz alledem war Kusmin fern geblieben. Unter den obwaltenden Verhältnissen blieb nur übrig, die Verhandlung auf einige Tage zu verschieben und inzwischen den Zeugen telegraphisch herbeizurufen oder ihn zwangsweise vorführen zu lassen. Mittlerweile mußte in die Verhandlung eines anderen Prozesses eingetreten werden.

Das Telegramm an das Friedensgericht zu Galitsch mit dem Befehl, den Zeugen Kaufmann zweiter Gilde Stepan Jakowlewitsch Kusmin zur Reise nach Wologda zu veranlassen, war abgegangen und die Verhandlung wirklich zum Leidwesen aller Beteiligten vertagt worden.

Schon vierundzwanzig Stunden nach der Absendung des Telegramms war aus Galitsch eine telegraphische Antwort eingetroffen. Der Prokurator las die Depesche durch — erst flüchtig, dann wiederholt aufmerksamer.

Was er las, lautete: „Stepan Jakowlewitsch Kusmin, Zeuge im Prozeß „Kadisch und Genossen", ist bereits am 10. Dezember von seinem ständigen Wohnort Galitsch nach Wologda abgereist, um, wie er angab, seiner Zeugenpflicht zu genügen. Nach Ablegung seiner Zeugenschaft gedachte er direkt nach St. Petersburg zu fahren, um dort den auf sein Prämienlos gefallenen Hauptgewinn von zweihunderttausend Rubel bei der Kaiserlichen Bank zu erheben. Dieser Gewinn ist, wie eine telegraphische Anfrage bei der Bank ergeben hat, thatsächlich schon am 17. dieses Monats, also vor dem Termin des Prozesses, abgehoben worden; ob von dem Gewinner persönlich oder von irgend einer anderen Person, läßt sich aus dem Telegramm der Kaiserlichen Bank nicht ersehen. Ein Fluchtversuch liegt gegen den Kusmin, der sich hier des besten Leumunds erfreut, nicht vor."

Kusmin — Kusmin! Der Prokurator sann nach. Der Name kam ihm so bekannt vor, er hatte ihn in den letzten

Tagen auch anderswo schon gehört, nicht nur im Gerichtssaal. Wo war es doch gewesen? Richtig — Milica Petrowna hatte den Namen erwähnt, das war doch der Kaufmann, der auf dem Gute des Majors übernachtet, der ehrliche Kaufmann, der dem Major die verlorene Brieftasche mit dem wertvollen Inhalt zurückgegeben und jede Belohnung ausgeschlagen hatte! „Einen Ehrenmann" hatte ihn Milica Petrowna genannt, während er, der Prokurator, des Mannes Handlungsweise als eine selbstverständliche bezeichnet hatte.

Merkwürdig, daß Stepan Kusmin nicht zur Zeugenbank gekommen war, zumal gegen ihn, wie die Akten ersehen ließen, nicht das mindeste vorlag, nur bezeugen sollte er, daß ihm in einem zwanzigjährigen geschäftlichen Verkehr mit einigen Beamten der Zollbehörde nie eine Pflichtwidrigkeit derselben vorgekommen sei, und daß ein von den Angeklagten behaupteter Brauch, den diese zu ihrer Entlastung vorbrachten, gar nicht bestanden habe.

Was also konnte den Mann abgehalten haben, als Zeuge zu erscheinen? Sich wegen unentschuldigten Ausbleibens einer hohen Geldstrafe und im schlimmsten Falle sogar einer Gefängnisstrafe auszusetzen, lag schwerlich in seiner Absicht.

War er auf dem Gute des Majors gewesen, wenige Tage vor dem Beginn des Prozesses, dann hatte er ohne Zweifel auch nach Wologda vor das Schwurgericht kommen wollen. Und dieses Vorhaben mußte aus irgend welchen Gründen vereitelt worden sein.

Der Prokurator lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Und welche Gründe waren es? Plötzliche Erkrankung oder ein Unglücksfall?

Dem Prokurator fielen das Prämienlos und der hohe Gewinn ein. Kusmin wollte nach Petersburg, um die Summe bei der Kaiserlichen Bank zu erheben.

Wer das Los überreichte, erhielt den Gewinn ausbezahlt, denn eine Legitimation wurde nicht verlangt. Und der Gewinn ist zur Auszahlung gelangt. An wen?

Der Prokurator wagte es nicht auszudenken. Unsinn! — Er?! Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, nervös trommelten seine Finger auf den Seitenlehnen des Sessels, seine Brust atmete schwer — — Er?! Gemeinheit, so etwas nur zu argwöhnen!

Er sprang auf und goß ein Glas Wasser hinunter. Dann schritt er im Zimmer auf und ab — ruhelos, das Hirn zermarternd, die Brust durchzuckt von einem stechenden Schmerz. Die Scene im Walde, als plötzlich der Muschik Kyrill Wlamirowitsch aufgetaucht war und sich schließlich als Besitzer einer mit „Stepan Kusmin“ gezeichneten Pelzmütze vorwies, schwebte ihm jetzt vor Augen. Und dann schüttelte er sehr energisch den Kopf. Der harmlose Sammler krümmte sicherlich keinem Tierchen ein Glied, viel weniger einem Menschen.

Mit einem plötzlichen Entschluß setzte er sich vor den Schreibtisch. Er begann mit zitternder Hand zu schreiben — ein amtliches Telegramm an die Kaiserliche Bank in St. Petersburg. Der Prokurator des kaiserlichen Landgerichts zu Wologda, Hofrat Nikolai Nowikow, ersuchte um sofortige telegraphische Auskunft über das Aussehen des Mannes, der am 17. dieses Monats den Hauptgewinn auf das Prämienlos der letzten Ziehung erhoben hatte. Und ein zweites amtliches Telegramm richtete er mit dem Ersuchen um sofortige telegraphische Rückantwort nach Galitsch behufs Uebersendung eines genauen Signalements des Kaufmanns Stepan Kusmin.

Er zog die Uhr. Im Laufe des Nachmittags noch konnte Antwort eintreffen.

Dann eilte er selbst zum Telegraphenamt.

Sein Gleichmut, den er sonst immer zur Schau trug,

war dahin, die nervöse Unruhe, die ihn gepackt hatte, wollte nicht weichen. Vom Telegraphenamt wanderte er aus der Stadt ins Freie, er wollte Ruhe haben, um ungestört denken zu können. Ein Mietsschlitten kam heran. „Dort hinaus!“ rief er dem Kutscher zu, indem er hineinsprang und mit der Hand die Chaussee entlang wies. Schweigend saß er in dem Gefährt, das eilig dahinflog. Die eisigkalte klare Luft that ihm wohl, und begierig wie ein Kranker nach einem Heilmittel sog er sie in vollen Zügen ein.

Länger als eine Stunde waren sie gefahren. Die Chaussee war an den Fluß herangetreten, neben dem sie von nun an parallel herlief, mit ihm zusammen eine im Bau begriffene von Grjasowetz aus laufende Chaussee und etwas weiter den von ebendemselben Ort nach Kadnikow führenden Waldweg schneidend.

Dort, wo die Grjasowetzer Chaussee über den Fluß führen sollte, waren zahlreiche Arbeiter damit beschäftigt, über die im Laufe des Sommers fundierten und aufgemauerten Pfeiler die Eisenkonstruktion einer Brücke zu schlagen. Oberhalb spannte sich über den Fluß die Holzbrücke des Waldweges.

Als der Schlitten näher gekommen war, sah der Prokurator unter den Arbeitern den Ingenieur stehen, und dieser hatte auch schon den Prokurator bemerkt. Er kam sofort auf ihn zu und begrüßte ihn. Nikolai Alexandrowitsch stieg aus, und Wladimir Pawlowitsch setzte ihm die Schwierigkeiten der Arbeit auseinander, insbesondere schwierig wegen der herrschenden Kälte.

„Der Strom ist so reißend,“ hob der Ingenieur hervor, „daß er in der Mitte trotz des starken Frostes nicht zufriert, und da er uns nicht den Gefallen erweist, eine feste Eisdecke zu bilden, so müssen wir mit doppelter Vorsicht arbeiten und zudem für den Verkehr von einem Ufer zum anderen die schmalen Laufbrücken benutzen, die wir mit vieler

Mühe gelegt haben. Was in den Fluß fällt, muß wieder herausgefischt werden, eine Arbeit, die viel Geduld und Zeit erfordert."

Mit Interesse ließ der Prokurator seine Augen über die Bauten und Konstruktionen schweifen.

„Bei dem Herausfischen," fuhr Wladimir Pawlowitsch fort, „kommt Merkwürdiges zum Vorschein. Heute haben wir sogar einen Koffer mit Wäsche und Kleidungsstücken geangelt." Achtlos stieß er mit dem Fuß an einen schwarzledernen kleinen Handkoffer, der gerade am Wege lag. „Weiß der Henker, wie er ins Wasser gekommen ist. Wahrscheinlich ist er hinten über die Waldbrücke gefallen oder geworfen worden, und der Strom hat ihn bis zu unserer Arbeitsstelle fortgerissen."

„Einen Koffer?" Des Prokurators Blick bohrte sich geradezu in das halbverschlammte Gepäckstück, das zu seinen Füßen lag, ein. Er wußte selbst nicht, wie ihm war, aber es zog ihn mit magnetischer Kraft zu dem Funde hin. „Haben Sie nichts in dem Koffer gefunden, was auf den Besitzer schließen läßt?"

Wladimir Pawlowitsch lachte: „Darum habe ich mich nicht gekümmert, Nikolai Alexandrowitsch. Wir haben wirklich andere Sachen zu thun. Uebrigens lange kann der Koffer nicht im Wasser gelegen haben, höchstens ein paar Tage."

„Euer Hochwohlgeboren," sagte der Prokurator plötzlich ernst und in amtlichem Tone, „ich lege hiermit auf diesen Koffer kraft meines Amtes Beschlag, und ich bitte Sie, ihn sofort durch einen Arbeiter nach meinem Schlitten tragen zu lassen."

„Recht gern," gab der Ingenieur etwas überrascht zurück. „Ich vermute, daß Sie diesen Fund mit irgend einem Verbrechen in Verbindung bringen, und wünsche Ihnen zur Aufklärung desselben besten Erfolg. Haben Sie nur die

Güte, mir über die Auslieferung des Koffers eine Quittung auszuhändigen."

Als der amtliche Akt beendet war und sich beide Herren freundschaftlich verabschiedet hatten, stieg der Prokurator in den Schlitten und fuhr mit dem Koffer zur Stadt zurück. Gedankenvoll starrte er in die Weite.

Mit Bangen machte sich der Prokurator in seinem Bureau an die Untersuchung des Koffers. Er hatte die Empfindung, als ob die Erfüllung seiner amtlichen Pflichten ihm selbst verhängnisvoll werden würde.

Der Koffer war bereits geöffnet. Das eingedrungene Wasser hatte den Inhalt völlig durchweicht und es kostete Mühe, ihn auseinander zu breiten. Nichts Außergewöhnliches bot sich, nur Wäschestücke und primitive Toilettengegenstände. Nicht ein Schriftstück war vorhanden, das Auskunft über den Besitzer gegeben hätte. Aber — der Prokurator sah genauer zu — die Wäsche war gezeichnet, deutlich und klar konnte man „S. K." lesen.

Die Hände zitterten ihm, als er nach den Akten griff, um den Vornamen des Zeugen Kusmin nochmals festzustellen. Richtig — Stepan Kusmin! „S. K." waren des Zeugen Initialen.

In der Brust des Prokurators krampfte es sich zusammen, er schüttelte sich wie im Fieberfrost; etwas Entsetzliches ahnte er, und doch wagte er noch immer nicht, daran zu glauben.

Mit quälender Ungeduld erwartete er die Depeschen aus Petersburg und Galitsch. Stunde auf Stunde kroch langsam dahin — und keine Antwort. Er versuchte zu arbeiten, aber die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, und wirre Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Ein Gedicht von Puschkin fiel ihm ein, das einen Menschen schildert, der das Glück schon erjagt zu haben glaubt und dann, als es ihm im letzten Moment plötzlich entschwindet,

in die düstere Nacht des Wahnsinns verfällt. Sein Glück war Nadeschda Wassiljewna. Würde es ihm ebenso ergehen wie dem Helden der Puschkinschen Strophen?

Da klopfte es, er fuhr empor. Der Telegraphenbote trat ein. Zitternd griff er nach der Depesche. Sie kam aus Galitsch und enthielt Stepan Kusmins genaues Signalement. Er las: „Mittelgroß, kräftig, vollbärtig, gesund, vierzig Jahre alt.“ Die Depesche gewann erst Wert, wenn sich ihr Inhalt mit jenem der noch zu erwartenden Petersburger vergleichen ließ.

Wieder kroch eine Stunde dahin, und dann traf endlich das Telegramm der Kaiserlichen Bank aus der Hauptstadt ein. Er zögerte, das Telegramm zu öffnen, aber es mußte ja sein, das Amt, das ihm anvertraut war, erheischte strengste Pflichterfüllung. Die Erhebung des Gewinnbetrages war, so las er, durch den Beamten eines bekannten Petersburger Bankhauses erfolgt, und zwar, wie die sofort angestellte Vernehmung ergab, im Auftrage eines bereits stark ergrauten, hoch gewachsenen, militärisch aussehenden Mannes, der sich als Stepan Kusmin legitimiert hatte.

Der Prokurator war leichenblaß geworden; wie geistesabwesend starrte er auf die verhängnisvolle Depesche hin.

„Ein stark ergrauter, hochgewachsener, militärisch aussehender Mann,“ wiederholte er mechanisch.

Er wußte, wer dieser Mann war, und daß dessen Gewissen ein schweres Verbrechen belastete.

Wie vernichtet sank er in seinen Sessel. Er preßte die Hände auf das Gesicht und stöhnte laut auf. Was in ihm kämpfte, war Pflicht gegen Liebe.

„Ihr Vater,“ murmelte er verzweifelt. „Warum muß es gerade ihr Vater sein?“

Dunkelheit schlich ins Zimmer. Nikolai Alexandrowitsch saß noch immer in seinem Sessel im Kampf mit sich

selbst. Die Wahrung des Rechts, als dessen Schützer er eingesetzt war und für das jederzeit und gegen jeden einzutreten er mit einem feierlichen Eide gelobt hatte, war immer sein höchster Mannesstolz gewesen. Etwas Großes und Heiliges liegt in solchem Amte, in der blinden Unparteilichkeit, mit der es geführt wird, in der starren Unerbittlichkeit, mit der es das Unrecht verfolgt, in dem Grundsatz, daß Recht doch Recht bleiben muß, und wenn sich auch Millionen dagegen auflehnen. Und um der Liebe willen sollte er dieses ewige Recht beugen? Um seiner Liebe willen? Aus rein egoistischen Gründen? Das durfte nicht sein — nie und nimmermehr! Was sollte aus der Welt werden, wenn die ewigen Grundlagen der Ordnung nicht mehr gelten würden? Liebte ihn Nadeschda Wassiljewna, dann mußte sie ihm auch verzeihen, wenn er schonungslos das begangene Verbrechen mit allen Mitteln des Gesetzes verfolgte. Konnte er diese Seelengröße bei ihr voraussetzen? Er hatte sie als starken und edlen Charakter kennen gelernt, aber die Forderung, die er jetzt an sie stellte, war doch, wie er sich selbst eingestand, zu groß. Die Pietät eines Kindes gegen den Vater bleibt auch dann bestehen, wenn dieser zum Verbrecher geworden ist. Blut ist der Kitt zwischen Vater und Kind, und dieser Kitt hält ewig. Gewiß, sie würde sich zu Gunsten des Vaters entscheiden und ihn, den Verfolger, verabscheuen oder zum mindesten für immer meiden. Aber der Eid, den er geschworen, mußte er ihm nicht heilig sein unter allen Umständen? Was hätte solch ein Eid für eine Bedeutung, wenn er nur mit Vorbehalt geleistet würde?

Der Prokurator sprang energisch auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich werde meine Pflicht erfüllen,“ rief er laut, „mag da kommen, was da will!“

Draußen pochte es wieder gegen die Thür, der

Postbote brachte Briefe. Auch ein eingeschriebener befand sich unter ihnen. Aufmerksam musterte Nikolai Alexandrowitsch die zierlichen Schriftzüge der Adresse. Das Couvert trug den Poststempel „Grjasowetz“.

„Offenbar eine Damenhand,“ dachte er, während er den Brief öffnete. Er sah nach der Unterschrift — „Nadeschda Woronin“! Kaum fand er den Mut, die wenigen Zeilen zu lesen; er fühlte instinktiv, daß sie Unheil brächten.

„Nikolai Alexandrowitsch,“ las er, „verurteilen Sie mich nicht, wenn ich das Wort, das ich Ihnen gegeben, zurücknehme. Nie kann und darf ich Ihre Gattin werden! Unsere Wege müssen sich für immer trennen. Kadnikow habe ich vor wenigen Stunden verlassen, um zu versuchen, aus eigener Kraft meine Zukunft zu gestalten. Die Erinnerung an Sie wird stets ein lichter Schein in meinem Leben bleiben. Leben Sie wohl und werden Sie glücklich!“

In seinem Gesicht zuckte der Schmerz. Er neigte das Haupt und drückte die heiße Stirn gegen den Brief. Was sie aus Kadnikow vertrieben und zu diesen Zeilen bewogen hatte, er ahnte es.

„Es ist besser so,“ murmelte er endlich. „Unsere Wege mußten sich scheiden — das war die einzige Lösung. Ich habe einen schönen Traum geträumt, und nun ist er zu Ende.“

Ruhe kam über ihn, und wie versöhnend leuchtete ihm in der Ferne, am Ende einer einsamen Bahn, der Sessel, auf dem er sich als Oberprokurator des dirigierenden Senats in Petersburg niederlassen würde.

Mit großen Schritten wanderte er in seinem Arbeitszimmer hin und her. Der Jurist, der das gekränkte Recht zu vertreten hat, gewann in ihm die Oberhand. Er überlegte und fand, daß die Indizien gegen den mutmaßlichen Mörder genügten, um gegen ihn vorzugehen. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit fester

Hand einen Verhaftsbefehl wider den Major a. D. Wassil Petrowitsch Woronin auf Gut Kadnikow bei Grjasowetz wegen des Verdachts des — seine Hand zögerte etwas — Mordes und Raubes.

Es war in später Nachmittagsstunde des folgenden Tages, als sich von Wologda eine Schlittenkarawane in Bewegung setzte. In dem vordersten Schlitten saßen der Prokurator Hofrat Nikolai Nowikow und der Untersuchungsrichter, in dem zweiten der Adjunkt und ein Gerichtsschreiber und in dem dritten einige Gendarmen. Die Chaussee hinunter, an dem Brückenneubau vorbei und in den Wald hinein nach Kadnikow ging die Fahrt. Kopfschüttelnd sah der Ingenieur, der gerade am Wege stand, dem ernsten Zuge nach.

Ungehemmt in ihrer Eile flogen die Schlitten dahin, aber keiner der Insassen schien für das schöne Winterbild, das sich bot, Augen und Sinn zu haben. Stumm ließen die Herren die Scenerie an sich vorüberziehen.

Schon etliche Stunden war man unterwegs, und bald mußte der Wald zu Ende sein.

Immer tiefer sank die Sonne, und immer länger wurden die Schatten. Jetzt bog der vorderste Schlitten aus dem Walde heraus, und endlos breitete sich die Ebene aus.

Der Prokurator und der Richter spähten nach vorwärts. Weit hinten flammte und zuckte es märchenhaft schön in leuchtender Glut.

„Das ist wie immer um diese Zeit," unterbrach der Richter das Schweigen, „der Wiederschein der sinkenden Sonne in den Fensterscheiben des Herrenhauses von Kadnikow."

Der Prokurator sagte nichts, sondern starrte nur immer nach vorn in das berückende goldige Schauspiel.

„Wie flüssiges Gold," fuhr der Richter fort. „Wie

das flammt und lodert und glänzt, als ob ein riesiger Brand emporloht — wunderbar!"

„Ja, wie ein lodernder Brand," warf gepreßt der Prokurator hin. Sie kamen näher und näher.

„Sehen Sie nur, Nikolai Alexandrowitsch, so herrlich ist das Schauspiel noch niemals gewesen, die Flammen schlagen —"

„In den Himmel hinein," fiel der Prokurator hastig ein, indem er sich halb aufrichtete, „bei Gott, bis zu den Wolken! Das sind wirkliche Flammen, Fedor Iwanowitsch! Sehen Sie nur diese Feuersäule, die emporwirbelt wie ein Fanal — Kadnikow steht in Flammen! — Vorwärts, Kutscher, was die Pferde laufen können, vorwärts, um Gottes willen!"

Und der Kutscher peitschte auf die Pferde, daß sie wie wahnsinnig dahinrasten.

Kadnikow stand wirklich in Flammen — ein schaurigschöner Anblick.

Gerade als der vorderste Schlitten in den Gutsweg hineinfuhr, schoß unter prasselndem Funkenregen eine gewaltige Rauchwolke zum Himmel empor. Der Dachstuhl des Herrenhauses war eingestürzt. Und mit den wirbelnden Rauchwolken leckten neue Flammen empor, die an den Dachsparren reichliche Nahrung fanden.

Zu retten war da nichts. Alle Gebäude bildeten ein einziges Flammenmeer, aus dem hie und da Getreidegarben, Heu und Stroh raketenartig emporschossen.

Der Brand war im Herrenhause ausgebrochen, und der Wind hatte ihn auf die übrigen Gebäude, die Gesindehäuser, Ställe und Scheuern, übertragen. Gegen die Wut des entfesselten Elements vermochte der karge Wasserstrahl einer einzigen Spritze nichts auszurichten. Kaum daß die Knechte und Mägde ihr nacktes Leben und einiges Vieh gerettet hatten.

Stumpfsinnig oder schadenfroh starrten die herbeigeeilten Bewohner des Dorfes auf die Flammen. Den Gutshof zu betreten, war wegen der entsetzlichen Glut unmöglich.

Und angesichts des furchtbaren Schauspiels waltete die Gerichtskommission ihres Amtes.

Man suchte nach dem Major — er war unauffindbar. Auch Milica Petrowna und Nadeschda Wassiljewna waren verschwunden.

Dem Prokurator stand der Schweiß auf der Stirn. Trotz der nahen Glut fühlte er sich wie erstarrt.

Das Gesinde wurde vernommen, auch Pawel.

„Wo ist die Herrschaft?" fragte der Richter den Alten.

Er wies nach den kleiner werdenden Flammen.

„Auch das Fräulein?" schrie der Prokurator entsetzt.

„Nein," sagte der Alte, „das gnädige Fräulein hab' ich gestern vormittag zur Bahn nach Grjasowetz gefahren."

Nikolai Alexandrowitsch atmete auf. Also sie war wirklich abgefahren, wie sie ihm geschrieben.

„Und der Major und seine Schwester?"

„Die sind verbrannt." Der Alte bekreuzigte sich. „Aber Ihre Hochwohlgeboren Milica Petrowna waren schon tot — vorgestern. Als sie mit dem gnädigen Fräulein den kranken Kyrill Wlamirowitsch besuchte und mit ihm eine Unterredung hatte, ward sie vom Schlage getroffen. Sie wurde als Leiche ins Haus zurückgebracht."

„Ist sonst noch jemand verunglückt?" fragte der Richter.

„Ja, noch einer — Benjamin Abramowitsch Ljubow. Er muß mit Seiner Hochwohlgeboren dem Herrn Major Streit gehabt haben, denn als die Flammen aus dem Zimmer des gnädigen Herrn hervorbrachen, und Benjamin sich aus dem Fenster retten wollte, riß ihn der Herr Major zurück. Und dann schossen die Flammen aus dem Fenster heraus, daß ich nichts mehr sehen konnte. Die Diener-

schaft ist nur mit Mühe aus dem Hause herausgekommen, so schnell griffen die Flammen um sich. Holz brennt schnell, und das ganze Haus war ja von Holz."

Der Alte schwieg und wischte sich über die Augen.

„Sag," fragte der Prokurator, „war jüngst ein Fremder hier, der auf dem Gute übernachtet hat?"

„Ja."

„Weißt du, wie er sich nannte?"

„Ja, Stepan Jakowlewitsch Kusmin. Ich hörte, wie der gnädige Herr ihn unter diesem Namen dem gnädigen Fräulein beim Eintritt ins Haus vorstellte."

„Und wie lange ist der Fremde hier geblieben?"

„Eine Nacht und den folgenden Tag bis zum Abend."

„Hast du ihn zur Bahn gefahren?"

„Nein, ich wollte wohl, aber der gnädige Herr befahl, ich solle zu Hause bleiben, er werde den Herrn schon selbst zur Bahn fahren."

„Kam dein Herr noch in derselben Nacht zurück?"

„Ja."

„Fiel dir nichts Merkwürdiges auf?"

„Nun ja, Euer Hochwohlgeboren, der gnädige Herr waren äußerst scharf gefahren, so daß die Flanken der Pferde nur so flogen, und die armen Tiere in Schweiß gebadet waren."

„Weiter nichts?"

Der Alte kraute sich verlegen hinter den Ohren.

„Rede!" herrschte ihn der Prokurator an. „Du stehst vor der Gerichtskommission und hast die ganze Wahrheit zu sagen. Je wahrheitsgetreuer du aussagst, um so besser für dich."

„Sehr zornig waren der gnädige Herr am folgenden Tage. Als ich den Schlitten reinigte, fand ich im Holz einen Spalt mit einer Kugel und auf dem Sitz starke Blutspuren. Ich machte den gnädigen Herrn darauf auf-

merksam. Er meinte, indem er die Kugel an sich nahm, die sei noch von der jüngsten Jagd, und er schalt mich, daß ich nach der Jagd die Reinigung des Schlittens nicht ordentlich besorgt habe. Aber von der Jagd konnte es doch nicht sein, denn die war schon vierzehn Tage früher gewesen, und das Blut war noch ganz frisch."

„Wie?" fragte der Richter, „noch ganz frisch?"

„Ja, Euer Hochwohlgeboren, noch ganz frisch. Ich habe es auch dem gnädigen Fräulein gesagt, die mich fragte, warum der Herr Major mich so zornig angefahren habe."

„Wie lange ist dein Herr nach der Abreise des Fremden zu Hause geblieben?" fragte der Prokurator.

„Einen Tag, und dann reiste er wieder fort. Erst vor drei Tagen ist er wieder zurückgekehrt."

„Weißt du, wohin die Reise ging?"

„Nein, Euer Hochwohlgeboren."

„Hast du bemerkt, daß er Geld mitbrachte?"

„Ja. Als er mich heute morgen in sein Zimmer rufen ließ und mir den Auftrag erteilte, Benjamin Abramowitsch Ljubow mit dem Schlitten von der Bahn zu holen, saß er vor vielen Rubelscheinen. Er deckte bei meinem Eintritt ins Arbeitszimmer schnell ein Tuch darüber, aber gesehen hab' ich sie doch. Sie sind wohl alle mitverbrannt — die schönen Scheine!"

„Was geschah dann zwischen deinem Herrn und Benjamin Ljubow?"

„Nun, die Herren gingen ins Arbeitszimmer und sprachen sehr laut, trotzdem die Leiche im Hause war. Ich glaube, der gnädige Herr, der wegen des Todes der Schwester und der Abreise des gnädigen Fräuleins sehr aufgeregt war, schimpfte ihn Schurke und Betrüger. Dann rangen sie miteinander — ich reinigte gerade vor dem Fenster den Schlitten. Ungerufen hineineilen durfte ich

doch nicht, und der gnädige Herr bedurfte auch meiner Hilfe nicht, denn er war dem anderen mehr als doppelt gewachsen. Dann vernahm ich plötzlich einen gewaltigen Krach, und sah Feuerschein, sie waren beim Ringen wahrscheinlich gegen den großen eisernen Säulenofen gefallen, den der gnädige Herr immer recht rotglühend haben wollte, und der Ofen muß infolge des Anpralls wohl umgefallen sein. Erschreckt lief ich ins Haus zur Thür des Arbeitszimmers, aber sie war fest verriegelt, und drinnen herrschte noch immer ein Höllenspektakel. Niemand öffnete. Ich hörte, wie Benjamin Ljubow um Hilfe rief. Dann lief ich wieder hinaus. Im Zimmer brannte es lichterloh, und als ich ein Fenster einschlug, um hineinzusteigen, schlugen mir schon die Flammen entgegen. Ich war wie erstarrt und sah nur noch, wie der gnädige Herr den anderen vom Fenster in die Flammen zurückriß. Wie gesagt, in fünf Minuten stand das ganze Haus in Flammen, und ich selbst mußte zurückweichen, weil die Hitze unerträglich war. Nun sind sie alle hin!"

Der Alte blickte angstvoll nach der sinkenden Glut, um welche zahlreiche Menschen mit Löschversuchen vergeblich beschäftigt waren.

„Diese alten Holzhäuser brennen wie Zunder," bemerkte der Adjunkt. „Einmal in Flammen, sind sie rettungslos verloren."

„Du sagst, das gnädige Fräulein sei gestern vormittag plötzlich abgereist," examinierte der Prokurator den alten Kutscher weiter, während seine Stimme merklich zitterte. „War denn etwas vorgefallen, das die schnelle Abreise des Fräuleins veranlaßte? Die Leiche war doch im Hause und sollte doch jedenfalls in diesen Tagen beerdigt werden, da reist man doch nicht so ohne weiteres fort."

Der Alte blickte scheu auf.

„Nun?"

„Ein Grund muß wohl gewesen sein,“ kam es zögernd über Pawels Lippen.

„Rede,“ fuhr der Prokurator ihn an, „und wage nicht, die geringste Kleinigkeit zu verheimlichen, sonst ist dir Sibirien gewiß!“

„Euer Hochwohlgeboren, ich werde alles sagen, was ich weiß. Ich war gerade in den Salon eingetreten, um mir Instruktionen wegen des Doktors zu holen, den ich aus Grjasowetz holen sollte. Da sah ich im nebenliegenden Speisezimmer das gnädige Fräulein und den Herrn Major stehen, sie bemerkten mich nicht. Und das gnädige Fräulein hob plötzlich die Hand empor und rief mit lauter Stimme dem gnädigen Herrn zu: „Vater, du hast ihn getötet!“ Der rührte sich anfangs nicht, als wenn er versteinert wäre, und war kreidebleich geworden. Dann schwankte er wortlos hinaus. Als das gnädige Fräulein meine Anwesenheit bemerkt hatte, gebot sie mir zu schweigen. Dann befahl sie mir, sofort den Schlitten anzuspannen und sie nach Grjasowetz zur Bahn zu fahren. Sie nahm nur wenig Gepäck mit. Abschied hat sie von niemand genommen, nur von der Toten. Während der Fahrt hat sie unaufhörlich geweint, daß es mir selbst ganz weich ums Herz wurde.“

Der Alte wischte sich die Thränen aus den Augen.

Auch der Prokurator und der Richter waren tief erschüttert.

„Ich glaube, daß unsere Thätigkeit bald beendet ist,“ nahm der Richter das Wort. „Der Major ist der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Gott sei seiner Seele gnädig! Und Milica Petrowna ruhe in Frieden!“

Der Prokurator rang nach Fassung. „Fedor Iwanowitsch,“ preßte er mit Mühe hervor, „ich beantrage, auch noch den Muschik Kyrill Wlamirowitsch zu vernehmen. Er scheint von dem Verbrechen — denn ein solches ist

unzweifelhaft an Stepan Kusmin begangen worden — mehr zu wissen als der Kutscher und alle die anderen Bediensteten des Gutes. In seinem Besitz ist eine Pelzmütze Stepan Kusmins gefunden worden, und wir haben ihn vor wenigen Tagen bei der Fahrt durch den Wald in einer sehr eigentümlichen Situation angetroffen."

„Kyrill Wlamirowitsch liegt in den letzten Zügen, Euer Hochwohlgeboren," wagte der alte Kutscher zu bemerken. „Er befindet sich in seiner Hütte. Die traurige Geschichte mit Ihrer Hochwohlgeboren Milica Petrowna hat ihm den Rest gegeben. Heute morgen war schon der Pope bei ihm."

„Führe uns zu ihm!" befahl der Richter.

Die Herren wandten der rauchenden Brandstätte den Rücken und schritten durch die Menschen und das ängstlich blökende Vieh dem Dorfe zu.

Der Prokurator ging wie im Traume dahin. Die dunkle Nacht verbarg den Ausdruck der tiefen Qual, der sich in seinen Zügen ausprägte. Er schaute zum Himmel empor, an dem unzählige Sterne glänzten, aber kalt und mitleidlos blickten sie auf ihn herab. Seine Hand preßte sich auf das klopfende Herz, das ihn schmerzte, und dieses Herz sehnte sich nach einem befreundeten, das Trost und Hoffnung spendete. Und ein solches Herz war für ihn nicht da. „Nadeschda!" flüsterte er leise vor sich hin, und mit siegender Gewalt stieg wieder das Bild des Mädchens von Kadnikow vor ihm auf, das er nicht allein liebte, sondern auch ehrte und schätzte wegen seines starken und großen Charakters. Dieses Mädchen — für ihn war es auf immer verloren. In seine Augen stahlen sich Thränen.

„Hier ist die Hütte," unterbrach Pawel das Schweigen.

Sie traten ein. Spärlich leuchtete in dem engen Raum die Laterne.

Der Muschik lag stöhnend auf seinem Lager. Scheu

blickte er nach den vielen Menschen. Er erkannte den Prokurator und den Richter und mochte ahnen, was man von ihm wollte.

„Rede,“ sagte der Richter, unmittelbar auf das Ziel los steuernd, „wie war es mit der Geschichte im Walde? Du bist dabei gewesen — also rede! Wo ist der Fremde, der bei dem Herrn Major zu Gast war, Stepan Kusmin, von dem du die Pelzmütze hast?“

Kyrill Wlamirowitsch zauderte — das Reden wurde ihm schwer.

„Warst du dabei? Ja oder nein!“

„Ja, Euer Hochwohlgeboren,“ kam es langsam von seinen Lippen.

„Und du hast mitgeholfen, nicht wahr?“

Das halb erloschene Auge des Greises flammte auf. „Nein,“ sagte er fest, „ein Mann wie ich ist kein Mörder.“

„So sage, was du weißt,“ drängte der Richter. „Wir glauben dir. Erleichtere deine Brust von dem schweren Geheimnis, das sie drückt.“

Und stockend und langsam begann Kyrill Wlamirowitsch zu erzählen: „Ich wollte nach Grjasowetz und hatte schon den Waldweg erreicht, als ich nochmals ins Dorf zurückkehrte, um meinen vergessenen Stab zu holen. Das hielt mich auf, und so kam es, daß ich erst in der Dunkelheit den Weg nach Grjasowetz einzuschlagen vermochte. Etwa zehn Werst war ich gewandert, da hörte ich hinter mir Geläut. Ich trat zur Seite, und wenige Augenblicke später schoß auch schon ein Schlitten an mir vorüber. Es war jener des gnädigen Herrn, der ihn selbst lenkte. Weder der gnädige Herr noch der Fremde, der hinter ihm saß, hatten mich bemerkt. Zu meiner Ueberraschung hielt der Schlitten kaum hundert Schritte von meinem Standort still, es war an jener Stelle, wo in nächster Nähe der Kurgan emporragt. Der gnädige Herr sprang in den

Schnee. Ich hörte ihn deutlich sagen: „Helfen Sie, Stepan Kusmin, wir sind festgefahren und müssen den Schlitten zur Seite schieben. Dann sprang, wie ich beim scharfen Schein der Schlittenlaterne erkennen konnte, auch der andere Herr in den Schnee und stemmte die Schulter gegen die Kufe. Da — ich fuhr wie erstarrt zusammen — blitzte es auf, ein Schuß krachte, und der Fremde stürzte zusammen. Und nochmals ein Aufblitzen und ein zweiter Schuß! Vor Schreck konnte ich mich nicht rühren. Ich sah, wie der gnädige Herr die aufbäumenden Pferde zügelte, dann sich eine Weile über den Gefallenen beugte und ihn nun unter die Arme griff und seitlich in den Wald schleifte. Wenige Augenblicke später kam der gnädige Herr wieder zum Vorschein, schwang sich auf den Schlitten und jagte pfeilschnell in der Richtung auf Grjasowetz davon. Anfänglich getraute ich mich nicht von der Stelle, aber ich dachte, vielleicht ist Hilfe notwendig, und ich drang in den Wald, wohin die Spur führte, und fand halb verdeckt unter dem Schnee einen Sterbenden. Mit Mühe und Not schleppte ich den Fremden zum Kurgan hin. Hier ist er nach wenigen Minuten in meinen Armen verschieden. Noch kurz zuvor schlug er die Augen auf, sah mich an und murmelte leise: „Das ist der Dank." Die Wölfe kamen alsdann herbei und haben mich belagert, bis ich am Nachmittag des nächsten Tages durch die Vorbeifahrt der Herren gerettet wurde. Die Pelzmütze des Toten nahm ich mit, weil ich mir dachte, das Geschriebene, das darinnen steht und das du nicht lesen kannst, ist vielleicht von Wichtigkeit."

Der Alte schwieg erschöpft.

Lautlos hatte man ihm zugehört. In aller Mienen prägte sich Entsetzen aus.

„Warum hast du nicht sofort Anzeige gemacht?" fragte nach einer Pause der Richter.

„Nun, Ihrer Hochwohlgeboren Milica Petrowna und dem Popen habe ich mein Erlebnis gebeichtet,“ kam es leise von den Lippen des Sammlers, „aber Anzeige machen bei Gericht habe ich nach reiflicher Ueberlegung nicht gewollt.“

„Und warum nicht?“

„Weil der Mörder“ — er stockte — „unser gnädiger Herr war!“

Tief erschüttert verließen die Herren den ärmlichen Raum.

„Bleibt nur noch,“ sagte der Richter im Dorfkrug zum Prokurator, „die Vernehmung Nadeschda Wassiljewnas übrig.“

Nikolai Alexandrowitsch schoß das Blut zu Kopf. Wie gern hätte er der Schwergeprüften diese fürchterliche Pein erspart. Aber er wußte, daß die Forderung des Richters berechtigt war. Was war zu machen? Er überlegte und fand keinen Ausweg. Sein Amt drückte ihn in diesem Augenblick wie eine zerschmetternde Last, unter der er zusammenzubrechen drohte, und der Sitz eines Oberprokurators im dirigierenden Senat zu St. Petersburg erschien ihm wie ein Hohn auf alle Menschlichkeit.

Er griff in seine Brusttasche und holte einen kleinen Brief hervor.

„Lesen Sie,“ sagte er dumpf zum Richter. „Nadeschda Wassiljewna sollte mein Weib werden. Ich liebe sie und war ihrer Gegenliebe gewiß.“

Fedor Iwanowitsch hob die Augen empor und schaute sein Gegenüber sinnend an. „Ich habe es mir gedacht,“ sagte er einfach. Dann nahm er den Brief und las ihn. „Und trotz Ihrer nahen Beziehungen zu Nadeschda Wassiljewna haben Sie die Anklage gegen den Major erhoben?“ kam es langsam von seinen Lippen, während er den Prokurator noch immer scharf fixierte.

„Ich mußte," gab Nikolai Alexandrowitsch leise zurück, „denn das gekränkte Recht kennt keine Schonung, und ich bin sein Vertreter. Aber nun, Fedor Iwanowitsch, lege ich dieses Amt nieder. Thun Sie Ihre Pflicht — ich mache nicht mehr mit!"

Nachdenklich schaute der Richter vor sich hin, dann ergriff er des Prokurators Hand. „Ich achte und ehre Sie, Nikolai Alexandrowitsch, denn Ihr Verhalten ist vorwurfslos gewesen," sprach er herzlich. „Und doch bin ich bei diesem Falle fast schwankend geworden in der Meinung, ob man die Liebe so ohne weiteres dem Pflichtgefühl opfern darf. Auf die Vernehmung Nadeschda Wassiljewnas will ich verzichten, denn die That ist völlig klargestellt. Ohne Mitwissen seiner Angehörigen hat der Major den Mord an dem Galitscher Kaufmann begangen, um sich des Prämienloses und des darauf gefallenen Gewinns zu bemächtigen. Ich denke, das heilige Recht ist durch eine höhere Gewalt versöhnt worden, und wir können uns nun, nachdem das gewaltige Schicksal strafend eingegriffen hat, nicht mehr anmaßen, nichtigen Formalismus zu treiben und eine junge Dame, die schon schwer genug leidet, mit peinlichen Vernehmungen zu behelligen. Wir schließen die Untersuchung hiermit ab."

Ein dankerfüllter Blick des Prokurators war die Antwort.

5.

Die Ereignisse in Kadnikow lieferten den Gesprächsstoff für das ganze Gouvernement. Es gab Leute, welche das Geschehene beklagten, und wieder andere, welche im Hinblick auf die Tragödie mit befriedigter Miene das Sprichwort citierten: „Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht." Die meisten erklärten mit selbstbewußter, kluger Miene, daß sie den schlimmen Ausgang der tollen

Wirtschaft des Majors vorausgesehen hätten, und insbesondere waren diese Fernseher unter denjenigen zu finden, welche die Spielfreuden des Gutsherrn von Kadnikow redlich geteilt hatten. Zu ihnen gehörte auch der Leutnant Gregor Sasonow in Wologda. Was er nicht alles von den Spielkünsten des Majors zu erzählen wußte — ein größerer Falschspieler als Wassil Petrowitsch war nach seiner Behauptung nirgends in der Welt zu finden gewesen, und bei alledem habe man ihn niemals fassen können.

„Ja, ja," schloß der Leutnant elegisch, „der edle Major hat mir schweres Geld abgenommen."

„Dann wundert mich nur," sagte der Richter trocken, „daß Sie mit dem Manne, den Sie als Lump erkannt hatten, noch weiter spielten."

Die umhersitzenden Klubmitglieder lächelten, der Leutnant aber biß sich wütend auf die Zähne. „Diese Frechheit!" dachte er. Und laut entgegnete er: „Nun, ich habe nicht des Gewinnes oder der zweifelhaften Gesellschaft wegen mit dem Kadnikower gespielt, sondern in der Absicht, ihn zu entlarven. Uebrigens war auch die Tochter da. Um der hübschen Tochter willen, die jeden so verführerisch und verheißungsvoll anlächelte, sah man dem Vater schon etwas nach. Wo sich das Mädel nur herumtreiben mag?"

Hinten in der Fensterecke wurde ein Stuhl gerückt, eine hohe Gestalt erhob sich. Es war der Prokurator Nikolai Alexandrowitsch Nowikow. Langsam und mit schweren Schritten trat er an den Tisch heran, seine Augen durchbohrend auf den Sprecher richtend.

„Gregor Konstantinowitsch," sagte er ruhig, „wer die Ehre einer unbescholtenen Dame angreift, ist ein Schuft, und wenn Sie noch ein einziges schlechtes Wort über diese Dame reden, schlage ich Sie zu Boden."

Der Leutnant war leichenblaß geworden und griff nach seinem Säbel. Einige Herren fielen ihm in den Arm.

Drohend stand der Prokurator vor ihm, im Gesicht eiserne Energie.

„Sie werden mir Genugthuung geben!“ keuchte der Leutnant.

„Das werde ich mir überlegen,“ entgegnete kalt Nikolai Alexandrowitsch.

„Und Sie werden widerrufen!“ brüllte Gregor Sasonow.

„Ihnen gegenüber? — Nie!“ Ein Zug unendlicher Verachtung glitt bei diesen wenigen Worten über des Prokurators Gesicht.

„Ich werde Sie niederschießen wie einen tollen Hund,“ schäumte der Offizier in maßloser Wut, während er sich bemühte, auf seinen Gegner los zu stürzen. Aber dieser wandte sich mit eisiger Geringschätzung von ihm ab.

Beruhigende Worte wurden von seiten der Unbeteiligten geredet, um den Frieden des Klubs zu wahren und einen öffentlichen Skandal zu verhindern. Nur allmählich gelang es, den Leutnant zur Vernunft zu bringen und von irgend welchen Angriffen abzuhalten, der Prokurator aber, zu dem sich der Richter gesellt hatte, nahm fernerhin von der Gruppe am benachbarten Tisch keine Notiz und vertiefte sich, als sei nichts von Bedeutung vorgefallen, in eine Zeitung.

„Nikolai Alexandrowitsch,“ sagte leise nach einer Weile der Richter, „nach der moralischen Niederlage des wilden Kriegsmannes können wir getrost unsere Penaten aufsuchen.“

Und beide Herren schritten zum Klublokal hinaus.

„Haben Sie einen Zeugen notwendig,“ sprach draußen ernst und feierlich Fedor Iwanowitsch, „so stehe ich zur Verfügung.“

„Das Opfer ist zu groß," lächelte der Prokurator, indem er warm des Richters Hand drückte, „Sie sind wie ich Vertreter des Gesetzes und zudem verheiratet. Sollte es zu einem Duell kommen, so werde ich den Ingenieur und den Doktor wählen."

„Wie Sie wollen," entgegnete Fedor Iwanowitsch, „jedenfalls können Sie in jeder Lebenslage auf mich zählen."

Und nach herzlichem Gruß schritt er seinem Hause zu.

— — — — — — — — — — — —

Nikolai Alexandrowitsch hatte sein Abschiedsgesuch eingereicht und wartete mit Ungeduld auf den Moment der Uebergabe seines Amtes an einen Nachfolger. Woche um Woche war schon dahingegangen, und noch immer stand der Bescheid der vorgesetzten Behörde aus. Jetzt trat zu seinen Sorgen noch die leidige Duellgeschichte. Daß der Leutnant ihm einen Kartellträger senden werde, hatte er erwartet, aber die Forderung unter den vorliegenden Verhältnissen bedingungslos anzunehmen, erschien ihm als eine Frivolität: er, der als Hüter des Rechts bestellt war und als solcher die Heilighaltung der übernommenen Pflichten mit einem Eide bekräftigt hatte, sollte nun gegen das Recht freveln und den geleisteten Eid brechen? Eine solche Kollision mit seiner Pflicht durfte ebensowenig stattfinden wie damals, als er sich zur Anklage gegen den Major entschlossen hatte. Solange er im Amte sei, war seine Antwort an den Kartellträger gewesen, werde er sich unter keinen Umständen schlagen.

Selbst diese Antwort hatte ihm Ueberwindung gekostet, und nun reute sie ihn sogar, denn sie dünkte ihm eine Inkonsequenz der schlimmsten Art. Das Gesetz hatte den Zweikampf verboten, und diesem Gesetz zu gehorchen war er nicht allein als Prokurator, sondern auch als freier Bürger verpflichtet, andernfalls würde sich die seltsame

Voraussetzung einer besonderen Moral für jeden Lebensberuf ergeben und hiermit der Gesetzlosigkeit Thür und Thor geöffnet sein.

Sinnend schritt Nikolai Alexandrowitsch in seinem Zimmer auf und ab. „Solchen Widersinn mache ich nicht mit,“ gelobte er sich, „mag mich auch die ganze Gesellschaft der Feigheit zeihen.“ Und um keinen Zweifel an seinen Absichten aufkommen zu lassen, setzte er sich an den Schreibtisch und richtete an den Kartellträger einige Zeilen, in denen er betonte, daß er auch nach der Niederlegung seines Amtes sich nicht schlagen werde.

Wie befreit von langem Druck atmete er auf, und in seinen Zügen spiegelte sich die Befriedigung über den gefaßten Beschluß wider. —

„Ich habe es mir gedacht,“ sagte höhnisch Gregor Sasonow, als er die Mitteilung von der Weigerung des Prokurators empfangen hatte. „Er will sich drücken — die Courage fehlt ihm, aber ich werde ihn schon zwingen, mir Genugthuung zu geben.“

Leuchtender Sonnenschein lachte in das Arbeitsgemach Nikolai Alexandrowitschs hinein und mahnte an den nahenden Frühling. Und die hellen Strahlen fanden auch ihren Weg zum Herzen des rüstig schaffenden Mannes, der, bei der Erledigung von Amtsgeschäften begriffen, zum erstenmal seit langer Zeit wieder freudiger gestimmt war. Die Bewilligung des Abschiedsgesuches war eingetroffen, in Gnaden sollte er binnen weniger Wochen aus seinem Amte entlassen werden, und dann stand seiner Absicht, sich als Advokat in Petersburg niederzulassen, nichts mehr im Wege. Nikolai Alexandrowitsch atmete ordentlich auf vor Freude über die Freiheit, die ihm winkte. Er fühlte, zum Prokurator war er nicht geschaffen; Pflicht und Leidenschaft führten in seiner Natur einen beständigen

Kampf, und wer weiß, ob jene immer siegreich geblieben wäre.

Unwillkürlich dachte er dann an Nadeschda Wassiljewna. Wo sie jetzt sein mochte? Seit der Katastrophe in Kadnikow war sie spurlos verschwunden.

Er legte die Feder hin und fuhr sich über die Augen. Seine Phantasie malte sich ein schönes, goldiges Bild aus: ein frohes Wiedersehen zwischen ihm und der Geliebten, weitab von Wologda, vielleicht in Petersburg oder noch weiter, wo keine zischelnden Laute des Klatsches und der Mißgunst ans Ohr dringen, wo die Bahn frei liegt und die Kräfte sich ungehindert zu neuer aufbauender Arbeit regen können. Liebte er Nadeschda Wassiljewna wirklich noch? Ja, mehr wie je. Sie war in allen diesen trüben Tagen der helle Stern gewesen, der ihm geleuchtet. Und immerdar sollte sie dieser Stern bleiben.

Draußen klopfte es — laut und energisch.

„Herein!" rief der Prokurator, indem er sich unwillig über die Störung zur Thür wandte.

Und auf der Schwelle erschien — Gregor Sasonow.

Der Leutnant schloß sorgfältig die Thür ab und steckte den Schlüssel zu sich.

„Was soll das? Was wollen Sie?" herrschte ihn der Prokurator an, indem er aufsprang.

Höhnisch schaute der Eindringling auf ihn hin. „Die Genugthuung will ich mir holen, die Sie mir bisher verweigert haben. Wollen Sie versprechen, öffentliche Abbitte zu leisten? Ja oder nein!"

Ueber Nikolai Alexandrowitschs Gesicht huschte wieder jene schneidende Verachtung, die den Leutnant schon einmal im Klub zur höchsten Wut gereizt hatte. „Nein!" kam es hart und kalt von den Lippen des Prokurators. „Im Gegenteil, ich wiederhole nochmals: der ist ein Schuft, der die Ehre einer unbescholtenen Dame be-

schmutzt. Und nun entfernen Sie sich — augenblicklich, sonst —"

„Also Sie wollen nicht?" schrie Gregor Sasonow, während er mit den Händen in die Taschen seines Paletots fuhr und zwei Revolver hervorzog, von denen er den einen auf den Tisch warf. „Sie wollen nicht? — Aber ich will! Nehmen Sie und verteidigen Sie sich!"

Er wies mit der Hand nach dem Revolver, der auf dem Tische lag.

„Nein," wiederholte der Prokurator, der ruhig und stolz dastand. „Ihnen weise ich nur die Thür."

„Elender Feigling — dann nieder mit dir!"

Gregor Sasonows Hand hob sich — sie hielt den Revolver — ein Schuß krachte — der Prokurator faßte nach der Brust, er wankte und brach zusammen.

Um Nikolai Alexandrowitschs blasses Antlitz wob die Sonne goldigen Schein.

— — — — — — — — — — — —

„Wie steht's, Doktor?" fragte der Richter.

Der Angeredete zuckte mit den Achseln. „Vorläufig läßt sich nichts Hoffnungsvolles sagen. Die Kugel steckt noch immer in der Brust. Ein Wunder, daß er überhaupt mit dem Leben davongekommen ist."

„Die Geschichte macht ungeheures Aufsehen," warf der Ingenieur ein. „Alle Zeitungen bringen spaltenlange Berichte, selbst die Petersburger Blätter wissen nicht genug Details zu erzählen."

„Wundert mich nicht," meinte der Richter trocken, „solche Geschichten sind gerade für Zeitungen feinste Delikatessen. Nur gut, daß Nikolai Alexandrowitsch das, was über ihn zusammengelogen wird, nicht zu lesen braucht."

„Was ihm nützen könnte, weiß ich," sprach der Doktor. „Ein guter Genius vollbringt in solcher Krankheit Wunder, und für ihn wäre dieser Genius — Nadeschda Wassiljewna!"

Ueber das Gesicht des Richters flog ein unmerkliches Lächeln, und stumm nickte er mehreremal mit dem Kopf.

„Eine treue und aufopfernde Pflegerin," fuhr der Doktor fort, „wirkt wie ein mildernder Balsam, und zumal eine solche, die dem Herzen eines Kranken nahe steht."

Und wieder nickte der Richter beistimmend mit dem würdigen Haupte, während der Ingenieur seiner Zustimmung lebhaft in Worten Ausdruck gab.

Der Doktor erhob sich. „Auf Wiedersehen, meine Herren! Ich muß nach unserem Kranken sehen."

Auch der Ingenieur und der Adjunkt verabschiedeten sich.

Nur Fedor Iwanowitsch war zurückgeblieben. Bedächtig griff er in seine Brusttasche, holte ein zusammengefaltetes Depeschenformular hervor, entfaltete es und las den Inhalt, den er seit dem Eintreffen des Telegramms schon mindestens zwanzigmal gelesen hatte. „Es stimmt — also übermorgen trifft sie von Petersburg ein," murmelte er vor sich hin. „Das ist der Dank — wie himmelweit ist er verschieden von dem, den der Alte dem armen Kusmin erwiesen hat. An der Welt zu verzweifeln, hat man sicherlich noch keinen Anlaß."

Und mit zufriedener Miene las der Richter das Telegramm nochmals durch.

— — — — — — — — — — — —

Die treue, aufopfernde Pflegerin — der Doktor hatte recht gehabt — sie bewirkte Wunder. Wie eine beseligende Kraft übertrug es sich von Nadeschda Wassiljewna auf den Schwerverwundeten, der da stumm auf seinem Lager lag und wie im Nebel auf ein liebes, schönes Antlitz sah, das sich zärtlich über ihn beugte. Er erkannte sie erst allmählich, und dann strömte es wie neues Leben durch seine Glieder, ein energisches Wollen durchbebte den Körper, die Freude am Dasein brach sich siegreich Bahn.

„Daß er gesund wird," rief der Doktor begeistert, „danken wir nur Ihnen, Nadeschda Wassiljewna."

Und der Richter, der dabei war, drückte ihr gerührt die tapfere, jetzt in banger Sorge zitternde Hand. —

„Es ist das Leben eine finstere Nacht," sprach Fedor Iwanowitsch, als er sich einige Jahre später bei seinem Freunde, dem Petersburger Advokaten Nikolai Alexandrowitsch Nowikow, zu Gast befand, „aber es ist gut so, denn uns wäre sonst das versöhnende Glück versagt, die leuchtenden Gestirne zu schauen."

Und er erhob sein Glas und verneigte sich huldigend vor der jungen Hausfrau Nadeschda Wassiljewna, aus deren Zügen ebenso wie aus jenen ihres Gatten ein stilles Glück redete.





Wallenstein in Eger.

Ein geschichtlicher Rückblick. Von Rudolf Felger.

Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

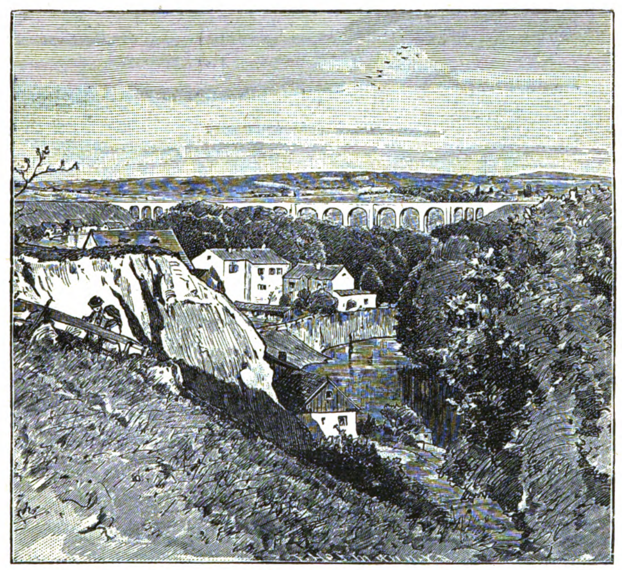
„Bis hieher, Friedland, und nicht weiter! sagt
Die Schicksalsgöttin. Aus der böhmischen Erde
Erhub sich dein bewundert' Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend,
Und hier an Böhmens Grenze muß es sinken!"

läßt Schiller den Obersten Butler in dem Hause des Bürgermeisters zu Eger ausrufen, wo Wallenstein sein letztes Quartier genommen hatte. Die Stadt Eger, ein Stammsitz echten Deutschtums in Böhmen und ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, lohnt schon aus dem Grund einen Besuch, um die Stätten aufzusuchen, die für den blutigen Ausgang des Friedländers und seiner ergebensten Anhänger den Schauplatz abgaben.

Die interessante alte und enggebaute Stadt, um die sich aber freundliche Vorstädte behaglich und sauber herumlegen, erhebt sich im nordwestlichen Böhmen auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Eger. Ehedem war sie die Hauptstadt eines eigenen Bezirks, des sogenannten Egerlandes, mit 129 Orten, das wie durch Geschichte, so auch durch Bevölkerung, Sprache und Sitte sich vom übrigen Lande unterschied. Noch heute wird im Egerlande so gut

wie ausschließlich deutsch gesprochen, und deutsches Wesen ist im Volkstum das unbedingt vorherrschende.

Friedrich Barbarossa erhob die Stadt Eger im Jahr 1179 zur Reichsstadt. 1270 brannte sie, damals im Besitz Ottokars II. von Böhmen, ganz ab. Nachdem schon König



Das Egerthal.

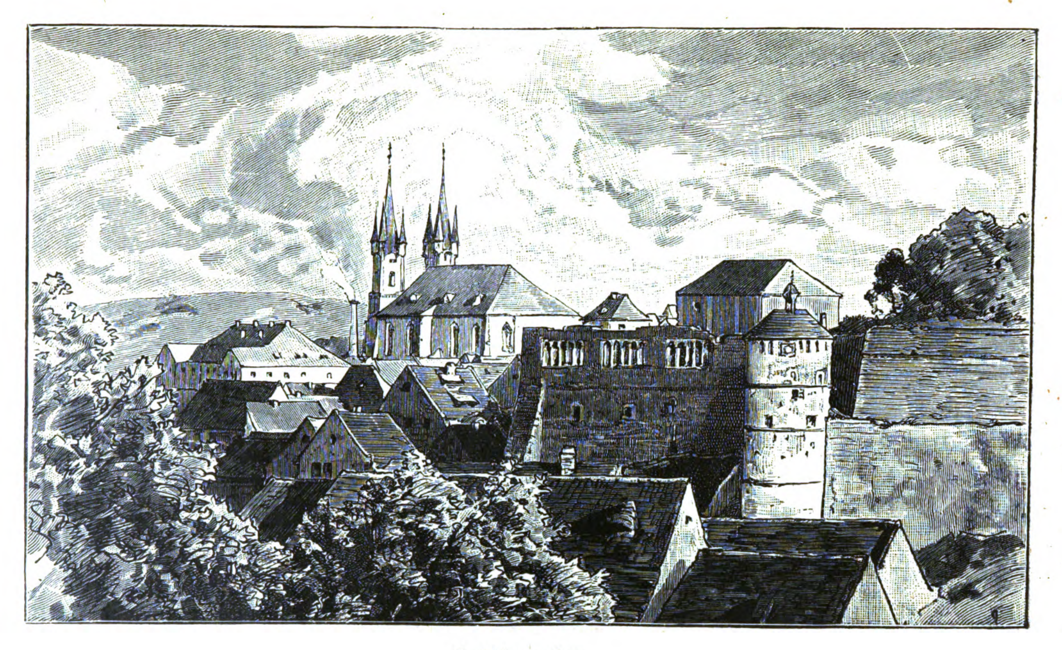
Adolf und nochmals Ludwig der Bayer sie 1322 an Böhmen verpfändet hatten, blieb sie böhmisch. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt erst 1631 und dann nochmals 1647 von den Schweden genommen. Im österreichischen Erbfolgekrieg eroberten sie die Franzosen unter Moritz von Sachsen am 19. April 1742, mußten sie aber bereits 1743 wieder an die Oesterreicher übergeben. Ihre Festungswerke sind im Jahre 1809 geschleift worden.

Der Bahnhof liegt etwa zehn Minuten vom Mittel-

punkte der Stadt entfernt, und es führen von ihm schöne breite Straßen nach dem großen, weiten Marktplatz, auf dem sich fast alle hervorragenden alten Profanbauten von Eger befinden. Kirchliche und weltliche Gebäude geben diesem alten Teile der Stadt vollkommen das Gepräge einer mittelalterlichen deutschen Stadt.

Von den schönen alten gotischen Kirchen ist die zu St. Niklas mit ihren beiden hochragenden Spitztürmen die bedeutendste. Breite Thoreinfahrten führen meist zu den ungemein tiefen Höfen der Häuser, in deren Innerem man Werkstätten und Geschäfte aller Art, aber auch Stätten des landwirtschaftlichen Betriebes findet. Eger liegt in einem weiten Ackerbaubezirk; jenseits der Eger haben sich einige Großbetriebe der Müllerei und Gerberei entwickelt, letztere wird aber auch in der Altstadt betrieben. Die beiden Hauptakte des blutigen Dramas vom 25. Februar 1634 haben sich in der alten Burg an der Nordwestseite der Stadt und im Bürgermeister- oder Stadthause am Markt abgespielt.

Am Abend des 24. Februar 1634, im sechzehnten Jahre des Dreißigjährigen Krieges, war es, als der Friedländer mit Kriegsgefolge in Eger einzog. Er weilte nicht zum erstenmal in der Stadt. Schon neun Jahre zuvor hatte Wallenstein als allmächtiger Generalissimus Kaiser Ferdinands II. die namhafte Stadt und Feste an der Grenze Bayerns und Ostfrankens zum Waffenplatze auserkoren gehabt. Vom 3. August bis zum 3. September 1625 blieb er dort, und der Unterhalt seiner Regimenter, sowie die Bewirtung des Allgewaltigen und seines Hofstaates legten dem Egerlande und der Stadtgemeinde schier unerschwingliche Lasten auf. Die von Wallenstein verlangte Ranzionierungssumme von 30,000 Reichsthalern wurde jedoch auf Verwendung des Generalkommissarius Aldringer wenigstens auf 7000 Gulden nebst Lieferung von 200 Zentnern Pulver ermäßigt.



Ansicht von Eger.

Fünf Jahre später war der Herzog wiederum in Eger. Im Mai 1630 blieb er einen Tag dort, um sich dann nach Memmingen zu begeben, wo ihm Werdenberg und Questenberg als kaiserliche Sendboten seine Entlassung als Armeeoberhaupt mitteilten, welche die Vertreter der Liga bei dem kurzsichtigen Reichsoberhaupt auf dem Kurfürstentag in Regensburg durchgesetzt hatten. Ueber Eger begab sich der Friedländer im August heimwärts nach seiner fürstlichen Residenz Gitschin, grollend, aber fest überzeugt, daß er noch nicht am Ende seiner Laufbahn angelangt sei. Die Sterne hatten ihm ja verkündet, daß eine Zeit kommen werde, ihn zu rächen und ihn noch gewaltiger zu machen, als er vorher gewesen.

Schon zwei Jahre später sollten seine Hoffnungen sich erfüllen, nachdem inzwischen Gustav Adolf auf deutschem Boden erschienen war und mit seinem schwedischen Heere einen glänzenden Siegeszug angetreten hatte. Als einzigen Retter in der Not berief Ferdinand II. Wallenstein aufs neue, und im April 1632 kam der Abschluß zu stande, der ihm den Oberbefehl unter Zugeständnissen übertrug, wie sie weder vor noch nach dem Friedländer je einem kaiserlichen Heerführer bewilligt wurden. Am 26. Juni traf Wallenstein an der Spitze seines neugeworbenen Heeres abermals in Eger ein. Nach zwei Tagen zog er, mit den Bayern vereinigt, weiter, den Nürnberger Kämpfen mit Gustav Adolf entgegen. Sein Stern war noch im Steigen, aber er neigte sich während des folgenden Jahres dem Untergange zu und war dicht am Erlöschen, als der Herzog zum fünftenmal in Egers feste Mauern einzog.

Als der Konflikt mit Wien in voller Schärfe entbrannt war, ließ Wallenstein im Januar 1634 in seinem Hauptquartier zu Pilsen die Kunde unter dem Heere verbreiten, daß die Umtriebe seiner Gegner ihn zur Niederlegung des Kommandos nötigten. Als nun seine Obersten

ihn dringend baten, diesen Entschluß nicht auszuführen, ließ er sie am 12. Januar einen Revers unterschreiben, worin sie sich zum Ausharren in seinem Dienste verpflichteten, auch wenn er vom Kaiser entlassen werden sollte. Diese Entlassung erfolgte nun thatsächlich am 24. Januar, nachdem man in der Wiener Hofburg Kunde von Wallen-



Gerbereien an der Eger.

steins militärisch-politischen Verhandlungen mit Kursachsen einerseits und den noch bedrohlicher erscheinenden mit Frankreich und Schweden andererseits erhalten hatte. Die Absetzungsurkunde wurde jedoch zunächst geheimgehalten und nur den verläßlichen Führern der kaiserlichen Sache im Heere mitgeteilt, die bereits der Sache des Kaisers ganz gewonnen waren, wie Piccolomini, Gallas und Colloredo.

Die kaiserliche Partei gewann bald mehr und mehr

Anhänger, so daß Wallenstein sich unsicher zu fühlen begann und seine Obersten durch einen zweiten Pilsener Revers vom 20. Februar sich verpflichtete, in dem er aber selbst ausdrücklich zusichern mußte, nichts gegen die Hoheit des Kaisers oder gegen die Religion zu unternehmen. Mittlerweile war jedoch bereits am 18. Februar von Ferdinand II. ein zweites, für die Oeffentlichkeit bestimmtes Patent unterzeichnet worden, worin der Kaiser den General als einen Verschwörer bezeichnete, ihn für abgesetzt erklärte und alle Offiziere des Gehorsams gegen ihn entband. Die Besatzung der böhmischen Landeshauptstadt Prag war die erste, die sich offen für den Kaiser erklärte und sich weigerte, weitere Befehle von Wallenstein entgegenzunehmen. Nun beschloß der Herzog, der seine Verhandlungen mit den gegnerischen Mächten nie hatte fallen lassen, nach Eger zu ziehen, um sich dort mit dem schwedischen Heer unter Bernhard von Weimar zu vereinigen.

Am 22. Februar verließ er Pilsen, begleitet von seinen treuesten Anhängern, Ilow, Terzka und Kinsky, und von einigen Reiterabteilungen. Wegen seines Gichtleidens wurde der mit dem Geschick Grollende und von bitterer Enttäuschung Gequälte in einer Sänfte getragen. Am Nachmittag jenes Tages stieß der Oberst Walther Butler, ein Irländer, mit seinem Dragonerregiment auf den Zug, dem er sich auf des Herzogs Befehl anschließen mußte. In Mies, wo man übernachtete, soll Wallenstein ihn, getrennt von seinen draußen lagernden Dragonern, samt den Regimentsfahnen bei sich im Städtchen interniert haben. Er ahnte nicht, daß er in dem Iren seinen Verderber selbst an seine Seite fesselte. Oberst Butler hatte nämlich bereits insgeheim an die Generale Gallas und Piccolomini die Meldung gelangen lassen, daß er den Friedländer lebend oder tot in des Kaisers Gewalt zu bringen beabsichtige. Ein Auftrag zu solchem Handeln war ihm

wohl von keiner Seite geworden, jedoch durfte er sicher sein, daß nach vollbrachter That des Kaisers Dank nicht



Hof im Stammhaus der Patrizier Schirndinger.

auf sich warten lassen werde. An der Seite dieses für ihn gefährlichsten Mannes zog der Friedländer am Vorabende des letzten Tages, den noch zu erleben ihm beschieden war, in Eger ein, dessen Kommandanten Gordon er für unbedingt zuverlässig und treu ergeben hielt.

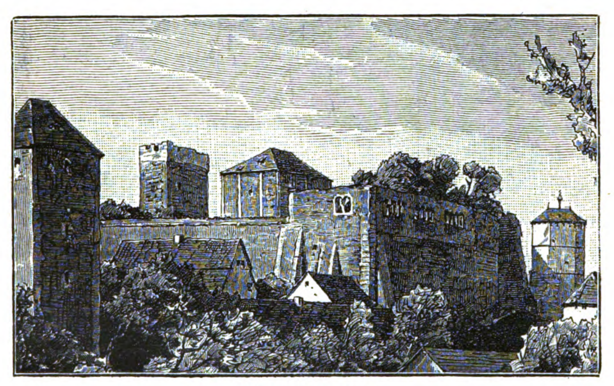
Butler trat nach der Ankunft in Eger sofort mit Gordon und seinem Oberstwachtmeister Leslie, die beide Schotten waren, in Verbindung und teilte ihnen den kaiserlichen Erlaß mit. Sie schwankten zwischen der Gefangennahme und der Ermor-

dung des Herzogs; da die erstere sich jedoch, weil man die Gesinnung der in Eger stehenden Truppen nicht kannte, als zu unsicher und gefährlich erwies, so wurde der Mord beschlossen. Zuerst sollten die Freunde Wallensteins, dann er selbst getötet werden. Die irländischen Dragoner Butlers, die nach der Anordnung des mißtrauischen Herzogs vor den Thoren der Stadt bleiben sollten, wurden am Abend des 25. Februar heimlich eingelassen und besetzten die Wachen.

Das Haus, in dem der Herzog abgestiegen war, liegt am Markte; es war ein der Familie Junckher-Pachhelbel gehöriges Patrizierhaus, das gegenwärtig als Stadthaus dient. Im ersten Stockwerk, welches das Wallensteinzimmer umschließt, befindet sich das sehenswerte Egerer Museum. Damals, als den Friedländer in jenem denkwürdigen Raume das Todesloos traf, war Bürgermeister der Stadt Paul Junckher, aus einer der ältesten und angesehensten Patrizierfamilien von Eger. Zu diesen ratsherrlichen Geschlechtern zählten auch die Schirndinger, deren interessantes Stammhaus gleichfalls am Marktplatze liegt. Dort befindet sich auch das mit einer steinernen Gedenktafel versehene Haus, in dem Schiller 1791 wohnte, um Studien zu seinem „Wallenstein“ zu machen.

Der erste Akt der geschichtlichen Tragödie, die dann das Drama unseres großen Dichters zum Gemeingut der ganzen gebildeten Welt gemacht hat, spielte sich auf der Burg von Eger ab, wohin an dem verhängnisvollen Abend Ilow, Terzka, Kinsky und der Rittmeister Neumann, der als des Herzogs Sekretär in alle seine politischen Geheimnisse eingeweiht war, als Gäste des Kommandanten Gordon geladen worden waren. Sie hatten gehofft, während des Mahles Gordon, Butler und Leslie für Wallensteins Pläne gewinnen zu können, und waren deshalb gern der Einladung gefolgt, die mit einem schaurigen Blutbade enden sollte.

Wenn der Besucher Egers links vom Markte abbiegt, so gelangt er in den nordwestlichen Winkel der Stadt, wo sich die immer mehr verfallenden Reste der alten kaiserlichen Burg auf felsiger Höhe erheben. Sie erinnert an alte deutsche Pfalzen und muß einst ein gewaltiger Bau gewesen sein. Ihr ältester Teil ist der aus dem 10. Jahrhundert stammende schwarze Turm, doch geschieht der Burg erst 1179 urkundliche Erwähnung, während die



Die Burg in Eger.

Stadt schon 1061 als ansehnlicher Ort bezeichnet wird. Friedrich der Rotbart ließ den stattlichsten Teil der Burg, den Saalbau, in Angriff nehmen, und mit diesem in unmittelbarer Verbindung erhebt sich südwärts die gleich dem Turme noch wohlerhaltene Doppelkapelle, aus deren, von vier mächtigen Säulen getragenem unteren Teile (von 1183) eine Steintreppe zur oberen Kapelle (von 1295) führt; letztere ist gotisch ausgeführt, während der untere Teil romanisch ist. Das eigentliche Burggebäude hat schon längst kein Dach mehr, die Decken sind eingesunken, und der Wind pfeift unaufgehalten durch die offenen Fensterhöhlen. Die Ueberreste des Bankettsaales, in dem die

Anhänger Wallensteins ihr Ende fanden, bestehen nur noch in wenigen erhaltenen Fensterbögen.

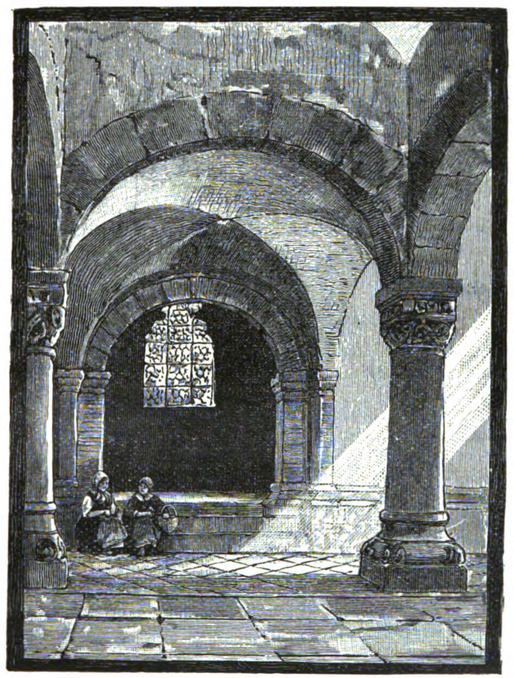
Sorglos schmausten am Abend des 25. Februar 1634 die Geladenen an der Seite ihrer Gastgeber, inzwischen begaben sich die von den Verschworenen gewonnenen Hauptleute Deveroux und Geraldino mit dreißig Butlerschen Dragonern in die Burg und besetzten geräuschlos die Thüren des Speisesaales. Außerdem wurde das Thor der Citadelle geschlossen, und die Zugbrücke aufgezogen. Nach acht Uhr rief man die Bedienten der fremden Gäste in ein entlegenes Gemach zu Tische, worin sie eingeschlossen wurden.

Dann drang plötzlich von der einen Seite Geraldino mit sechs Dragonern und gleichzeitig Deveroux von der anderen mit vierundzwanzig Mann in den Saal unter dem Rufe: „Es lebe das Haus Oesterreich! Wer ist gut kaiserlich?“ Butler, Gordon und Leslie sprangen auf, ergriffen die Lichter und zogen ihre Degen. Dann traten sie mit dem Rufe: „Vivat Ferdinandus!“ auf die Seite, um den Dragonern Platz zu machen.

Die Soldaten stürzten ungestüm den Tisch um und drangen ohne weiteres mit ihren Säbeln auf die Gäste ein. Kinsky war der erste, den das Geschick ereilte; dann wurde Ilow niedergehauen; Terzka verteidigte sich heldenmütig und wurde eine Zeitlang durch sein Koller von Elenshaut geschützt, endlich sank aber auch er unter der Menge der Streiche nieder. Neumann gelang es, verwundet in den Vorsaal zu entkommen; hier aber empfingen ihn die ausgestellten Wachen und hieben ihn, da er das Losungswort nicht anzugeben vermochte, gleichfalls nieder. Die eingesperrten Diener vernahmen das Geschrei ihrer überfallenen Gebieter und stiegen durch das Fenster, um ihnen getreulich Hilfe zu bringen; auch sie wurden niedergemacht. Der Speisesaal sah nach diesem Gemetzel wie

eine Schlachtbank aus; die Ueberreste der Speisen samt den Flaschen und Pokalen schwammen im Blute.

In der Stadt herrschte tiefe Ruhe, während dies sich oben auf der Burg ereignete. In dem Bürgermeisterhause hatte Wallenstein noch lange mit seinem Astrologen Seni



Unterer Teil der Doppelkapelle.

zusammen die himmlischen Zeichen beobachtet und danach Berechnungen angestellt. Dann entließ er seinen Getreuen, um sich schlafen zu legen.

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß;
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken!“

sind die letzten, zu dem Kammerdiener gesprochenen Worte, die Schiller seinem todgeweihten Helden in den Mund legt.

Es war gegen Mitternacht, als Leslie in aller Stille mit zwei Compagnien Butlerscher Dragoner, von der Citadelle kommend, die Straßen um den Markt besetzte. Er gebot der Hauptwache, sich ganz ruhig zu verhalten, was auch immer vorgehen möge, und begab sich dann wieder zu Butler zurück, um diesem zu melden, daß von den Vorgängen auf der Burg in der Stadt nichts bemerkt worden sei. Nun machte sich Butler mit Geraldino und Deveroux nebst einer Anzahl der entschlossensten Soldaten auf den Weg und ging gerade auf Wallensteins Quartier zu. Die Wachen ließen sie unbedenklich ein, worauf Butler die vordere, und Geraldino die hintere Thür des Bürgermeisterhauses besetzten.

Deveroux stieg mit sechs Mann die in den ersten Stock führende Treppe empor. Im Vorzimmer war ein Kammerdiener, der sie zurückhalten wollte, jedoch sofort niedergestoßen wurde. Ein zweiter flüchtete, indem er mit lauter Stimme: „Rebellen! Rebellen!“ schrie.

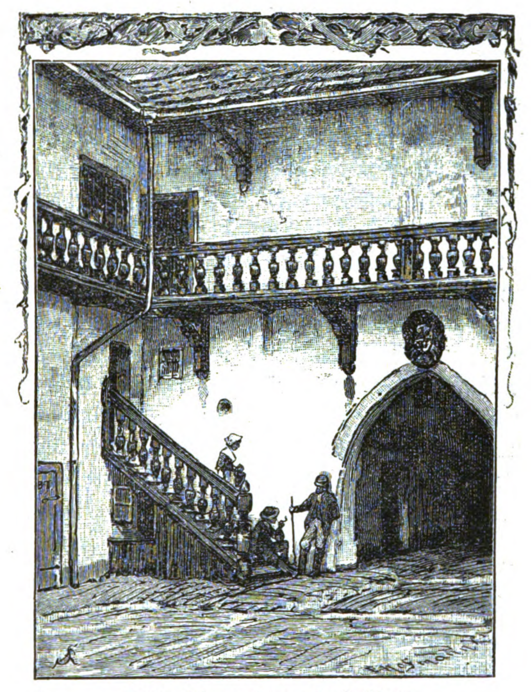
Durch diesen Lärm wurde der Herzog aus dem Schlafe geweckt. Er sprang im bloßen Hemde aus dem Bett und eilte zum Fenster, um die unten stehende Schildwache nach der Ursache des Lärmes zu fragen. In diesem Augenblick erbrachen die Dragoner die Thür, und Hauptmann Deveroux drang mit vorgehaltener Hellebarde ins Zimmer.

„Bist du der Schelm,“ schrie er Wallenstein entgegen, „der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!“

Ohne einen Laut von sich zu geben, empfing der Herzog den gegen seine Brust geführten Stoß der Hellebarde. Er stürzte zu Boden, und im nächsten Augenblick war der Mann verschieden, der noch kurz vorher Pläne in seinem

Haupte gewälzt hatte, die für das Schicksal ganzer Völker entscheidend werden konnten.

Den Leichnam wollte einer der Soldaten aus dem Fenster werfen, Deverour verhinderte das jedoch. Er



Hof im Bürgermeister- oder Stadthaus.

wickelte den noch nicht erkalteten Körper in eine vom Tisch genommene Decke und ließ ihn auf einem Wagen in die Burg zu den anderen Ermordeten bringen. Dort blieben die Leichen den ganzen folgenden Tag im Hofe liegen und wurden dann mit Ausnahme Neumanns, den man unter dem Galgen einscharrte, in Särgen auf Ilows

Güter gebracht. Des Herzogs Sarg war zu klein ausgefallen, und da der Leichnam inzwischen ganz steif geworden war, mußten ihm die Beine zerbrochen werden. Seine Witwe Isabella, eine geborene Gräfin Harrach, ließ ihn zwei Jahre nachher in der von ihm selbst bei Gitschin erbauten Kartause beisetzen. 1785 wurden des Friedländers Ueberreste nach seinem Schloß zu Münchengrätz gebracht, in dessen Kapelle nun zinnerne Särge sie und die Gebeine seiner ersten Gemahlin Lukretia v. Landeck einschließen.

Noch in der Mordnacht hatte sich Butler aller Papiere und Kostbarkeiten des Herzogs bemächtigt. Ueberall wurden auf seinen Befehl starke Wachen aufgestellt, und auch den nächsten Tag über blieb der Markt mit Soldaten und geladenen Kanonen besetzt. Die Vorsicht war jedoch unnötig gewesen, denn niemand in Eger unternahm einen Versuch, den Tod Wallensteins zu rächen. Darauf ließen Butler und Gordon das Geschehene in Eger und den benachbarten Garnisonen bekannt machen und zugleich alle Soldaten dem Hause Oesterreich nochmals Treue schwören. Oberstleutnant Leslie hatte sich noch in der Nacht vom 25. zum 26. Februar auf den Weg gemacht, um dem Grafen Gallas Meldung zu machen, der ihn sofort weiter zum Kaiser sandte.

Ferdinand II. soll durch die Kunde von dem gräßlichen Ende seines früheren Generalissimus bis zu Thränen gerührt worden sein. Er ließ seiner Witwe die Herrschaft Neuschloß in Schlesien als Witwensitz anbieten. Wallensteins einziges Kind, Maria Elisabeth (Schillers „Thekla"), vermählte sich später mit einem Grafen Kaunitz. Mit des Ermordeten übrigen Herrschaften, sowie mit Kinskys und Terzkas eingezogenen Besitzungen wurden diejenigen belohnt, die seinen Sturz bewirkt hatten. Den größten Teil der Wallensteinschen Güter, darunter die Herzogtümer Sagan und Glogau, behielt Ferdinand selbst. Gallas be-

kam die Herrschaft Friedland, Piccolomini Nachod und Aldringer Teplitz.

Wallensteins gewaltsamer Tod war eine Folge seiner Herrschsucht. Ueber die Frage seiner Schuld oder Unschuld ist von jeher ein erbitterter Meinungsstreit geführt worden, der noch kaum als endgültig entschieden gelten kann, obwohl die davon handelnden Schriften bereits eine ganze Bibliothek ausmachen. Wie man aber auch darüber denken mag, niemand wird ohne lebhafte Anteilnahme die Stätten in der Stadt Eger in Augenschein nehmen, wo einst das Blut der Wallensteinschen Generale und des großen Heerführers und politischen Intriganten geflossen ist,

„Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel."





Familie und Haus
nach dem Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von Lorenz Stüben.

❦

(Nachdruck verboten.)

V. Das eheliche Güterrecht.

Das B.G.B. kennt fünf verschiedene Systeme des ehelichen Güterrechtes, nach denen das Verhältnis der Ehegatten zu einander in vermögensrechtlicher Beziehung geregelt wird.

Wenn wir es also für die Folge immer noch mit so vielen Arten zu thun haben werden, so mag manchem dieser Zustand als ein wenig idealer vorkommen, da sich leicht der Gedanke aufdrängt: Warum nicht ein einziges, einheitliches Recht auch für die vermögensrechtlichen Verhältnisse zwischen Mann und Frau? Ja, man sollte doch meinen, das eine dieser Systeme, das der allgemeinen Gütergemeinschaft, müsse sich Geltung verschaffen, bei dem es heißt: Was einem gehört, gehört auch dem anderen; was jeder von ihnen schuldet, schulden die Eheleute gemeinsam. Aber die Entwickelung des ehelichen Güterrechtes in Deutschland zeigt, daß ein solcher Zustand, so ideal er auch sein mag, im B.G.B. nicht durchzuführen war.

In dem überwiegend größten Teil Deutschlands, bei

der weitaus bedeutendsten Anzahl von über hundert verschiedenen Güterrechten, wie sie bisher Geltung hatten, hat sich der Grundsatz der Verwaltung und Nutznießung des eingebrachten Gutes der Ehefrau durch den Mann Geltung verschafft und ist dermaßen in Fleisch und Blut der Bevölkerung übergegangen, daß die Bearbeiter des B.G.B. ihn nur einfach anzunehmen brauchten. Aber sie nahmen auch Bedacht darauf, das Vermögen der Frau vor den Folgen einer gewissenlosen Verwaltung und einem leichtsinnigen Manne gegenüber zu sichern. Allerdings kann die Frau, welche volles Vertrauen auf die Redlichkeit und Sorgfalt ihres Mannes setzt, die allgemeine Gütergemeinschaft mit ihrem Manne herbeiführen, so gut wie alle anderen Systeme des B.G.B., aber immer nur durch ausdrückliche Erklärung.

„Lieber Freund," so schreibt der Fabrikant Albert Wellmann an den Amtsrichter Doktor Hellfeld, „Du weißt, daß ich mich Ende nächsten Monats verheiraten will. Meine zukünftigen Schwiegereltern, meine Braut und ich haben den Wunsch, von sachverständiger Seite zu hören, ob der Abschluß eines Ehevertrages nötig und empfehlenswert ist, und welche Form für unsere Verhältnisse die zweckmäßigste sein würde. Willst Du mir den Gefallen thun und uns Deinen Rat erteilen? Bitte, bestimme einen Tag, an dem Du uns besuchen und uns einige Stunden opfern kannst."

Der Amtsrichter erklärt seine Bereitwilligkeit, und wir finden an einem Abend das Brautpaar und die Eltern der Braut, den Rentier Krull und Frau, in lebhafter Unterhaltung mit dem Juristen.

Nachdem Herr Krull erklärt hat, welche bare Mitgift er seiner Tochter geben und daß sie nach dem Tode der Eltern noch ein beträchtliches Kapital erben wird, beginnt Fräulein Krull:

„Ich selbst, Herr Amtsrichter, stehe auf dem Standpunkt, daß es für meinen Bräutigam und mich keinerlei Formalitäten bedarf. Ich habe unbedingtes Vertrauen zu Albert und bin bereit, ihm mein gesamtes zukünftiges Vermögen zu seiner freien Verfügung zu überlassen. Das hat Albert jedoch abgelehnt. Er will unter allen Umständen das, was ich in die Ehe mitbringe und was ich später noch einmal erhalte, für mich sicher stellen."

„Da hat er ganz recht," erwidert der Amtsrichter. „Ihr zukünftiger Gatte ist Fabrikant. Heute geht seine Fabrik; aber nehmen wir einmal an, die Artikel, die er fabriziert, werden von anderer Seite nach irgend einem anderen Verfahren plötzlich billiger hergestellt. Die Folge wird entweder sein, daß die Firma Albert Wellmann der Konkurrenz die Spitze bietet, indem sie mit ihren Preisen heruntergeht oder eine andere Art der Fabrikation anzuwenden versucht. Vielleicht müssen auch ganz andere Geschäftszweige aufgenommen werden. Je nachdem, ob das glückt oder fehlschlägt, wird ein Erfolg oder ein Mißerfolg eintreten. In letzterem Fall werden schwere Verluste entstehen. Dann wird es immer noch in Ihrem freien Willen liegen, Ihrem Mann so viel Geld aus Ihrem Vermögen bereit zu stellen, daß er sein Geschäft fortsetzen kann. Die Verhältnisse liegen dann aber vielleicht so, daß dies für ihn wie für Sie thöricht sein würde. Ich kann Ihnen also nur dringend raten, sich zu jeder Zeit das Verfügungsrecht über Ihr eingebrachtes Vermögen zu wahren. Ich schlage Ihnen vor, das gesetzliche Güterrecht des B.G.B., die sogenannte Verwaltungsgemeinschaft, für Ihre zukünftige Ehe Platz greifen zu lassen."

„Und wollen Sie die Güte haben, Herr Doktor," nimmt der Vater der Braut das Wort, „uns kurz auseinanderzusetzen, wie sich die Verhältnisse bezüglich des Vermögens meiner Tochter dann gestalten?"

„Gern. Das Vermögen der Eheleute bleibt voneinander getrennt. Das der Frau wird nach Paragraph 1363 durch die Eheschließung ohne weiteres der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen. Es haftet nicht für die Schulden des Mannes. Das Gleiche gilt für das Vermögen, welches der Frau während der Ehe zufließt, das sie also durch Erbschaft oder Schenkung erwirbt. Dies alles nennt man das eingebrachte Gut. Außerdem giebt es noch ein sogenanntes Vorbehaltsgut, nämlich solches Vermögen, das in einem Ehevertrage ausdrücklich als Vorbehaltsgut bezeichnet wird, oder solches, das die Frau durch den selbständigen Betrieb eines Geschäftes erwirbt. Ferner gehören zum Vorbehaltsgut die zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen, Kleider und Schmucksachen, auch wenn der Mann sie der Frau geschenkt hat. Endlich Vermögen, welches die Frau durch Erbschaft oder Schenkung erhält, wenn der, von dem die Erbschaft oder Schenkung ausgeht, ausdrücklich bestimmt hat, daß es Vorbehaltsgut werden soll. So könnten Sie, Herr Krull, letztwillig bestimmen, daß alles, was Ihre Tochter später von Ihnen erbt, Vorbehaltsgut werden soll. Anderenfalls würde es als eingebrachtes Gut in die Verwaltung und Nutznießung Ihres Schwiegersohnes übergehen. Diesem Vorbehaltsgut fließt auch zu, was durch ein Rechtsgeschäft erworben wird, das sich auf Vorbehaltsgut bezieht. Zinsen von Wertpapieren, die dazu gehören, haben wieder denselben Charakter; wenn die Frau ein Haus besitzt und eine Feuersbrunst zerstört es, so wird das Geld, welches die Versicherungsgesellschaft zahlt, wieder Vorbehaltsgut.

Das eingebrachte Gut und das Vorbehaltsgut werden ganz verschieden behandelt. Jeder der Ehegatten kann nach Paragraph 1372 verlangen, daß der Bestand des eingebrachten Gutes durch Aufnahme eines Verzeichnisses festgestellt wird. Der Mann hat das Recht, die zum

eingebrachten Gut gehörenden Sachen in Besitz zu nehmen; er muß es ordnungsmäßig verwalten und der Frau, wenn sie es verlangt, Auskunft über die Verwaltung erteilen."

„Lieber Herr Doktor," fällt hier der Schwiegervater ein, „da der Ehemann das Gut in Besitz nimmt, so kann er das bare Geld doch wohl auch in sein Geschäft nehmen. Er wird dann einfach Schuldner der Frau, nicht wahr?"

„Nein, das darf der Mann nicht. Er kann allerdings ohne Zustimmung der Frau über Geld und andere verbrauchbare Sachen der Frau verfügen, aber nur zum Zwecke der ordnungsmäßigen Verwaltung. Die Frau hat nicht hineinzureden, wenn der Mann die Verwaltung ordnungsgemäß führt. Das Geld aber muß er mündelsicher anlegen, soweit es nicht zu nötigen Ausgaben verwendet wird. Andere verbrauchbare Sachen, das heißt solche Sachen, die ihrer Natur nach zum Verbrauch bestimmt sind, wie Lebensmittel, oder zum Umsatz, wie Waren und Fabrikate, kann der Mann auch für sich veräußern oder verbrauchen, er wird aber persönlich Schuldner der Frau für den Wert und hat ihn, wenn Verwaltung und Nutznießung aufhören, zu ersetzen."

„Dann muß also der Mann auch die Zinsen und Nutzungen des eingebrachten Gutes an die Frau herausgeben?" fragt Herr Krull.

„Die Zinsen, Früchte und Nutzungen des eingebrachten Gutes gehen in das Eigentum des Mannes über. Das ist ein Beitrag, den die Ehefrau zu den Kosten des ehelichen Lebens leistet. Auch wenn die Zinsen des eingebrachten Gutes die Kosten des gesamten Aufwandes der Eheleute übersteigen, gehören sie dem Mann, der dafür seinerseits die Haushaltungskosten und die der Verwaltung des eingebrachten Gutes zu tragen hat."

„Wenn ich nun," wirft Herr Krull ein, „es vorziehe, meiner Tochter nicht bares Geld, sondern eines meiner

vier Häuser in die Ehe zu geben, dann würde der Ertrag desselben also dem Mann zufallen?"

„Ganz richtig, Herr Krull. Das heißt, wenn Sie das Haus nicht ausdrücklich als Vorbehaltsgut Ihrer Tochter bestimmen. Herr Wellmann würde das Haus, wenn es zum eingebrachten Gut gehört, verwalten; er würde Verträge abschließen, Kündigungen erlassen, die Mieten einziehen. Dagegen hätte er die Hypothekenzinsen zu zahlen, die Reparaturen und die Verwaltungskosten zu tragen, auch dann, wenn einmal infolge von Mietsausfällen ein Ueberschuß sich nicht ergeben sollte. Aber er darf das Grundstück nicht veräußern, wenn nicht die Frau ihre Zustimmung erteilt. Nehmen wir also an, Sie, Herr Krull, geben Ihrer Tochter eines Ihrer Häuser als Mitgift. Während der Ehe will Herr Wellmann das Grundstück mit einer Hypothek belasten, um das Geld in sein Geschäft zu nehmen. Nach beiden Richtungen hin ist hier die Zustimmung seiner Frau erforderlich. Der Mann wird, wenn diese Zustimmung erteilt ist, Schuldner der Frau, der er das Geld auf ihr Verlangen, ihr wie jedem anderen Gläubiger, vereinbarungsgemäß wieder zurückzuzahlen hat."

„Sie sprachen vorhin von Vorbehaltsgut, Herr Doktor. Ich möchte gern wissen, welche Rechte mein Zukünftiger daran hat?" fragt das Fräulein.

„Das Vorbehaltsgut untersteht allein Ihrer Verfügung. Sie haben es allein und gerade so zu verwalten, als ob Sie nicht verheiratet wären. Sie brauchen Ihren Mann nicht zu fragen, wie Sie es anlegen sollen, ob Sie Teile davon veräußern, ob Sie es selbst verbrauchen dürfen. Nur eines ist dabei zu bemerken. Wenn Ihr Gatte nicht schon aus den Nutzungen Ihres eingebrachten Gutes einen angemessenen Beitrag zu der Bestreitung des ehelichen Aufwandes bezieht, so würden Sie verpflichtet sein, aus den

Erträgnissen des Vorbehaltsgutes einen solchen zu leisten. Ueber das eingebrachte Gut dagegen dürfen Sie nur mit Genehmigung des Mannes verfügen; eine alleinige Verfügung Ihrerseits ist nach Paragraph 1398 unwirksam."

„Nun, lieber Freund," meint Wellmann, „ist es doch möglich, daß der Ehemann seine Pflichten bei der Verwaltung des eingebrachten Gutes vernachlässigt. Was geschieht dann? Kann die Frau sich davor auf irgend eine Weise schützen?"

„Natürlich. Dann kann die Frau die Hilfe des Gerichtes in Anspruch nehmen und von dem Mann Sicherheitsleistung verlangen. Allerdings liegt ihr dabei der Nachweis ob, daß durch das Verhalten des Mannes die Rechte der Frau in einer das eingebrachte Gut erheblich gefährdenden Weise verletzt worden seien (Paragraph 1391). Und unter derselben Voraussetzung kann die Frau auf Aufhebung der Verwaltung und Nutznießung klagen. Sie kann dies auch dann thun, wenn der Mann seine Verpflichtung, ihr und den Kindern Unterhalt zu gewähren, verletzt hat und für die Zukunft eine erhebliche Gefährdung des Unterhaltes zu besorgen ist, oder wenn der Mann entmündigt oder für ihn ein Pfleger bestellt ist. Auch der Konkurs über das Vermögen des Mannes führt die Beendigung der Verwaltung und Nutznießung herbei. In allen diesen Fällen tritt völlige Gütertrennung ein. Hier hat die Frau das Recht, über ihr gesamtes Frauengut — eingebrachtes und Vorbehaltsgut — allein zu verfügen. Sie kann aber auch dem Mann die Verwaltung überlassen und hat fernerhin aus den Einkünften ihres Vermögens einen den Lebensgewohnheiten der Eheleute angemessenen Beitrag zu den Kosten des ehelichen Aufwandes zu leisten."

Wellmann, dem bekannt ist, daß außer dem gesetzlichen Güterstand der Verwaltungsgemeinschaft noch andere Arten

des Güterrechts nach dem B.G.B. bestehen, richtet an den Amtsrichter eine darauf bezügliche Frage.

„Ich habe Ihnen vorhin, meine Herrschaften," erwidert Doktor Hellfeld, „mitgeteilt, daß die soeben besprochene Verwaltungsgemeinschaft das gesetzliche Güterrecht darstellt, das heißt, es tritt mit dem Eheschluß in Wirksamkeit, wenn nicht ein anderes der zulässigen Güterrechte vertragsmäßig vereinbart worden ist, oder während der Dauer der Ehe vereinbart wird. Diese anderen Güterstände sind:

1. die allgemeine Gütergemeinschaft,
2. die Errungenschaftsgemeinschaft,
3. die Fahrnisgemeinschaft und
4. die Gütertrennung.

Wenn Brautleute beschlossen haben, eines dieser vertragsmäßigen Güterrechte für ihre Ehe gelten zu lassen, so müssen sie sich vor dem Gericht oder einem Notar einfinden oder sich dort durch Bevollmächtigte vertreten lassen. Wollen sie aber zugleich einen Erbvertrag abschließen, so müssen beide zugleich zur Stelle sein. Wählen die Brautleute einen der obengenannten Güterstände, so brauchen sie nicht die einzelnen gesetzlichen Erfordernisse in dem Vertrage anzuführen, sondern sie erklären einfach: Wir wählen für unsere Ehe den und den Güterstand. Sie können aber auch nach Belieben die gesetzlichen Bestimmungen abändern.

Was nun die Unterschiede der einzelnen Systeme betrifft, so wird bei der allgemeinen Gütergemeinschaft nach Paragraph 1438 das Vermögen beider Eheleute, mag es schon vorhanden sein oder erst später erworben werden, zum gemeinschaftlichen Vermögen, das vom Ehemann verwaltet wird. Neben diesem Gesamtgut können die Eheleute vertragsmäßig jeder für sich ein Vorbehaltsgut zurückstellen. Außerdem wird Vorbehaltsgut, was durch Erbschaft und Schenkung unter der entsprechenden Bestim-

mung an einen der Eheleute fällt. Ueber das Vorbehaltsgut hat wiederum nur jeder der Ehegatten selbst die Verfügung. Der eheliche Aufwand fällt auf das Gesamtgut. Die Frau kann auf Aufhebung der Gütergemeinschaft unter denselben Voraussetzungen gegen den Mann klagen, wie bei der Verwaltungsgemeinschaft. Der Mann kann die gleiche Klage gegen die Frau anstellen, wenn infolge der Ueberschuldung der Frau der Erwerb des Mannes gefährdet wird. In beiden Fällen kommt es zur Gütertrennung."

„Dieses System der allgemeinen Gütergemeinschaft ist nun eigentlich das mir am meisten zusagende, Herr Doktor," fällt Fräulein Krull ein. „So müßte es überall in der Ehe sein. Alles müßte beiden Eheleuten gemeinsam gehören. Not und Trübsal soll von beiden gemeinsam getragen werden wie das Glück in guten Tagen."

Der Vater lächelt zu diesen Worten. „Aus den Anführungen des Herrn Amtsrichters hast du zu Anfang unserer Unterredung gehört, mein Kind, daß eine Sicherung des eingebrachten Gutes der Frau seine großen Vorzüge hat. Ohne das geringste Mißtrauen gegen deinen Bräutigam zu hegen, muß ich mich doch auf den Standpunkt stellen, daß die Verhältnisse oft stärker sind als die Menschen. Als Vater habe ich die Pflicht, nach Möglichkeit, auch über meinen Tod hinaus, für dich zu sorgen. Uebrigens ist ja auch Albert ganz mit mir einverstanden. — Nun, Herr Amtsrichter, wird es noch nötig sein, uns die anderen Systeme ihrer Eigenart nach kurz zu kennzeichnen. Darf ich darum bitten?"

„Selbstverständlich, mein verehrter Herr Krull. Sowohl die Errungenschaftsgemeinschaft wie die Fahrnisgemeinschaft passen am besten für Eheleute, welche entweder gemeinsam ein Geschäft oder jeder für sich allein ein Geschäft betreiben und somit beide ein gemeinschaft-

liches Vermögen erwerben und vermehren. Bei der ersteren wird das von den Eheleuten während der Ehe erworbene Gut zum Gesamtgut. Das eingebrachte Gut, und was später durch Erbschaften oder Schenkungen dazu kommt, bleibt jedem der Eheleute. Der Mann hat das Gesamtgut zu verwalten, die Erträgnisse fallen in das Gesamtgut. Die Frau kann außerdem noch ein Vorbehaltsgut haben.

Die sogenannte Fahrnisgemeinschaft ist eine nur in einzelnen Punkten abgeänderte Gütergemeinschaft. Alles ist gemeinsam, auch die gesamte bewegliche Habe, die Fahrnis, mit Ausnahme des eingebrachten Gutes, welches aber nur das unbewegliche Vermögen der Ehegatten umfaßt, soweit es bei Schließung der Ehe vorhanden war oder später durch Erbschaft oder Schenkung dazu kam, und dessen, was durch Ehevertrag als eingebrachtes Gut des einzelnen bestimmt ist. Zum unbeweglichen Vermögen gehören Grundstücke und deren Zubehör. Auch hier kann die Frau ein Vorbehaltsgut haben."

„Wenn ich also recht verstanden habe, Doktor," bemerkte Wellmann, „so haben wir, wenn wir das gesetzliche Güterrecht der Verwaltungsgemeinschaft für uns wählen, gar nichts mit Eheverträgen und auch nichts mit dem Gericht zu thun?"

„Nichts, Albert. Ich will hoffen, daß ihr später nicht etwa von der Verwaltungsgemeinschaft zurückkommt und zur Gütertrennung schreitet. In einem solchen Fall müssen die Eheleute vor dem zuständigen Amtsgericht erscheinen, die Ehefrau, wenn sie noch minderjährig ist, unter Beistand dessen, der die elterliche Gewalt über sie ausübt, oder ihres Vormundes. Ein Vertrag über Gütertrennung muß ebenso, als ob die Gütertrennung durch Klage herbeigeführt worden ist, in das bei dem Amtsgericht zu führende öffentliche Güterrechtsregister eingetragen werden. Das Gericht muß die Eintragung in einem

öffentlichen Blatt bekannt machen, und verlegen die Eheleute ihren Wohnsitz in einen anderen Gerichtsbezirk, so muß die Eintragung dort wiederholt werden.

Damit glaube ich, Ihnen alles mitgeteilt zu haben, was für Sie, meine Herrschaften, für die Beurteilung der Frage, welches Güterrecht für das zukünftige Ehepaar am zweckmäßigsten gewählt wird, von Wichtigkeit ist. Vor allem wollen wir dafür dankbar sein, daß allmählich die zahlreichen ehelichen Güterrechte in Deutschland verschwinden, die für die vor dem 1. Januar 1900 bestehenden Ehen noch Gültigkeit haben. Ich als Amtsrichter kann davon ein Liedchen singen. Ich habe in meinem Bezirk das Dorf Groß-Mödendorf. Das Pfarrhaus und die drei großen Bauernhäuser haben ein anderes Ehe- und Erbrecht als die übrigen dreiundvierzig Hausstellen. Von den letzteren sind noch etwa fünf, in denen das alte Recht gilt, nach dem das gesamte Vermögen der Frau für die Schulden des Mannes haftet, wenn der Ehe Kinder entsprossen sind, im anderen Falle aber nicht. In Vollstadt, dem Sitz des Amtsgerichts, gehört der Ehefrau alles als freies Eigentum, was sie während der Ehe durch ihre Kunst oder Geschicklichkeit erwirbt. Eine Viertelstunde davon liegt das Dorf Zerrenthien. In drei von den Gehöften dieses Dorfes gilt derselbe Grundsatz; in allen übrigen Häusern gehört alles, was die Frau erwirbt, dem Mann. Ich kann nur hervorheben, daß wir Juristen bisher bei einet Versetzung an ein anderes Gericht in ewiger Gefahr lebten, gegen das an dem betreffenden Ort oder in seinen einzelnen Teilen gültige Recht zu verstoßen, und mit uns wird das deutsche Volk die Einführung der Bestimmungen des B.G.B. als eine große Wohlthat empfinden."



Der Huchen und sein Fang.

Skizze aus den österreichischen Alpenländern.

Von H. Wille.

Mit 6 Illustrationen. 

Zu den edelsten und wohlschmeckendsten Fischen gehört die Familie der Lachse oder Salmoniden. Sie haben alle einen gestreckten, rundlichen Leib, einen verhältnismäßig kleinen Kopf, mit bis unter das Auge gespaltenem Maul, kegelförmigen Zähnen an Kiefern, Pflugscharbein und Gaumenbein; sie sind mit kleinen Schuppen bekleidet und haben eine kurze Afterflosse. Für den menschlichen Haushalt besitzen die Lachse eine große Bedeutung wegen ihres köstlichen Fleisches, das von dem keines anderen Fisches an Wohlgeschmack und leichter Verdaulichkeit überboten wird.

Der größte unter allen Salmoniden ist der Huchen, Huch, Heuch oder Hüchl, von den Naturforschern Salmo Hucho genannt, der ausschließlich in der Donau und den aus den Alpen ihr zufließenden größeren Gewässern vorkommt. Ganz vereinzelt hat man auch wohl in den von Norden her der Donau zuströmenden Flüssen einen oder den anderen Huchen gefangen; solche Fälle können aber nur als Ausnahmen gelten. Ein Versand der in dem vorhin bezeichneten Gebiete gefangenen Huchen findet nicht

statt, da die Fische den Transport schlecht vertragen und zudem der Fang nur gerade den Bedarf der einheimischen Märkte deckt. Aus diesem Grunde dürfte der schöne und wohlschmeckende Fisch unseren norddeutschen Lesern wohl nur dem Namen nach bekannt sein. Selbst auf Sommerreisen in den bayerischen und österreichischen Bergländern findet man ihn für gewöhnlich nie auf der Speisenkarte, da der Fang erst im Oktober beginnt, um bereits mit dem Februar wieder zu enden. Um so interessanter dürfte daher für weitere Kreise eine Schilderung der Gewohnheiten dieses Fisches und der verschiedenen Arten seines Fanges sein.

Der Huchen ist auf dem Oberkopf, Nacken und Rücken braungrau oder rötlichgrau gefärbt, auf dem Bauche aber silberweiß, so daß ein Ton in den anderen allmählich übergeht. Bei ganz alten Fischen findet man ein blasses Rot als Grundfarbe. Kopf und Rumpf sind bald mehr, bald weniger mit kleinen dunkelgrauen oder schwärzlichen Pünktchen besetzt, zwischen denen — besonders auf dem Scheitel, dem Kiemendeckel und dem Rücken — größere schwarze Flecke stehen, die weiter ab- und rückwärts in die Form eines Halbmondes übergehen. Die Flossen sind schmutzigweiß mit einzelnen dunklen Punkten. Was Größe und Gewicht betrifft, so beträgt seine Länge durchschnittlich 1½ Meter und die Schwere gegen 20 Kilogramm; es kommen in der Drau und in der Donau aber auch nicht selten Huchen von 2 Meter Länge vor, die bis 50 Kilogramm wiegen.

In seinem Wesen zeigt sich unser Fisch als echter Lachs; doch übertrifft er, seiner Größe entsprechend, alle übrigen Angehörigen der Familie an Gefräßigkeit und Raubgier. Siebold erfuhr von Fischern, daß sie wiederholt Wasserratten im Bauche großer Huchen gefunden hätten. Im Schwimmen und Springen ist er nicht weniger gewandt



Erlegen des Huchens mit dem Spiess.

als sein edlerer Verwandter, der Lachs (Salmo salar), hinter dessen Wohlgeschmack das weißliche Fleisch des Huchens jedoch ebenso zurückstehen muß wie hinter dem der Lachsforelle. Immerhin ist er ein feiner Leckerbissen, wodurch sich der Eifer, mit dem überall der Huchenfang betrieben wird, genugsam erklärt. Der Huchen wird entweder gesotten und mit Essig und Oel angemacht oder an dem Spieße gebraten. Aeltere Fische muß man vor dem Braten mit zahlreichen Einschnitten versehen und in diese Butter streichen, da das Fleisch sonst zu trocken ist.

Die Laichzeit des Huchens fällt mit jener der übrigen Lachse nicht zusammen. Sie beginnt bei günstiger Witterung schon im März, während sie in kälteren Jahren im April, wohl auch erst im Mai stattfindet. Die Fische verlassen dann ihren Lieblingsaufenthalt, die stark strömenden Gewässer, um seichtere und stillere Wasserläufe aufzusuchen. An seichten, sandigen Stellen, über denen das Wasser jedoch nicht stagniern darf, wühlt das Huchenweibchen dann mit dem Schwanze Gruben aus, um dahinein die Eier zu legen, wobei es, wie das Lachsweibchen, stets einige Männchen begleiten. Bei den Fischern heißt eine solche tiefe und weite Grube im Flußsand „Bruch".

Von den wendischen Bauern in Untersteiermark und Unterkärnten wird leider der Huchen am Bruch nicht selten mit einer langgestielten Fischgabel „gestochen", weil er dort seiner sonstigen Vorsicht und Scheu gänzlich vergißt und somit besonders leicht erlegt werden kann. Das Weibchen scheint während seines Eierlegens geradezu taub und blind zu sein; wenn ein Männchen von dem Spieß getroffen wird, machen sich die anderen wohl davon, aber jedesmal nur auf kurze Zeit. Man kann sie mit dem Spieß alle miteinander ohne Mühe herausholen, und deswegen schadet diese rohe Raubfischerei, die übrigens

mit Recht überall gesetzlich verboten ist, dem Fischstand außerordentlich.

Auch eine andere Lachsart, die weitverbreitete Aesche (Salmo thymallus), thut der Vermehrung des Huchens starken Eintrag, indem sie mit Vorliebe im Bruch die eben befruchteten Eier verzehrt, bevor sie das Huchen-



Huchen, auf Raub ausgehend.

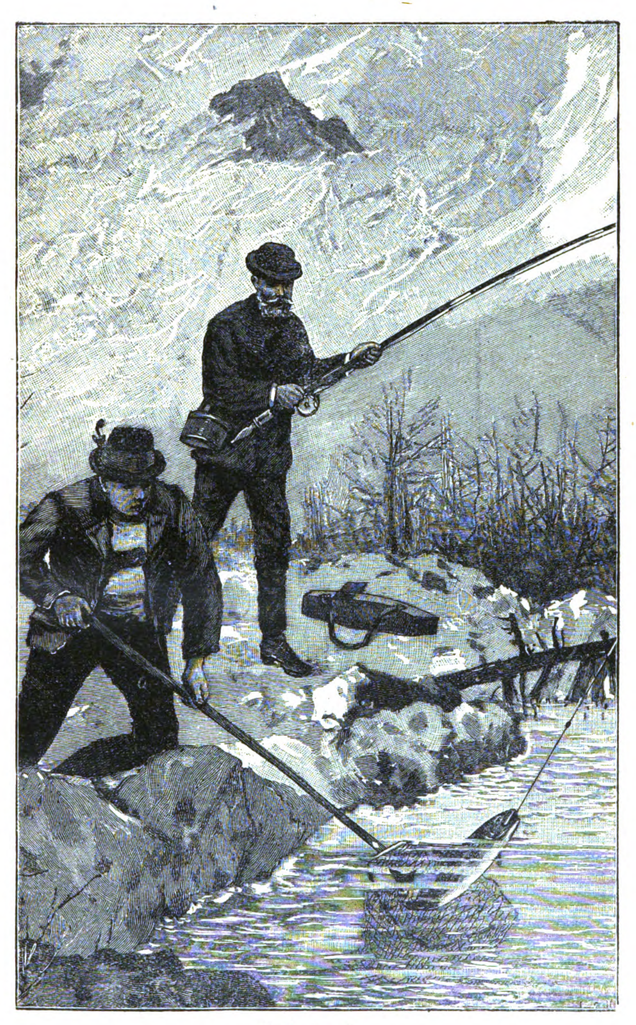
weibchen noch mit Sand hat zudecken können. Sogar vor den eigenen Eltern sind die jungen Huchen nicht sicher; sie wandern deswegen häufig in die Bäche hinauf, bis sie groß genug geworden sind, um nun ihrerseits den meisten anderen Fischen furchtbar werden zu können.

Nach dem Laichen geht der dabei gleich allen Salmoniden stark abmagernde Huchen wieder in die größeren Gewässer zurück. Dort pflegen sie sich in der starken Strömung zwischen Steinen, versunkenen Stämmen und der-

gleichen oder unter überhängenden Uferböschungen aufzuhalten, um auf Beute zu lauern. Kommen Fische an seinem Versteck vorüber, dann schießt der Huchen blitzschnell daraus hervor und verfolgt sie mit so blindem Ungestüm, daß er nicht selten bis auf das Ufergelände springt. Wenn man eine größere Anzahl von kleineren Fischen gleichzeitig in weitem Bogen sich über die Wasserfläche schnellen sieht, so darf man sicher sein, daß der Huchen hinter ihnen her jagt. Bei klarem Wasser wird man den dunklen Rücken des Raubfisches auch leicht gewahren können, wie er pfeilschnell heranschießt; nachher kehrt er jedesmal wieder an seinen Standort zurück.

Den ganzen Sommer über kann man in Flußläufen, wo unser Fisch häufiger vorkommt, derartige Raubzüge des Huchens wahrnehmen. Erfahrungsmäßig nimmt er aber in der warmen Jahreszeit nur selten einen Fischköder an; doch gelingt es dem erfahrenen Angler wohl, jüngere Fische während jener Zeit mit der großen Huchenfliege zu angeln.

Diese künstliche Fliege hat nach der Mitteilung eines erfahrenen Freundes dieses Angelsports, Thomas Schlegel, der mit seinem Bruder seit Jahren die Salmonidenfischerei in Steiermark, Kärnten, Krain und Oberösterreich betreibt, ungefähr die Größe einer großen gelben Maifliege; der Leib von kupferfarbenen Pfauenfedern wird mit dünnem Silberfaden umwickelt, für die Füße benutzt man rote Hahnenfedern und rostbraune Federn aus dem Schweif des Rebhuhns statt der Flügel. Diese „Fliege“ wird mittels der Lachsgerte geworfen, was sehr geschickt gemacht werden muß. Da es nur bei klarem Wasser vor sich gehen kann, so hat sich der Angler mit Vorsicht zu nähern; er muß dann die Stelle, wo der Huchen steht, genau treffen und ihn „anhauen“, sowie er nach der Fliege „aufgeht“.



Huchenangeln.

Der Huchen findet in der wärmeren Jahreszeit überall Nahrung genug, deswegen geht er fast nie an einen Köderfisch heran. Daraus hat sich die gänzlich unbegründete Sage gebildet, daß er während jener Zeit ins Schwarze Meer wandere; es giebt aber Sachverständige genug, die ihn zu allen Jahreszeiten in den oben angegebenen Flüssen gesehen und kleinere Exemplare auch während der Frühlings- und Sommermonate gefangen haben. Erst später im Jahr, wenn die ersten Fröste eintreten und die kleineren Fische sich nun der Kälte halber zwischen den Steinen und Wurzeln verbergen, nimmt der Huchen Fischköder begierig an, und aus diesem Grunde findet der eigentliche Huchenfang in den Wintermonaten statt.

Wer ihn gewerbsmäßig oder als Liebhaber des Angelsports betreiben will, darf sich daher vor Sturm und Frost, vor Regen und Schneegestöber nicht scheuen. Auch muß er über ein Paar kräftiger Arme verfügen, denn das nachher noch näher zu besprechende „Drillen" eines großen Huchens ist wahrlich kein leichtes Stück Arbeit.

Für den Sportsfreund empfiehlt unser Gewährsmann eine 4 bis 5 Meter lange, starke und etwas steife, zerlegbare Angelgerte aus zähem, starkem Holz. Sie ist am zweckmäßigsten mit großen Hornringen versehen, durch die eine 30 Meter lange Leine aus Hanf oder Seide läuft, die vor der Benutzung um eine große Multiplikatorrolle aufgewickelt ist. Die gefirnißte Leine endigt mit einer kleinen Schleife, in die man einen drei- bis sechsfach gedrehten Seidendarm mittels eines Karabinerhakens am oberen Ende einhängt. Am unteren Ende dieses Seidendarmes dagegen wird ein cylindrisches Bleistück und ferner ein zweiter Karabinerhaken angebracht, in dem man einen zwei- oder dreifachen Angelhaken in Ankerform aus zähem Stahl befestigt. Als Köder dienen am besten Weißfische oder Barben von 12 bis 18 Centimeter Länge.

Die Fischer von Beruf in Steiermark benutzen Angelleinen, die freilich viel einfacher sind, und selbstgemachte kurze und dicke Fischgerten. Zum Ködern dient ihnen in der Regel ein Bündel Flußpricken (Petromyzon fluviatilis), das beim Ziehen durch das Wasser fast aussieht wie ein aufgelöster Haarzopf; davon nennen sie diesen Huchenfang auch das „Huchenzöpfen" oder „Hürchelnzöpfen". Eine Hauptsache beim Angeln ist stets, daß der Köder völlig frisch und unbeschädigt sei; ferner muß man ihn, um guten Erfolg zu haben, in solcher Weise durch das Wasser zu ziehen verstehen, daß er sich dabei rasch um sich selbst dreht und wie lebend erscheint. Er „spinnt" dann, wie die Fischer sagen.



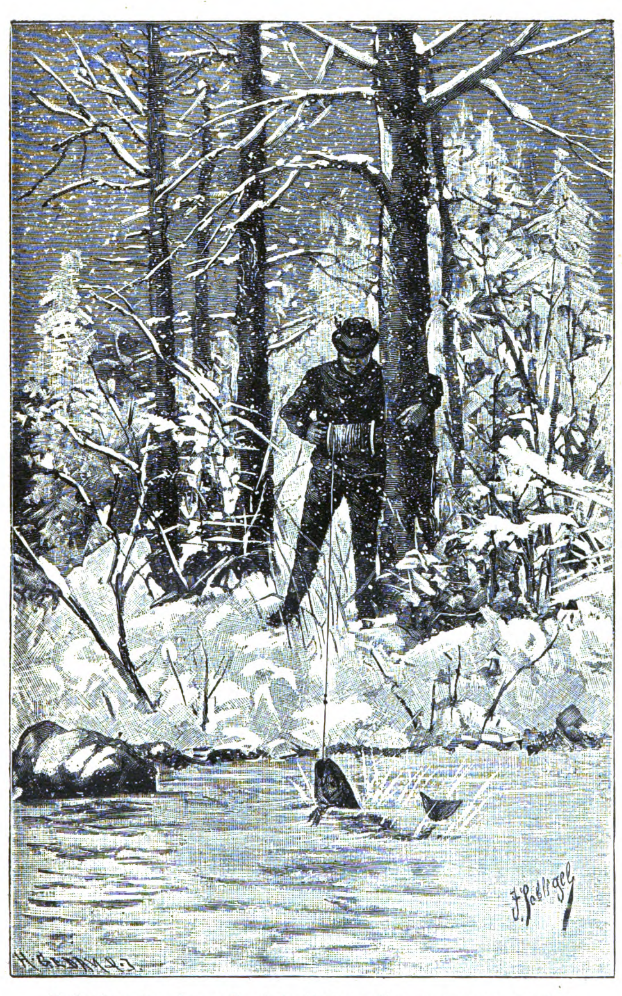
Obersteirischer Huchenfischer mit der Angel.

Man verfährt am besten so, daß man zunächst den Köder in der Nähe des Ufers auswirft und hin und her zieht. Will es damit nicht glücken, dann rolle man von der Leine ein tüchtiges Stück ab und lagere es so auf dem Boden,

daß das Auswerfen ungehindert von statten gehen kann. Nun schleudert man den Köder in kräftigem Wurfe mitten in den Fluß hinein, wobei die Finger die Schnur lose über der Rolle halten müssen. Wenn ein Huchen dem Köder nachschießt, so giebt ein Stoß in der Hand dem Angler die Gewißheit, daß er angebissen hat. Die Gerte ist dann steif zu halten und in der Richtung auf uns zu zu ziehen, damit sich der gierige Raubfisch den Angelhaken selbst in den Rachen reiße.

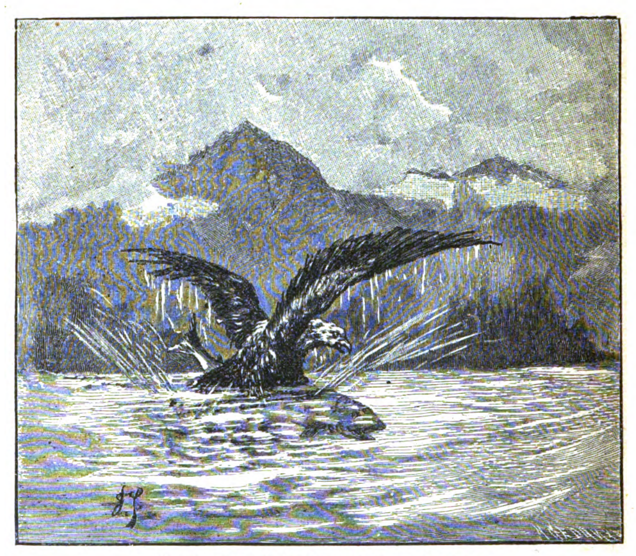
Nun erst beginnt das sogenannte „Drillen", das Müdemachen des Fisches. Es kommt hierbei darauf an, die Leine jederzeit durch einen mäßigen Zug gespannt zu erhalten; andererseits aber darf man sie auch nicht allzu straff anspannen, denn sonst „schlägt sich der Fisch ab". Am zweckmäßigsten leitet man ihn, falls die Uferverhältnisse dieses erlauben, an der gespannten Leine flußabwärts. Auf diese Weise ermattet der Huchen nämlich rasch, indem er das Wasser, das in seinen offenen Rachen eindringt, durch die geschlossenen Kiemendeckel nicht auszustoßen vermag. Sollte sich ein Stromabwärtsgehen nicht ausführen lassen, dann suche man den Fisch durch immerwährendes Hin- und Herführen müde zu machen; man muß jedoch darauf gefaßt sein, daß es oft eine halbe Stunde dauert, bevor er endlich so matt geworden ist, daß man ihn an jede beliebige Stelle schleifen kann. Um so größer ist dann aber auch der Triumph, so einen Huchen von vielleicht 10 bis 15 Kilogramm zum Schluß mit dem Landungsnetz herausheben oder ohne weiteres aufs Ufer schleifen zu können.

Wegen der „Landung" der Beute empfiehlt es sich, einen kräftigen, zünftigen Fischer mitzunehmen. „In den steirischen und oberösterreichischen Thälern," berichtet Schlegel, „waren uns diese Begleiter immer sehr angenehm. Lauter gutmütige und humoristische Leute, voll



Huchenfang im oberen Murthale (Steiermark) mit einer um den Leib geschnallten Spule.

Schlauheit und Witz, wie sie uns in Roseggers „Tannenharz und Fichtennadeln" oft begegnen. Dabei sind sie genaue Beobachter, von philosophischer Ruhe beim Mißgeschick und recht lustig und plaudersam beim Wein. Das Bild auf S. 217 ist das Porträt eines steirischen Huchenfischers, so siegesstolz und behaglich schmunzelnd fanden



Kampf eines Fischadlers mit einem Huchen.

wir ihn, als wir im oberen Murthale fischten. Durch seine dicke Lodenjacke und die „Schneekrapfen", welche die Fußknöchel wärmen, durch dicke Beinkleider und Strümpfe gegen die grimme Dezemberkälte wohl verwahrt, das brennende Pfeifchen in der Hand, den wohlerworbenen Huchen zu seinen Füßen — macht uns der stramme deutsche Obersteirer einen behaglichen Eindruck."

Nicht unerwähnt bleibe, daß die Obersteirer auch den

Huchenfang ohne Angelgerte auszuüben verstehen. Sie haben dann die große Rolle an einem um den Leib geschnallten Ledergurt befestigt und werfen die Leine mit der Hand aus. Diese Methode des Fischens erfordert viel Gewandtheit und ist auf beeistem abschüssigem Gelände nicht ungefährlich. Wenn ein großer Huchen „gegriffen" hat, muß sich der Fischer nämlich oft an einem Baume festklammern, um nicht ins Wasser gerissen zu werden.

Welche Kraft ein solcher Bursche besitzt, konnte unser Gewährsmann so recht erkennen, als er eines Tages einen mächtigen Fischadler in die Wellen der Traun stoßen sah, um eine Beute zu erhaschen. Anstatt daß der Räuber sich aber gleich darauf mit dem Fisch, in den er seine Fänge geschlagen hatte, wieder erhoben hätte, sah man ihn verzweiflungsvoll mit den Flügeln schlagen, als sei er in eine Falle geraten. Im nächsten Augenblick blitzte ein großer Fisch unter ihm auf, noch einige Flügelschläge folgten, und dann waren Fisch und Adler in den Wogen verschwunden. Fischer fanden am anderen Morgen die beiden gewaltigen Kämpen tot. Der Adler hatte sich in den Rücken eines zwölf Kilogramm schweren Huchens fest verkrallt, und dieser war nicht zu Grunde gegangen, ohne dem geflügelten Räuber ein ungeahntes gleiches Ende zu bereiten.

Der Huchenfang, den wir so ausführlich geschildert haben, bildet einen äußerst anziehenden Zweig des Angelsports, dem es daher nie an Liebhabern fehlen wird. Zum Schluß sei noch hinzugefügt, daß sich dieser Fisch für Teichwirtschaft einmal wegen seiner Gefräßigkeit und dann auch, weil er leicht einer Hautkrankheit erliegt, weniger eignet.





Mannigfaltiges.

Die erste Weltausstellung. — Die bevorstehende Weltausstellung in Paris, mit der sich bereits jedermann beschäftigt, und die allem Anschein nach die glänzendste und umfassendste sein wird, die je stattgefunden hat, erinnert daran, daß Frankreich überhaupt das Geburtsland der Weltausstellungen ist, und zwar war es im Jahre 1801 Napoleon, damals noch erster Konsul der Republik, der die Idee einer „Industrieausstellung aller Nationen" anregte.

In dem gewaltigen Hofe des Louvre, des alten französischen Königspalastes, wurde in aller Eile das Ausstellungsgebäude errichtet, dessen vier Eingangs- und Ausgangsthore den vier auf den Schloßhof führenden großen Portalen gegenüber sich befanden. Es war ein zwar sehr geräumiges, doch äußerlich ziemlich schmuckloses Gebäude, das Innere desselben mit allegorischen Basreliefs und anderem figürlichen Schmuck versehen. Hundertvier jonische Säulen, ein schön verziertes Gesimse stützend, bildeten ringsherum vier Galerien. Zwischen diesen Säulen waren vorn offene Bogenhallen, in welchen die Aussteller ihre Auslagen gemacht hatten. Andere Auslagen befanden sich auf Tischen oder besonderen Aufbauten in der Mitte des weiten Raumes.

Die Zahl der Aussteller betrug zweihundertdreiunddreißig; davon waren über die Hälfte Pariser, die meisten anderen aus den französischen Departements. Aus dem Auslande hatten nur wenige sich eingestellt, denn man stand dem neuen Unternehmen noch mißtrauisch gegenüber, während zur Weltausstellung im

Jahre 1900 es keinen noch so entlegenen Erdenwinkel geben wird, der nicht Vertreter seiner Gewerbsthätigkeit und seine Erzeugnisse nach Paris sendete. Damals aber, auf der ersten Weltausstellung, herrschte Frankreich fast unbeschränkt. Die berühmte Porzellanmanufaktur in Sèvres hatte ihre schönsten Erzeugnisse ausgestellt, ebenso die nicht minder berühmte staatliche Gobelinsmanufaktur, deren Prachtarbeiten nach dem Urteil der Kenner aber fast noch übertroffen wurden durch die seidenen Hautelissetapeten, Teppiche und Möbelbezüge aus der Manufaktur in Beauvais. Prächtige Möbel aller Art, Porzellan-, Fayence-, Glas-, Bronze-, Silber- und Goldsachen sah man da, alle die zierlichen Luxus-, Galanterie- und Phantasieartikel, durch deren Fabrikation sich die Pariser von jeher auszeichneten. Den Gebrüdern Piranesi, welche ihr Kunstinstitut von Rom nach Paris verlegt hatten, bot sich hier beste Gelegenheit, ihre meisterhaften Kupferstiche der Welt bekannt zu machen; die großen Verlagsbuchhändler glänzten durch schöne Klassikerausgaben.

Auch einige Neuheiten erschienen auf dieser Ausstellung. Da war zum Beispiel die Contésche schwarze Zeichenkreide, dann kunstvolle Gewebe, verfertigt mittels der neuen Maschine von Jacquard, den Napoleon dafür durch ein Jahresgehalt von sechstausend Franken belohnen ließ. Ferner sah man zuerst sehr schönes, auf neue Art hergestelltes Leder von Seguin, dem berühmten Gerber, der damals die größte Gerberei in Europa besaß.

Es waren nur meistens gebrauchsfertige Artikel in der Ausstellung; Maschinen und Werkzeuge sah man nicht. Wie auf einer Messe wurden die ausgestellten Sachen auch sofort an das Publikum verkauft und gingen flott ab. Es wird berichtet, daß viele Aussteller ihre Vorräte täglich erneuern mußten, so rasch und ansehnlich war der Absatz. Ein Aussteller und Verfertiger von parfümiertem Siegellack in verschiedenen Farben verkaufte fast täglich für einige tausend Franken von seiner Ware. Auffallend waren die vielen Porträtdarstellungen Napoleons. Man sah ihn zu Pferde und zu Fuß, in ganzer Figur und als Büste, modelliert auf hundertfache Art, in Bronze, Marmor, Porzellan, Fayence, auf Dosen, Tassen und Vasen, als süßes Figürchen aus

Schokolade und Zuckerkandis, auf jede erdenkliche Art, und diese Napoleonsfiguren und -porträts wurden tausendweise zum Andenken an die Ausstellung gekauft.

Jede Pariser Weltausstellung muß natürlich ihr Hauptschaustück, ihren „clou“ haben, wie die Franzosen sagen. Was dies im Jahre 1900 sein wird, weiß man noch nicht genau; bei der letzten großen Ausstellung war es der Eiffelturm, bei der vorletzten der gigantische Fesselballon, bei den früheren irgend etwas anderes — und bei der ersten im Jahre 1801 war es ein holdes weibliches Wesen, nämlich die schöne Madame Michalon mit ihrer wunderbaren griechischen Haarfrisur.

Die Schwärmerei für die antiken republikanischen Tugenden hatte während der Revolution das griechische Kostüm in Mode gebracht, und die Damen sahen darin auch wirklich reizend aus. Leider aber fielen Hunderte von jungen hübschen Damen zur Herbst- und Winterszeit dieser gar zu luftigen und für das Pariser Klima nicht passenden Mode zum Opfer; sie wurden hinweggerafft von Lungen- und anderen Erkältungskrankheiten. Wie das altgriechische Gewand, so waren auch die antiken griechischen Haarfrisuren in Mode gekommen, und Madame Michalon war die Göttin im Reiche der Haarfrisuren. Madame Rosalie Michalon war die fünfundzwanzigjährige, blendend schöne Gattin des derzeit berühmten Damenfriseurs Michalon. Dieser geschickte und geschäftskluge Mann, der sich auch vortrefflich auf Reklame verstand, hatte eine neue Pomade erfunden und eine verbesserte Art von parfümiertem Reispuder. Noch berühmter aber war er geworden durch die von ihm komponierten und arrangierten griechischen Damenfrisuren; seine Meisterschaft auf diesem Gebiete wurde allseitig anerkannt.

Auch er hatte einen der Bogen im Ausstellungsgebäude inne. Dort weilte seine Gattin mit einigen hübschen jungen Mädchen, die ihr beim Geschäft halfen, und verkaufte massenhaft die Kosmetika, Pomaden, Haaröle, Parfümerien, Seifen und den herrlichen Reispuder, welcher dem regen Erfindungsgeiste ihres Gemahls sein Dasein verdankte. Zugleich diente sie selbst als lebendes Reklamebild seiner Frisierkunst, denn sie war von ihm so himmlisch schön à la grecque frisiert, daß die Besucherinnen der

Ausstellung verzückte Schreie und Rufe der höchsten Bewunderung ausstießen bei ihrem Anblick. Und die elegante Herrenwelt, von ihrer Schönheit angezogen, umlagerte beständig in Scharen ihren wohlriechenden Ausstellungs- und Verkaufsstand, um sich von dieser griechischen Fee holdselig anlächeln zu lassen. So hatte es sich denn ganz wie von selbst gefügt: Madame Michalon war der eigentliche „clou“ der ersten Weltausstellung geworden.

Unglücklicherweise befand sich gerade gegenüber ihrem wohlriechenden Verkaufsstand, und zwar nicht in einer Bogenhalle, sondern in dem offenen Raum, die Auslage eines Engländers, Namens Smith, des Erfinders eines Apparats, mit dem man nach seiner Behauptung das verdorbenste, schmutzigste Wasser wieder klar und trinkbar machen konnte. Man sah auf einem Tische seine Filtrierapparate ausgestellt, welche die Form von größeren und kleineren Urnen hatten, mit einem dicht anschließenden Deckel oben und einem Metallhahn unten zum Abzapfen. Es war ihm verboten worden, das Filtrieren schmutzigen, fauligen oder blutigen Wassers in der Ausstellung selbst vorzunehmen, weil man den üblen Geruch solcher Experimente fürchtete. Nun hatte aber Napoleon ein Interesse für diese Erfindung, da er glaubte, daß sie vielleicht für die Kriegsschiffe der Flotte von großem Nutzen sein würde. Napoleon wollte, nachdem die Ausstellung bereits seit einiger Zeit eröffnet war, sie jetzt auch besuchen, und zwar mit seiner Gemahlin Josephine, deren Damen und mit sonstigem großen Gefolge. Da er Smiths, Filtrierapparat in Thätigkeit zu sehen wünschte, war es selbstverständlich für den betreffenden Tag dem Engländer gestattet worden, in der Ausstellungshalle selbst vor dem ersten Konsul einen Filtrierversuch zu machen.

Napoleon und seine Gemahlin nebst Gefolge erschienen an dem bestimmten Tage in der Ausstellungshalle und wurden ehrerbietig begrüßt.

Der erste Konsul betrachtete mehr oder weniger flüchtig dies und jenes und kam endlich bei den Filtrierapparaten an. Seine Gemahlin, Frau Josephine, die sich dafür nicht sonderlich interessierte, wohl aber desto mehr für die schöne Madame Michalon, wandte mit ihren Damen sich dieser zu.

Der Engländer erklärte in etwas mangelhaftem Französisch Napoleon seine Erfindung.

„Kann Meerwasser damit trinkbar gemacht werden?“ fragte Napoleon.

„Nein,“ versetzte der Erfinder. „Aber auf Seereisen in Fäulnis übergegangenes und verdorbenes süßes Wasser kann dadurch wieder klar und trinkbar gemacht werden. Ich werde mir erlauben, sofort den Beweis für die Trefflichkeit meiner Erfindung zu liefern.“

Damit hob Smith den Deckel von einer seiner größeren Urnen. Im Inneren derselben war ein mit einer porösen Masse bedecktes Sieb angebracht. Er hob dann einen Blecheimer hoch, dessen Deckel er abnahm. Man sah mit wahrem Ekel darin eine widerliche, höchst schmutzige, in Fäulnis übergegangene, grüngrauliche Flüssigkeit, die häßlich stank, was der Erfinder lächelnd zu entschuldigen bat. Diese Flüssigkeit goß er in die Urne und machte dann rasch den Deckel zu. Nach einer Minute drehte er unten am Apparat den Metallhahn auf. Zuerst kam nur tropfenweise, dann aber bald in einem dünnen Strahl klares Wasser heraus, welches er in Gläsern auffing, die er auf ein Präsentierbrett stellte und sie einigen Herren des Napoleonischen Gefolges zum Trinken anbot. Alle lehnten mit Ekel ab. Da trank er selbst ein Glas voll davon aus, und zwar anscheinend mit dem größten Wohlbehagen.

Dabei aber achtete er leider nicht auf das, was hinter seinem Rücken vorging. Ein wißbegieriger Herr vom Gefolge des ersten Konsuls öffnete den Deckel des Apparats, um hineinzuschauen. Im selben Augenblick verbreitete sich ein so fürchterlicher Gestank, daß alle Anwesenden mit den Fingern sich die Nasen zuhielten, auch Napoleon.

Der Gestank drang auch zu dem benachbarten Verkaufsstand Michalons. Die schöne Frau Rosalie, gewöhnt an alle lieblichen Wohlgerüche Arabiens, Persiens und Hindostans, stieß einen Schrei des höchsten Entsetzens aus. Josephine aber mit ihren Damen flüchtete eilends von der Stätte.

„Das ist ja ganz abscheulich,“ sagte Napoleon. „Solchen Gestank habe ich bisher gar nicht für möglich gehalten.“ Und

schleunigst machte er sich ebenfalls davon. Der unglückliche Erfinder blieb allein bei seinen Apparaten zurück. Er war um alle seine Hoffnungen betrogen.

Da wurde plötzlich: „Feuer — Feuer!" gerufen, und ein großer Tumult, ein wildes Gedränge entstand in der Halle.

Jedoch ein höherer Polizeibeamter schrie sogleich mit Donnerstimme: „Es ist falscher Lärm! Ruhe, Ruhe! Kein Feuer, also keine Gefahr! Diebe sind's!"

So verhielt es sich in der That. Taschendiebe hatten die Feuerrufe ausgestoßen, um in dem dadurch entstehenden allgemeinen Wirrwarr besser ihr Geschäft betreiben zu können. Aber die aufmerksamen Polizeiagenten hatten das sogleich heraus, und sie erwischten die Industrieritter.

Der Besuch Napoleons und Josephinens in der Ausstellung hatte für den unglücklichen englischen Erfinder noch ein unangenehmes Nachspiel. Die schöne Michalon, die durch die greulichen Filtrierexperimente ihr wohlriechendes Geschäft bedroht glaubte, wandte sich dieserhalb an die Frau des ersten Konsuls mit der Bitte, zu veranlassen, daß der Engländer entfernt werde. Josephine wußte denn auch Napoleon um so leichter dafür zu gewinnen, als dieser sich durch des Engländers Erfindung ebenfalls enttäuscht sah. Der Engländer erhielt daher am nächsten Tage von der Ausstellungsdirektion die Weisung, seine Apparate aus der Halle zu entfernen.

Smiths Erfindung erwies sich überhaupt als unpraktisch, wie der scharfe Blick des Korsen sofort erkannt hatte. Der Apparat eignete sich für die Anwendung im großen nicht, da er sich nach kurzem Gebrauche so verschmutzte, daß er nicht mehr zu benutzen war.

Die erste Weltausstellung in Paris galt als ein großer Erfolg. Wie sehr sich seitdem die Zeiten geändert haben, lehrt ein Vergleich zwischen jener, wo Madame Michalon den „clou" und der Filtrierapparat des Engländers eine „Sensation" bildete, und den Wundern, die durch die bevorstehende Ausstellung in Paris den Augen der Besucher geboten werden sollen. F. L.

Neue Erfindungen: I. Ein neues Milchsieb. — Die bisher bekannten Milchsiebe, bei denen der Siebboden entweder

festgelötet war, oder aber nur lose aufgelegt wurde, entsprachen einem wirklich praktischen, sicher funktionierenden Milchsiebe nur sehr wenig, da erstere schlecht zu reinigen, bei letzteren aber Schmutz unter dem Rand des Siebbodens mit hindurchgeht, weil derselbe nur lose und niemals ganz dicht schließend aufliegt. — In dem neuen, untenstehend abgebildeten Siebe sind diese Fehler nun in glücklichster Weise vermieden. Der aus schlangenförmig gelochtem Metallblech bestehende obere Siebboden, sowie der aus mit Metallrand versehener Siebgaze bestehende untere Siebboden werden durch federnde Stahldrahtbügel in dem ohne alle scharfen Ecken und aus einem Stück Stahlblech gestanzten Trichter festgeklemmt und zwar derart, daß der Rand des Siebbodens absolut dicht schließend aufliegt und so Schmutzteile nicht hindurch gelangen können.

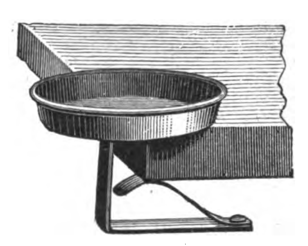


Ein neues Milchsieb.

Durch einen Druck auf die beiden aufgebogenen Enden der federnden Bügel nimmt man nach dem Gebrauch erst diese und dann die Siebböden heraus und lassen sich nun alle Teile sehr leicht und sicher reinigen.

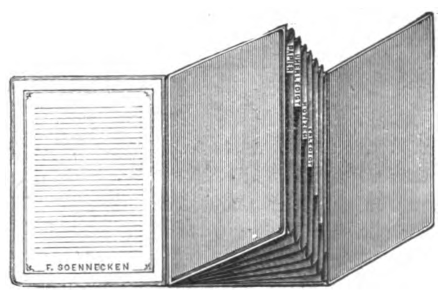
II. Spielteller mit Klammer. — Allen Freunden des Kartenspiels wird eine neue Erfindung willkommen sein, die es unmöglich macht, daß die Spielteller für das Geld oder die Marken verschoben werden, auf dem Tische herumspazieren oder gar herunterfallen. Die Abhilfe dieser Uebel ist so einfach, daß

man sich nur wundert, wie nicht schon viel früher jemand darauf gekommen ist, und besteht darin, daß man den Spielteller an der unteren Fläche mit einer Klammer versieht nach dem Muster der bekannten und allgemein gebräuchlichen Tischtuchklammern. Ein solcher Spielteller läßt sich an jedem Spieltische ohne weiteres befestigen, indem man die Klammer über die Tischkante schiebt. Der Spieler hat dann seinen Teller stets rechts oder links neben sich, ohne dadurch im geringsten belästigt zu werden, und noch den Vorteil, daß er ihn auch zum Einstellen des Bierglases benutzen kann.



Spielteller mit Klammer.

III. Eine Reiseschreibmappe für Damen. — Eine vortreffliche Einrichtung zum Schreiben auf der Reise und zum Aufbewahren der Papiere bietet Soenneckens Reisemappe, die neuerdings auch in einer für Damen bestimmten kleinen und sehr hübschen Ausführung angefertigt wird. Die Mappe enthält sieben Fächer, welche die Aufschriften: „Papier, Unerledigt,



Reiseschreibmappe für Damen.

Erledigt, Notizen, Couverts, Karten, Verschiedenes" tragen, ferner eine Schreibunterlage aus bestem Löschkarton. Die Mappe macht in dem dunkelgrünen Segeltuch einen feinen Eindruck und zeichnet sich durch Handlichkeit und vorteilhafte innere An-

ordnung aus, die es ermöglicht, alle Papiere für die Korrespondenz auch auf der Reise stets beisammen zu halten.

Die Drahtzieher von Altena. — Ein gewaltthätiger Mann war der Generalleutnant v. Woltersdorff, der von Friedrich dem Großen zum Gouverneur in der Grafschaft Mark ernannt worden war. Er hatte bemerkt, daß die Drahtzieher in dem Städtchen Altena bei Iserlohn samt und sonders stattliche und kräftige Leute waren, von denen aber nicht ein einziger dem Heere angehörte, und es reifte in ihm daher der tolle Plan, sämtliche dienstfähigen Männer Altenas durch einen Gewaltstreich zum Heeresdienst zu zwingen. Dies sollte durch einen förmlichen Ueberfall geschehen, bei dem er die Drahtzieher einfach gefangen nehmen und fortführen wollte.

Im Juli des Jahres 1770 rückte Woltersdorff mit seiner Compagnie über den Wicksberg, an dessen Fuß Altena liegt. Allein die Bürgerschaft hatte Wind von dem Anschlag bekommen. Kaum zeigten sich die blitzenden Bajonette auf der Anhöhe, als die Altenaer die Glocken zu läuten begannen und eilfertig die schmale Gasse besetzten, welche den einzigen Zugang in die Stadt vom Wicksberge her bildete. In den zahlreichen Schmiedewerkstätten wurden lange Eisenstangen glühend gemacht. Mit diesen Stangen bewaffnet, rückte man den eindringenden Soldaten in der engen Gasse, die zu einem zweiten Thermopylä wurde, zu Leibe, und sobald die glühenden Stangen erkaltet waren, traten andere Männer mit frisch geglühten Eisen an ihre Stelle. Die Weiber gossen von den Dächern und Fenstern den Soldaten siedendes Wasser auf die Köpfe, und nach zweistündigem Kampfe sah sich Woltersdorff genötigt, seine mit Brandwunden bedeckten Soldaten zum Rückzug zu kommandieren.

Vergeblich suchte die Regierung den für Woltersdorff so beschämenden Vorfall zu vertuschen. Der Magistrat von Altena zeigte den Hergang der Sache selbst bei Friedrich dem Großen an. Sein Gerechtigkeitsgefühl entschied zu Gunsten der Altenaer. Friedrich schrieb wörtlich am 11. August 1770 von Sanssouci an Generalleutnant v. Woltersdorff: „Mein lieber Woltersdorff! Es ist officiell angezeigt worden, welche Disturbationen Er in dem Städtchen Altena in der Mark gemacht hat. In Erwägung

Seiner sonstigen Meriten will ich diese mauvaise Geschichte für diesmal pardonnieren, werde Ihn aber nach Spandau schicken, wenn Er sich je wieder eine solche Abnormität sollte zu Schulden kommen lassen. Friedrich." J. W.

Die Wasserkrugpflanze. — Es giebt wohl unter den vielen Beispielen der voraussichtigen Oekonomie der Natur kein deutlicheres als das, welches eine Pflanze gewährt, die man in Ceylon und anderen Inseln des Ostens findet, und der man den zutreffenden Namen „Wasserkrugpflanze" gegeben hat. Meistens an den trockensten und steinigsten Lagen wachsend, hat die Natur die seltsame Pflanze mit den geeignetsten Mitteln versehen, sich Feuchtigkeit zu verschaffen, ohne welche sie nicht bestehen und fortkommen könnte. Am Stiele jedes Blattes, und zwar unten an der Basis, befindet sich ein Säckchen in der Form eines Kruges. Dieser kleine Behälter ist mit einem schrägen Bande oder Reif umgürtet und mit einem aufs genaueste passenden Deckel versehen, der sich an einer starken Faser bewegt. Durch das Zusammenschrumpfen oder Zusammenziehen dieses Fasergewebes öffnet sich der Deckel, wenn das Wetter regnerisch ist oder Tau fällt. Hat den kleinen Wasserbehälter genügend Feuchtigkeit durchdrungen, so fällt der Deckel wieder zu und schließt sich so fest, daß durchaus keine Verdunstung stattfinden kann. Sobald die kleinen Krüge erschöpft sind, öffnet sich der Deckel wieder, um Feuchtigkeit aufzunehmen, und wenn die Pflanze Samen trägt und die trockene Jahreszeit in vollem Maße eintritt, so verwelkt sie, während alle Deckel der kleinen Krüge offen stehen. C. T.

Der blamierte Diplomat. — Daß die Diplomatie zuweilen auch ihre Leiden hat, mußte im Jahre 1858 der Vertreter Sardiniens am französischen Hofe erfahren. Dieser befand sich einmal auf einem Hofballe in den Tuillerien und blickte etwas blasiert und gelangweilt auf die steifen Quadrillen. Er hatte nie tanzen gelernt und haßte deshalb dieses Vergnügen. Da trat ein Adjutant Napoleons III. auf ihn zu und forderte ihn im Namen einer Prinzessin zum Tanz für die nächste Quadrille auf.

„Ich bedaure sehr, mein Herr, denn ich tanze nicht, weil ich es nie gelernt habe," sagte der Gesandte.

„Diese Antwort werde ich der Prinzessin kaum überbringen dürfen, denn man wird sie nicht glauben," erwiderte der Adjutant.

„Und doch ist es so."

„Wohl, ich will sehen, was sich für Sie thun läßt."

Gleich darauf erschien der Adjutant mit erhitztem Angesicht wieder und sagte: „Es geht nicht. Der Kaiser sagt, Sie dürften den Antrag unter keinen Umständen abschlagen, weil sich der Fürst Metternich an der Quadrille beteiligt. Es würde eine Zurücksetzung Sardiniens bedeuten, wenn Ihnen nicht die gleiche Ehre zu teil würde. Stellen Sie sich nur an und machen Sie die Bewegungen einfach mit, das genügt ja."

Der Gesandte ließ sich verleiten, zur Ehre seines Landes zu tanzen. Er hüpfte mit, so gut er eben konnte, aber er brachte, wie zu erwarten stand, nur eine unendliche Verwirrung in den Tanz und zog sich eine große Blamage zu, die ihn veranlaßte, nächsten Tages nach Turin zu schreiben und den Grafen Cavour um seine Zurückberufung zu bitten, die ihm auch gewährt wurde. W. H.

Der „Santo Bambino". — An der Nordseite des römischen Kapitols hinter dem kapitolinischen Museum liegt die merkwürdige alte Kirche Santa Maria Araceli, die wahrscheinlich in den Tempel der Juno Moneta hineingebaut worden ist. In dem mit ihr verbundenen Kloster wohnt seit 1250 der Ordensgeneral der Franziskaner. Die Kirche hat in ihrer Sakristei in einem Schreine eines der berühmtesten Heiligtümer der katholischen Kirche verwahrt, den Santo Bambino (wörtlich: das heilige Kind), ein 60 Centimeter langes Holzbild des Jesusknaben, das im 16. Jahrhundert aus einem Olivenbaum des Oelbergs bei Jerusalem geschnitzt wurde. Es ist in weiße Seide gehüllt, trägt eine juwelenbesetzte Krone und ist über und über mit Edelsteinen und Perlen geschmückt, dazu mit einer Anzahl hoher Orden, die dem Bilde von katholischen Fürsten verliehen wurden. Jeden Tag pilgern Kranke hinauf nach Araceli, um ihre Andacht an dem Schrein zu verrichten und das Bild zn küssen, um dadurch geheilt zu werden. Der Santo Bambino hat einen prächtigen Wagen, in dem er zu solchen Kranken gefahren wird, die ihn nicht besuchen können, ihn aber berühren oder küssen

möchten, in der Hoffnung auf Wunderheilung ihrer Uebel. Man schätzt den Wert der Diamanten des Santo Bambino auf eine Million Mark. Dem Volke wird er einmal jährlich, am Epiphaniasfest (6. Januar), öffentlich gezeigt, indem man ihn in feierlicher Prozession durch die Straßen Roms führt. F. Z.



Der Santo Bambino in Rom.
Nach einer Photographie.

Zwei harte Proben. — Vor zweihundert Jahren ritt aus einem Thore der Festung Landau, umgeben von einer Meute Hunde, ein Mann, dessen häßliches Gesicht geradezu Abscheu erregte. Diese Häßlichkeit wurde noch gesteigert durch eine schlecht geheilte Wunde, die sich quer über das Gesicht zog. Aber jetzt wurde die Häßlichkeit eine wahrhaft teuflische, als der Reiter ein kurzes Lachen ausstieß. Seine Hunde hatten einen Fuhrmann, der ruhig neben seinem Wagen her gegangen war, niedergerissen, so daß dieser schreiend die Beine zum Himmel kehrte; gleichzeitig machten sie durch ihr

lautes Bellen ein Pferd scheu, das mit seinem Reiter querfeldein rannte. Einem jungen Bauernmädchen rissen sie das Tuch vom Kopfe und brachten es ihrem Herrn als Siegestrophäe. Kurz, die Bestien hausten so, daß bald der ganze Platz vor der Stadt von Menschen verlassen war, während sich der wilde Reitersmann die Seiten vor Lachen hielt. Das war der französische Feldmarschall v. Melac, der berüchtigte Verwüster der schönen Pfalz und damals Festungskommandant von Landau. Er fand ein besonderes Vergnügen daran, seine Hunde auf harmlose Wanderer zu hetzen und das Angstgeschrei der Ueberfallenen zu hören.

Langsam ritt er weiter, und seine kleinen, blutunterlaufenen Augen suchten nach einem neuen Gegenstand, auf den er seine Hunde hätte hetzen können. Da kam des Weges ein hochgewachsener junger Mann in fremdartiger Kleidung. Ein brauner Rock umhüllte seinen kräftigen Leib, den breitrandigen Filzhut schmückte ein Adlerflügel, im Gürtel steckte ein breites Messer, in der Hand trug der Fremdling einen schweren Stock. „Hussa, ihr Hunde," schrie bei seinem Anblick Melac, „auf ihn, hetz, hetz!" Verwundert war der Jüngling stehen geblieben. Als aber die Hunde auf ihn zu kamen, lief er rasch einer Eiche zu, blieb vor ihr stehen, drückte die Füße fest in die Erde und schwang seinen Stock. Die schwere Waffe flog bald hoch, bald tief, bald rechts, bald links auf die Hunde los, die ihn jetzt überfielen. Jeder Schlag traf. Mit wachsendem Ingrimm hatte Melac der Niederlage seiner Lieblinge zugesehen, jetzt pfiff er sie zurück und sprengte auf den kühnen Keulenschwinger los.

„Plagt dich der Satan," schrie er heiser vor Wut, „daß du es wagst, meine Hunde zu schlagen?"

„Seht Euch vor, Herr," rief zornig der junge Mann, „mein Stock ist nicht nur auf Hunde abgerichtet! Wie könnt Ihr Euch unterstehen, Eure Meute auf Eure Mitmenschen zu hetzen?"

Melac betrachtete den so furchtlos Sprechenden eine Weile, dann brach er in ein mißtöniges Gelächter aus. „Du bist ja ein Teufelsjunge! Dein Maulwerk bewegt sich ja ebenso schnell wie dein Stock. Wo hast du denn deine Fechtkunst gelernt?"

„Kennt Ihr die Keulenschwinger von Uri nicht? Das sage ich Euch, Herr, wäret Ihr in der Schweiz und benutztet Eure

Jagdkoppel in dieser Weise, so würde man Euch Eure Hunde, den einen nach dem anderen, an die Thür nageln und Euch darüber aufhängen."

„Hoho! Meinst du, Bürschlein? Aber jetzt sage mir, wer du bist, wohin du willst und woher du kommst."

„Mit welchem Recht wollt Ihr das wissen? Sagt mir vorher, wer Ihr seid!"

„Beim heiligen Dionysius, du gehst hübsch geradeaus! So wisse denn, mein Name ist bekannt in Frankreich, Holland und Deutschland, ich bin Melac, durch die Gnade meines Königs Kommandant der Festung, die du dort siehst. Und wie heißt du?"

Der Jüngling war überrascht einen Schritt zurückgetreten, aber er faßte sich und sagte: „Ich heiße Hieronymus v. Gestinen, bin aus der Schweiz und suche irgendwo mein Glück zu machen."

„Ei, das trifft sich ausgezeichnet! Tritt in mein Regiment! Solche Leute wie dich kann ich brauchen!"

„Nur unter der Bedingung, daß Ihr mich stets als freien Schweizer behandelt, Herr Kommandant."

„Topp, eingeschlagen!" rief Melac, und dann traten sie den Weg nach der Stadt an. Den kühnen Jüngling durchrieselte es kalt, als sie durch den düsteren Thoreingang kamen, als die Wache unter rasselndem Trommelschlag ins Gewehr trat, und er sich völlig in der Gewalt des rohen Kommandanten sah. Dieser schwang sich aus dem Sattel und führte ihn eine Treppe hinunter in den Zwingergraben. Hier ließ er einen grellen Pfiff ertönen. Da stürzte ein riesiger Schaufelhirsch, das ungeheure Geweih gesenkt, auf den Jüngling los. Der wich gewandt dem Stoße aus, ließ den Stock fallen und griff von der Seite mit beiden Händen dem Hirsch in das Geweih, indem er ihn niederzubeugen sich bemühte. Der Hirsch leistete Widerstand, doch gelang es ihm weder seinen Gegner abzuschütteln, noch in die Höhe zu schleudern. Der junge Schweizer hielt fest, ließ sich hin und her schleppen und lähmte die Kraft des gewaltigen Tieres immer mehr.

Lachend sah Melac eine Weile zu, dann rief er: „Couche-toi, Actéon!" und der Hirsch legte sich sofort auf die Seite wie ein Toter.

„Das war wohl," rief der junge Schweizer zornig, „noch eine Probe dafür, was Ihr unter Vergnügen versteht? Laßt mich gehen! Mit Euch will ich nichts mehr zu schaffen haben!"

„Du gefällst mir immer mehr," entgegnete Melac. „Die beiden Proben hast du gut bestanden. Du bleibst bei mir! Ich will dich halten wie einen Sohn. Und für jetzt biete ich dir eine Leutnantsstelle in meinem Regiment an."

Beide wurden die besten Freunde. Hieronymus v. Gestinen teilte mit Melac alle Schrecknisse der Belagerung Landaus durch den Markgrafen von Baden (1702) und erbte, als Melac in der Schlacht bei Malplaquet am 11. September 1709 fiel, dessen ganzes Vermögen. D.

Die Schlittenfahrten mancher Tiere. — Erfahrene Jäger haben in schneereichen Wintern, und besonders wenn der Schnee durch starken Frost vereist ist, beobachtet, wie einzelnes von Hunden und Treibern gehetztes Wild dann, wenn es von hohen und baum- und strauchfreien Bergen zu Thal eilt, oft eine unfreiwillige Rutschpartie bergab macht; die große Eile auf der glatten und stark abschüssigen Bahn bringt das fliehende Wild zu Fall, und so geschieht es zuweilen, daß ein solches Stück Wild auf die Hinterpranken zu kauern kommt. Hasen und Rehe, Bären und Gemsen sah man solche unfreiwillige Fahrten machen, aber nur die Gemsen allein haben aus diesen zufällig entstandenen Bewegungen Nutzen gezogen, indem sie das unfreiwillige Hinabgleiten über die Schneefelder zu ihrem Vorteil verwerten. Verschiedene Augenzeugen haben das Schlittenfahren der Gemsen beobachtet und erzählen folgendes als feststehende Thatsache: Wenn Gemsen auf der Treibjagd an Firnfelder gelangen, die durch Schlittenfahren ihre Flucht begünstigen können, lassen sie sich plötzlich in kauernder Stellung auf den Schnee nieder, beginnen mit allen Läufen zu rudern, um sich dadurch in Bewegung zu setzen, bis sie auf der Schneefläche nach unten gleiten und oft 100 bis 150 Meter in dieser Weise gleichsam schlittenfahrend durchmessen. —dn—

Die Normannischen Inseln. — Diese eigentümliche Inselgruppe, auch Kanalinseln genannt, die Viktor Hugo, der als Verbannter auf Guernsey lebte, „ein Stück ins Meer gefallenes

Frankreich“ nennt, „welches England aufgelesen hat“, haben sich vom Mutterlande ganz losgesagt. Gleichwohl gehören sie auch nicht zu Großbritannien, wenigstens unmittelbar nicht. Es sind kleine unabhängige Staaten unter der Oberhoheit der englischen Königin, welche sie aber nur in ihrer Eigenschaft als „Herzogin der Normandie“ beherrscht. In den amtlichen Schriftstücken auf den Inseln wird die Königin Viktoria daher auch nur so bezeichnet. Diese Inseln sind der letzte Rest der großen, einst halb Frankreich umfassenden Besitzungen Englands. Wohl giebt es englische Besatzungen auf den Inseln; daneben aber besteht die heimische Miliz, der in erster Linie die Verteidigung der Inseln zusteht. Noch rechnet man nach französischen Livres, die aber in der Praxis in Pfund Sterling umgesetzt werden; sonderbarerweise gilt auf Jersey ein Pfund Sterling 25 und auf Guernsey 24 Franken. Auf ersterer Insel ist englisches, auf letzterer französisches Geld im Umlauf. W. H.

Alter Zechspruch. — Aus dem 14. Jahrhundert stammt folgender, einst im Bankettsaal der Burg Hohen-Baden befindlicher treffender Zechspruch:

Es ist der Kopf ein Luftgezelt
Darin drei Stühle sind gestellt.
Das erste Glas tritt ein als Gast,
Nimmt auf dem ersten Stuhle Rast;
Das zweite Glas kommt hinterdrein
Und nimmt den zweiten Stuhl sich ein;
Wenn nun das dritte kommt zuletzt,
So sind die Stühle rings besetzt.
Dann kommt ein viert's noch wie der Blitz,
Sieht um sich und sieht keinen Sitz;
Und weil es doch nicht stehen kann,
So fängt es einen Lärmen an,
Zerrt an den andern hier und dort,
Und keins will räumen seinen Ort.
Da balgen sie sich ritterlich
Und werfen von den Stühlen sich,
Und noch ein Glück ist's, wenn das Zelt
Nicht selbst mit über'n Haufen fällt. C. T.

Aegyptische Strafgesetzgebung. — Ein deutscher Jurist, welcher Aegypten bereiste, hat sich auch das ägyptische Strafgesetzbuch angesehen und daraus unter anderen die folgenden Strafen mitgeteilt. Im ägyptischen Strafgesetz spielen der Stock und die Peitsche die Hauptrollen. Die Vagabunden sind am besten daran, sie werden so lange eingesperrt, „bis sie sich bessern". Bäcker und Fleischer, die falsches Gewicht führen oder die Käufer in anderer Weise betrügen, werden öffentlich mit 3 bis 99 Stockschlägen bestraft. Wer freiwachsende Bäume beschädigt, muß den Schaden entweder doppelt ersetzen oder er erhält 75 Peitschenhiebe. Ein Bauer, der sich als Beduine verkleidet (als solcher ist er von der Steuer befreit) wird mit 79 Peitschenhieben bestraft. Verfällt ein Regierungsbeamter in Strafe, so verliert er auch das Amt; er kann aber wieder angestellt werden, wenn fünf angesehene Männer bestätigen, daß er sich gebessert hat. Jeder, der die Altertumsschätze des Landes beschädigt, wird gehalten, den Schaden wieder eigenhändig gut zu machen, bringt er das nicht zu stande, so empfängt er an Ort und Stelle 100 Peitschenhiebe. Wenn ein Scheich eines Dorfes die Steuern verschweigt oder ungerecht verteilt, erhält er 79 Peitschenhiebe. Säumige Steuerzahler werden in Arrest gesetzt und dann erst entlassen, wenn sie Besserung angeloben. Wenn Bauern Prozesse anfangen wollen, sind sie vorher einige Zeit in Arrest zu bringen. Pächter von Staatseinkünften, welche sich Unregelmäßigkeiten zu schulden kommen lassen, sind von künftigen Pachtungen auszuschließen; ihre Diener aber, welche dabei halfen, mit 150 Peitschenhieben zu bestrafen. C. T.

Die ersten Kartoffeln in Frankreich. — Die Geschichte der Einführung des Kartoffelbaues in Europa ist besonders für Frankreich eigentümlich. Zu dem Apotheker Parmentier, der das Hauptverdienst hatte, meinte Ludwig XVI. einmal: „Sie haben das Brot der Armen erfunden. Frankreich wird es Ihnen einst danken." Der König wie die Königin und bald der ganze Hof trugen die Kartoffelblüte damals im Knopfloch, die Damen als Bouquet.

Wie aber hatte Parmentier es angefangen, dem Volke dieses neue Brot zuzuführen? Es galt nämlich auch hier, wie in an-

deren Ländern, das Vorurteil gegen etwas Neues zu beseitigen, das man mit mißtrauischen Blicken ansah. Es gelang ihm durch folgende List, berechnet auf die Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens, gerade das Verbotene am süßesten zu finden. Parmentier ließ ganze Felder mit Kartoffeln bestellen und Tafeln dabei errichten, auf denen schwere Strafe demjenigen angedroht wurde, der von der kostbaren Frucht stehlen würde. Da fingen denn die Bauern richtig zu stehlen an — man drückte die Augen zu, und bald begann der Anbau, erst heimlich im kleinen, bald aber in immer größerer Ausdehnung.

Der Landwirtschaftliche Verein in Württemberg soll später dieselbe List angewandt haben, und gleichfalls mit Erfolg. Th.

Ein Grobian. — Bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges trat der Herzog Karl Eugen von Württemberg freiwillig auf Oesterreichs Seite und rückte mit 12,000 Mann in Sachsen ein. Da er sehr selbständig und eigenwillig auftrat, erwarb er sich unter den Oesterreichern wenig Freunde. Er seinerseits war aber empört über das rauhe, unhöfliche Benehmen mancher Generale, die seinem Range nur geringe Ehrfurcht entgegenbrachten.

Unter diesen that sich besonders der nach der Schlacht bei Kollin zum Feldmarschall ernannte Serbelloni durch ungeschliffenes Wesen hervor. Einst ritt er neben dem Herzoge und rauchte, mächtig paffend, aus einer großen Meerschaumpfeife. Der Wind trieb dem Herzoge den Rauch ins Gesicht. Unwillig darüber, weil er den Tabaksrauch verabscheute, hustete er; Serbelloni rauchte ruhig weiter. Dann zog Karl Eugen sein Taschentuch und wedelte damit den Rauch fort; Serbelloni nahm keine Notiz davon. Endlich hielt der Herzog das Taschentuch vor den Mund und gab auf keine Rede des Feldmarschalls mehr Antwort. Jetzt schien der Kroat zu merken, was den Herzog geniere. Er paffte jedoch gelassen weiter und fragte nur verwundert: „Wann Ihna 's Rauchen nit gefallt, warum reiten S' dann da nit auf die andere Seit'?" D.

Gesetzt und gesetzt. — Franz Schubert, der Komponist so herrlicher Liederweisen, hatte eine Künstlerseele voll tiefster Empfindung, aber auch voll tiefen — Durstes. Er huldigte dem

Grundsatz, daß die guten Tropfen nicht für Tröpfe gekeltert würden, sondern daß unser Herrgott sie vor allem für geniale Geister geschaffen habe. Zu Zeiten huldigte er diesem Grundsatz etwas sehr stark. In einer solchen Zeit diktierte ihm sein Hausarzt, der nicht nur ein persönlicher Freund des Komponisten, sondern zugleich auch ein ausgezeichneter Musikkenner war, einmal ein paar Wochen Hausarrest und setzte ihn dabei auf Limonade. „Sie werden diese Zeit fleißig komponieren können," sagte er, als er dem Künstler diese Ordination erteilte.

„Gewiß — gewiß!" entgegnete Schubert eifrig.

Nach einer Woche sah sich der Arzt nach dem Freunde wieder um. „Nun, sind Sie recht fleißig gewesen?" fragte er.

„O, sehr fleißig, sehr fleißig!" antwortete der Musiker.

„So lassen Sie einmal hören!"

Schubert setzte sich ans Klavier und spielte. Der Arzt hörte aufmerksam zu, aber je länger Schubert spielte, desto länger auch wurde sein Gesicht. Er rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her und stieß unmutig mit dem Stocke auf den Fußboden. Schließlich brach er los und rief: „Ja, um Gottes willen, Freundchen, was haben Sie da zusammenkomponiert! Das ist ja das trivialste, matteste Zeug, was ich je gehört habe!"

„Ganz recht!" entgegnete der Künstler achselzuckend, „ganz recht! Das Zeug ist eben bei dem Zeug gesetzt, auf das Sie mich gesetzt haben!" C. Sp.

Stoßseufzer eines Bauherrn. — Der Fürst Heinrich von Salm hatte sich überreden lassen, auf einem seiner Güter größere Bauten aufführen zu lassen. Beim Richtfest hielt er eine Rede, die er mit folgendem Verse schloß:

„Bauen ist eine große Lust;
Aber hätt' ich das gewußt,
Daß es macht so viel Verdrust
Und so viele Thaler kust,
Hätte ich euch was gehust't." O. K.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 842 S